This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

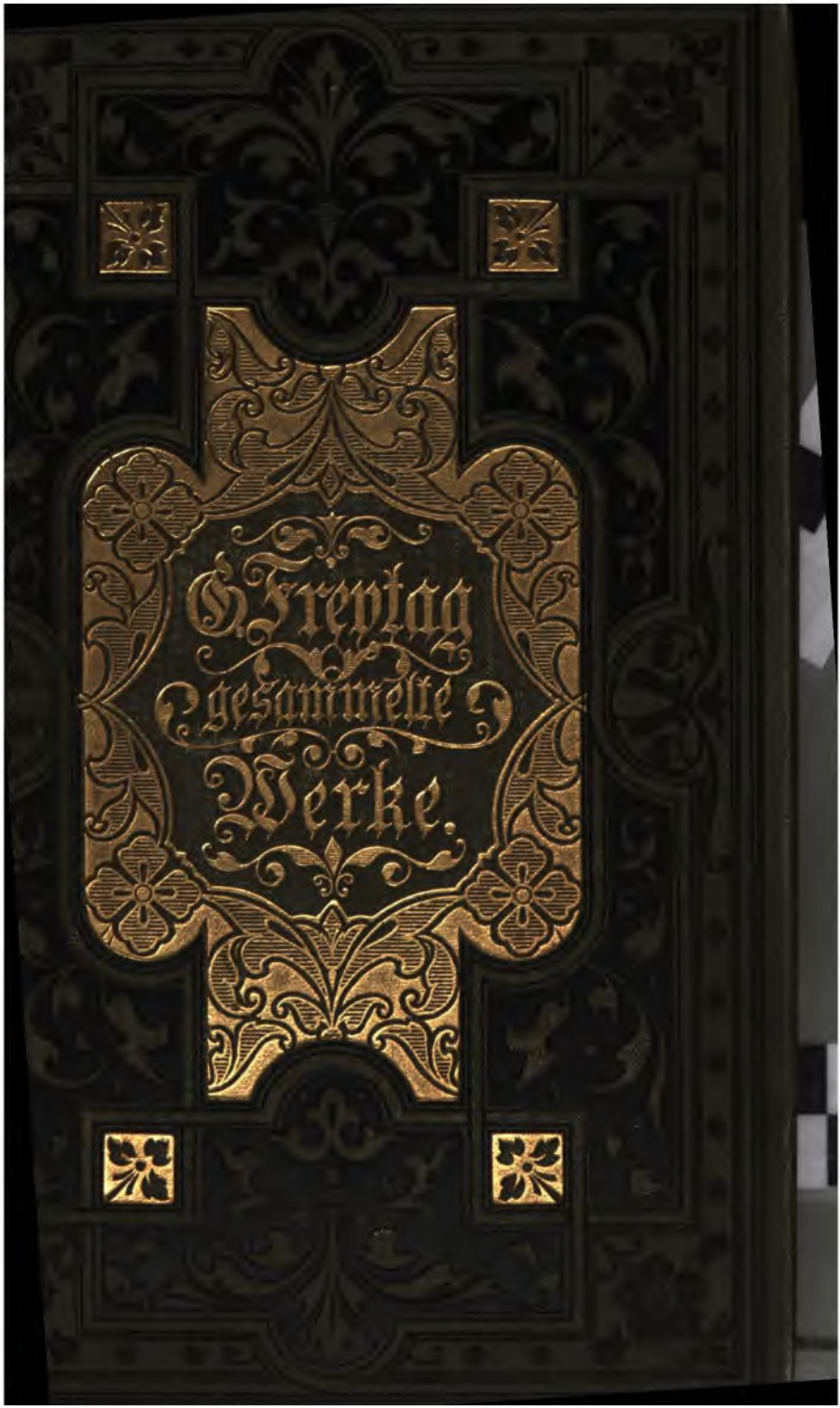
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

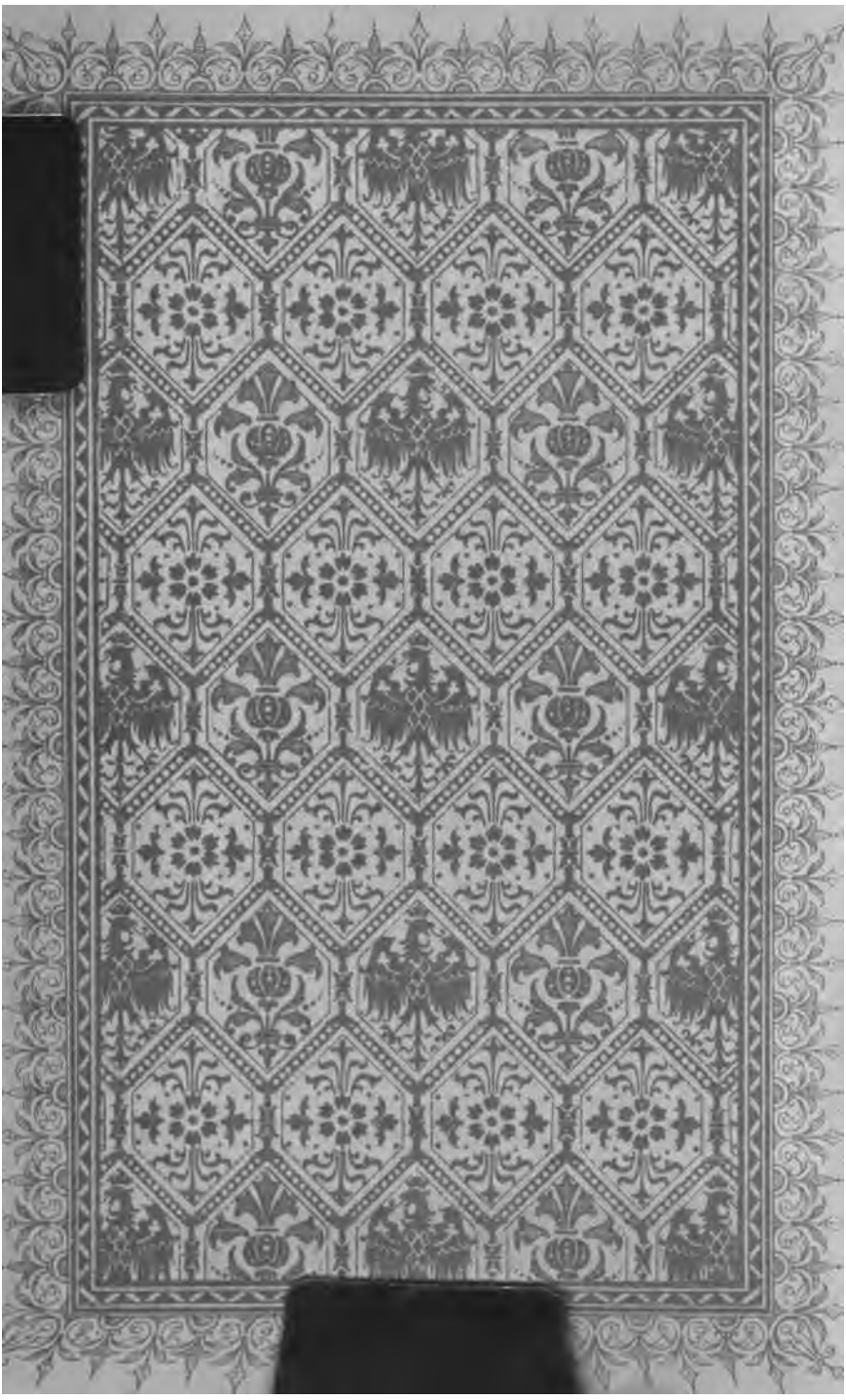
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


G. Freytag
gesammelte
Werke.



B33.7
F895I

# Gesammelte Werke

von

## Gustav Freytag.

Zweite Auflage.
(6.—10. Tausend.)

Neunzehnter Band.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1898.

LIBRARY OF THE
LELAND STANFORD JR. UNIVERSITY.

Q. 51569

MAY 22 1901

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

# Inhalt.

## Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Zweiter Band. Zweite Abtheilung. Aus dem Jahrhundert der Reformation. (1500—1600.)


Seite

1. **Ein fahrender Schüler.** Charakteristisches des 15. Jahrhunderts, Einführung in das 16. – Bewegung im Volk, Wandertrieb, aufregende Neuigkeiten, Landsknechte, Buchdruckerkunst. Deutsche Gelehrsamkeit, die Humanisten, die lateinischen Schulen, die Kinder aus dem Volk als Schüler. — Erzählung des Thomas Platter. — Einfluß der lateinischen Schule auf das Volk . . . . . 1

2. **Seelenkämpfe eines Jünglings und sein Eintritt ins Kloster.** Bedürfnisse des Volksgemüths. — Die Kirche. — Bruderschaften. — Der Ablaß. — Widerspruch dagegen. Erzählung des Friedrich Myconius . . . . . 35

3. **Aus der Clausur in den Kampf.** Der Sturm im Volke. — Luther's Beliebtheit im Volke. – Bericht des Ambrosius Blaurer. — Der Reiter von der Wartburg. — Erzählung des Johann Keßler . . . . . 51

4. **Doctor Luther.** Seine Bedeutung für uns. — Das Tragische in seinem Leben. — Perioden desselben. — Sein Vater. – Seelenkämpfe im Kloster und wie er sich daraus erhob. — Sein Wesen im Jahre 1517. — Drei Briefe an den Papst. — Innere Kämpfe. – Luther als Schriftsteller. — Der Reichstag zu Worms 1521. — Luther und Karl V. — Luther auf der Wartburg. — Der Buchstabe der Bibel und Mängel seiner Beweisführung. — Die Priesterehe. — Rückkehr nach Wittenberg. — Seine Stellung zur Politik. — Wie er heiratete. — Spätere Thätigkeit. — Gemüth, Familie, sein Gott, die Anfechtungen (der Teufel), das Weltende. – Aus der Leichenrede Melanchthon's. — Brief

Seite

Luther's an den Kurfürſt Friedrich den Weiſen vom 5. März 1522 . . . . . 68

5. **Deutſche Fürſten auf dem Reichstage.** Das römiſche Reich. — Möglichkeiten einer Neugeſtaltung. — Der Mann fehlte. — Die Fürſten des 16. Jahrhunderts. — Plötzliche Zunahme ihrer Macht durch die Reformation und das Beamtenthum. — Karl V. — Erzählung des Bartholomäus Saſtrow. — Schwäche der kaiſerlichen Macht. — Anſchluß der deutſchen Oppoſition an Frankreich. — Innere Auflöſung des Reichs . . . . . 144

6. **Eine Bürgerfamilie.** Einkehr in die kleinen Kreiſe des deutſchen Lebens. — Der Bauer in der Reformation, der Bauernkrieg, Johannes Eberlin. — Einwirkung des römiſchen Rechts. — Aufſteigende Volkskraft. — Socialer Vorzug der proteſtantiſchen Landſchaften. — Unſicherheit des Lebens. — Familiengeſchichte des Bartholomäus Saſtrow . . . . . 180

7. **Eines jungen Gelehrten Hochzeit und Haushalt.** Das Weib bei den Deutſchen, Ehe als Bündniß zweier Familien. Die Trauung. — Erzählung des Felix Platter . . . . 217

8. **Aus einem Patricierhauſe.** Die Städter. — Beſſere Zucht durch Obrigkeit und Geiſtliche, größere Sicherheit. — Händel. — Die Patricier als die Reichen und Gebildeten. — Verminderung des deutſchen Großhandels. — Bericht des Hans Schweinichen über den Reichthum der Fugger. — Ihre Frauen. — Charitas Pirkheimer und Argula von Grumbach. - Frauenbriefe aus der Familie Glauburg . . . . . 240

9. **Deutſcher Landadel im ſechzehnten Jahrhundert.** Einwirkung der Reformation. — Falſche Stellung zum geſammten Volke, allmähliche Umwandlung. — Charakter des Götz von Berlichingen. — Aus ſeiner Selbſtbiographie. — Charakter Schärtlin's. — Erzählung des Schärtlin. — Die Verſchlechterung ſeiner Wehrkraft wird dem Adel zum Heil. — Hofadel. — Die Fürſtenhöfe ſeit 1550, Feſte, Turniere, „Inventionen", Liebhabereien, Sammeltrieb, Hausweſen, Jagd, ſpießbürgerlicher Charakter der Fürſten am Ende des Jahrhunderts. — Hans von Schweinichen und Herzog Heinrich von Liegnitz. — Erzählung des Schweinichen. — Uebergang in das neuzeitliche Leben . . . . . 263

10. **Die Waffenfeſte des Bürgers.** Die Freiſchießen als Beiſpiel bürgerlicher Tüchtigkeit. Maifeſte der alten Bürger. — Schon

Seite

vor 1400 Freiſchießen. Einladungsſchreiben. Armbruſt und Feuerrohr. Ziel. Vorbereitungen für das Feſt. Pritſchmeiſter. Abgeordnete Schützen. Ankunft der Gäſte. Auszug. Neuner. Einrichtung des Armbruſtſchießens. Preiſe. Bezirgewinne. Der Kranz. Offene Spiele, Fechter, Volksbeluſtigungen. Glücks-topf. Ende des Feſtes, Ritterpreiſe. Gaſtfreundſchaft. Zahl der Gäſte. Händel. Zürich und Straßburg. Verſchiedenheit der Feſte nach Landſchaften. Ihr Untergang. — Schilde-rung des Breslauer Königſchießens von 1738 nach Kundmann. — Verluſt der Wehrkraft . . . . . 314

11. **Der deutſche Teufel.** Seine älteſte Geſchichte, Eindringen germaniſcher Ueberlieferungen. Wandlungen im Mittelalter. — Luther verlegt die Hauptthätigkeit des Teufels in die Seele des Menſchen. Geſchäftigkeit des Teufels in der neuen Kirche. Verträge mit dem Teufel ſeit Luther. Günſtige Stellung der Beſeſſenen. — Der Geldteufel zu Frankfurt. — Austreibung des Satans aus einer Beſeſſenen. Die Hexen. Grauſame Verfolgungen. Allmähliche Verdämmerung der Teufelsgeſtalt im Proteſtantismus. — Die Teufelsbücher, die Aufklärer. — Trübe Stimmung und Unglaube am Ende des Jahrhunderts . . . . . 360

# Bilder aus der deutſchen Vergangenheit.

Zweiter Band.
Zweite Abtheilung.

## Aus dem Jahrhundert der Reformation.
(1500 — 1600.)

# 1.

## Ein fahrender Schüler.

(1509 und folgende Jahre.)

Das fünfzehnte Jahrhundert versank. Uns Deutschen erscheint es wie Einleitung zu den großen Begebenheiten der Folge, als eine Zeit der Versuche, eifriger aber unfertiger Bildungen. Die Aufregung der Massen in einem großen halbslavischen Volksstamm des römischen Reiches hatte Tod und Verderben über die deutschen Landschaften gebracht, aber der Fanatismus der Hussiten schien auf der Brandstätte von hundert deutschen Städten und Dörfern verkohlt. Und doch zitterte die Bewegung in den Herzen fort durch zwei Geschlechtsfolgen, und im nächsten Jahrhunderte loderte die Flamme von neuem auf, mächtiger, unvertilgbar, eine Feuersäule für ganz Europa. Auch das Haus der Luxemburger war vergangen, seine letzten Erben hatten einst die ungarische Krone an die östreichischen Habsburger verpfändet, scheidend überließen sie diesen ihre Ansprüche auf die weiten und unsichern Erwerbungen ihres Stammes. Aber noch stand das Geschlecht der Habsburger in Deutschland nicht fester als alle andern deutschen Fürstenhäuser, als die Wittelsbacher, die Wettiner, die Hohenzollern. Und doch machte das nächste Jahrhundert Karl V zum größten Landgebieter der Erde. Vergebens hatte man auf den Concilien zu Kostnitz und Basel gearbeitet, die Schäden der römischen Kirche zu heilen, fruchtlos mühte man sich am Ende des

Jahrhunderts, das zerfallene Haus des deutſchen Reiches durch neue Pfeiler zu ſtützen, während doch Ludwig XI in Frankreich, der erſte Tudor in England ihr Königthum hoch über den Trotz der großen Vaſallen erhoben. Es war ein Jahrhundert der Fehden und einer rückſichtsloſen Selbſtſucht, und wieder des freien Zuſammenſchluſſes zu praktiſchen Zwecken, überall Städtebünde und Ritterbünde. Es war aber auch die Zeit, wo der deutſche Geiſt, auf Erreichbares und Endliches ſcharf gerichtet, zu der größten aller neuen Erfindungen kam, zur Kunſt Bücher zu drucken; wo trotz den Kämpfen auf der Landſtraße und blutigem Hader hinter den Stadtmauern Handel und Handwerk zu reichlicher Blüthe kamen, wo der Bürger und Bauer ſich als Kriegsmann fühlen lernte, wo der deutſche Kaufmann die nördlichen Meere ſeiner Herrſchaft unterwarf, während der romaniſche Seefahrer durch die Nebel eines ungeheuern Oceans zu unbekannten Erdtheilen drang. Es war endlich die Zeit, in welcher die Saumthiere der Alpen mit den Gewürzen des Orients und den Bullen des Papſtes auch die Handſchriften fremder Werke zutrugen, aus denen ſich über Deutſchland eine neue Wiſſenſchaft, die Morgenröthe des modernen Lebens verbreitete.

Das ſechzehnte Säculum kam herauf, und mit ihm die größte geiſtige Bewegung, welche je eine Nation in den innerſten Tiefen aufgewühlt hat. Für immer hat nach menſchlichem Ermeſſen dies Jahrhundert dem Geiſt und Gemüth der Deutſchen ſein Gepräge aufgedrückt. Eine einzige Zeit, wo eine große Nation emſig und angſtvoll ihren Gott ſuchte, Frieden für die beängſtigte Seele, ſittlichen und gemüthlichen Inhalt für ein Leben, das ihr reizlos, trübe, arm und verdorben erſchien. — Sehnſucht nach Erkenntniß der Wahrheit und heißes Ringen nach der ewigen Liebe, das ſollte auf lange die herrſchende Leidenſchaft der Deutſchen werden.

Solche Anſtrengung der Volksſeele, das geſammte Leben neu zu geſtalten durch ein tiefes Erfaſſen des Ewigen, hat

auch die politiſche Entwicklung der Deutſchen in einen Lauf gebracht, welcher dem anderer großer Culturvölker ſcharf entgegengeſetzt iſt. Denn dieſer leidenſchaftliche Kampf hat die volle Kraft der Nation in Anſpruch genommen bis zur äußerſten Erſchöpfung, er hat die politiſche Einigung Deutſchlands um Jahrhunderte aufgehalten, die furchtbarſten innern Kriege, eine totenähnliche Ohnmacht ſind ihm gefolgt; er hat einen tiefen Riß gemacht zwiſchen Deutſchen und Deutſchen, zwiſchen der neuen Zeit und dem Mittelalter. Er hat verurſacht, daß ein großer Theil des deutſchen Volkes, welches ſeine Geſchichte bis auf die Jahre Arioviſt's und Armin's zurückführen kann, jetzt die Hohenſtaufenzeit, ja das Reichsregiment des erſten Maximilian betrachten darf wie eine dunkle Sage, denn ſeine Staatenbildung, ſeine Rechte, ſeine Gemeindegeſetze ſind kaum ſo alt als die der nordamerikaniſchen Freiſtaaten. Die älteſte unter den ſtolzen Nationen, welche auf den Trümmern des Römerreichs entſtanden, iſt jetzt in vieler Beziehung das jüngſte Mitglied der Staatenfamilie Europas. Aber wie verhängnißvoll auch jener Streit des ſechzehnten Jahrhunderts für die politiſche Geſtaltung des Vaterlandes geworden iſt, dennoch ſoll jeder Deutſche mit Ehrfurcht darauf zurückſehen, denn ihm verdanken wir Alles, was jetzt unſern Stolz und unſere Hoffnung ausmacht, unſere Opferfähigkeit, Sittlichkeit, die Freiheit des deutſchen Geiſtes, einen unwiderſtehlichen Trieb nach Wahrheit, die unerreichte Forſchungsweiſe unſerer Wiſſenſchaft, unſere Kunſt, zuletzt auch die große Verpflichtung, welche die Ahnen auf unſere Seele gelegt haben, die Pflicht das zu vollenden, was ihnen mißlang. Gerade jetzt, wo wir mitten im politiſchen Kampfe für deutſches Weſen ſtehen, wird es nützlich ſein zu gedenken, wie dieſer Streit vor vierthalbhundert Jahren im Volke begonnen hat.

Wer in die Seele der Deutschen zu blicken versucht, zu jener Zeit, wo das sechzehnte Jahrhundert emporstieg, der wird in den untern Schichten des Volkes eine geheimnißvolle Unruhe erkennen, etwa wie bei den Wandervögeln, wenn der Frühling herannaht. Auch wurde dieser unbestimmte Drang häufig zur uralten deutschen Wanderlust. Die Zahl der Landläufer, junger und alter, der Kleinkrämer, Pilger, Bettler, fahrenden Schüler war sehr groß, durch alle deutschen Stämme bis in die Slavenländer des Ostens, nach Frankreich und vor allem nach Italien ging der abenteuerliche Zug. Vieles wirkte zusammen, die Armen unruhig, auffässig, nach Neuem begierig zu machen.

Wunderbare Nachrichten klangen aus der Ferne. Hinten im fernen Mittelmeer auf dem Wege nach Jerusalem, den deutsche Pilger noch alljährlich suchten, hatte sich ein neuer Stamm, ein neuer Glaube eingedrängt, unheimlich und grauenhaft. Jeder Pilger, der aus dem Osten kam, berichtete in den Herbergen von der wilden Streitkraft des Türken, von seiner Vielweiberei, von Christenkindern, die er raubte und sich zu Sklaven erzog, von den Gefahren der christlichen Inseln und Seestädte. Und wieder auf der andern Seite im Westen tauchten der Phantasie aus dem Grauen des unendlichen Meeres neue Goldländer herauf, Landschaften wie das Paradies, braune Völker, die von Gott nichts wußten, eine unendliche Beute und Herrschaft für die gläubigen Christen. Dazu kamen die Botschaften aus Italien selbst, wie unzufrieden die Südländer mit dem Papste seien, wie arg der Handel mit kirchlichen Aemtern, wie lasterhaft die Fürsten der Kirche.

Und die von solchen Dingen zu erzählen wußten, in Stadt und Land, waren nicht mehr furchtsame Handelsleute, arme Pilger, sondern sonnenverbrannte feste Gesellen mit kühnem Antlitz und scharfer Wehr, Nachbarkinder und sichere Leute, die als Söldner des Kaisers nach Welschland gezogen waren, sich dort mit Italienern, Spaniern und Schweizern

gerauft hatten und jetzt mit Beute zurückkehrten, Goldstücke im Seckel und goldene Ritterketten am Halse. Mit Ehrfurcht starrte die Jugend des Dorfes auf den Landsknecht, der seine Hellebarde vor der Schenke in den Boden stieß und die Herberge für sich und seine Gäste in Beschlag nahm wie ein Edelmann oder Fürst; denn er, der Bauernsohn, hatte die welschen Ritter unter seine Füße getreten, er hatte tief in die Geldkasse eines italienischen Fürsten gegriffen, er hatte für seine deutschen Hiebe vom Papste Ablaß vollauf bekommen, ja, wie man raunte, einen geheimen Segen, der ihn unverwundbar machte gegen Hieb und Stich. Eine Ahnung der eigenen Kraft und Tüchtigkeit zog nach langer Zeit zum ersten Mal durch die Seele der Gemeinen. Auch sie waren Männer, in ihrer Hütte hing der Knebelspieß und an ihrem Gürtel das lange Messer. Und wie war ihre Lage in der Heimat! Ihre Hände und Gespanne forderte der adlige Junker für seinen Acker, ihm gehörte Holz und Wild im Walde, der Fisch im Wasser; selbst wenn der Bauer starb, nahm jener dem Erben das beste Haupt der Herde oder Geld dafür. Auch die Bauern hatte Christus durch seinen Tod erlöst und frei gemacht, und jetzt waren sie in der Mehrzahl eigene Leute des Gutsherrn. In jeder Fehde, die dem Junker auflag, waren sie die Opfer, dann fielen fremde Reisige in ihr Vieh, schossen gegen sie selbst den Bolzen und warfen sie in ein finsteres Loch, bis sie Lösegeld zahlten. Und wieder nach ihren Garben und nach jedem versteckten Gulden spähte die Kirche. Unredlich, listig und üppig wie die Welschen, war auch der Dechant, der mit den Jagdfalken, mit Dirnen und Reisigen durch ihr Dorf ritt; ihr Pfaffe, den zu wählen und zu entlassen sie kein Recht hatten, der ihre Weiber verführte oder in ärgerlichem Haushalt mit Wirthin und Kindern lebte; der Bettelmönch, der sich in ihre Küche einnistete und für sein Kloster das Fleisch im Rauchfang, die Eier im Korbe verlangte. Eine dumpfe Gährung

kam in die Landgemeinden des südlichen Deutschlands, schon am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts begannen örtlich beschränkte Aufstände, Vorboten des Bauernkrieges.

Aber noch größere Einwirkung übte die neue Kunst, durch welche auch der Aermste klug und gelehrt werden konnte. In der Mitte des letzten Jahrhunderts war am Rheinstrom erfunden worden, geschriebene Worte ins Tausendfache zu vervielfältigen. Schon seit mehren hundert Jahren hatte man mit Holztafeln Muster gedruckt, manchmal einzelne Seiten Schrift darin ausgeschnitten, endlich ersann ein Bürger, daß man mit gegossenen Lettern ganze Bücher drucken könne. Es war für die nächste Folge wichtig, daß die neue Erfindung sich unabhängig vom geistlichen Stand, ja im Gegensatz zu den mönchischen Abschreibern ausbildete, als eine Erfindung des Bürgerstandes. Denn sie gelangte dadurch sogleich zu der gesunden Stellung, welche Arbeit des Handwerks und Handel zu geben vermochten, mit wunderbarer Schnelligkeit wurde sie durch die wandernden Gesellen in viele deutsche Städte und in das Ausland getragen. Ihr zur Seite der neue Bilderdruck von Holztafeln. Neben den großen Druckwerken des fünfzehnten Jahrhunderts, deren Technik wir noch jetzt bewundern, verbreiteten sich bald kleine, billige in den Häusern der Stadtleute, ja in den Hütten der Bauern: Kalendertafeln, Arzneimittel gegen Krankheiten, Satzungen frommer Brüderschaften, moralisirende und Gebetbücher, dazwischen schnell kleine Staatsschriften und die komische Literatur: Fastnachtsscherze, Narrenstreiche, volksthümliche Gedichte. Der Trieb lesen zu lernen wurde mächtig, auch der Landmann erfuhr mit einer Genauigkeit, die der zufällige mündliche Bericht selten gehabt hatte, von einer geheimnißvollen Weissagung oder Geistererscheinung, einem Fastnachtsspiel zu Nürnberg; gläubig buchstabirte er neue Gebete und Verheißungen seiner Kirche und verwundert nahm er in sich auf, so deutlich, als hätte er's selbst gesehen, daß sich die

Baiernherzöge der Gewalt des Königs Maximilian unterworfen hatten. Dem Volk war die Pforte geöffnet für geistigen Erwerb, und mit Eifer suchte die Masse ihr Heil in dieser Richtung.

Aber die alte Wissenschaft der Kirche, welche sonst den lernbegierigen Sohn des Volkes im Chor und Kreuzgang aufgenommen hatte, war in tiefem Verfall. Noch saß die Gelehrsamkeit des Mittelalters anspruchsvoll in den Lehrstühlen der deutschen Universitäten, aber sie war zu geistlosen Formeln und scholastischer Spitzfindigkeit verknöchert. Die Kunde alter Sprachen war gering, Hebräisch und Griechisch fast unbekannt; in barbarischem Mönchslatein wurde geschrieben und gelehrt, die alten Quellen ernster Wissenschaft, Bibel und Kirchenväter, römische Geschichtschreiber, Institutionen und Pandekten, die griechischen Texte des Aristoteles und der Schriftsteller über Natur und Heilkunde lagen in bestäubten Handschriften, nur die mittelalterlichen Erklärer und Systematiker wurden immer wieder erläutert, auswendig gelernt und bekämpft. So in Deutschland. In Italien aber war seit länger als hundert Jahren aus dem Studium einiger römischen und griechischen Dichter, Historiker und Philosophen eine Bildung aufgegangen, welche Adel der Seele und Freiheit fern von den Pfaden der christlichen Kirche suchte. Die Freude über die Schönheit lateinischer Sprache und Poesie, Bewunderung der Redegewandtheit des Cicero, Erstaunen über das mächtige Leben des römischen Volkes erhob die Besten jenseits der Alpen. Behend rankte ihre Poesie, Geschichtschreibung, Rechtskunde, Heilkunst an den antiken Stützen empor. Ja es schien dort, als sollte das alte römische Leben aus seinem Grabe wieder auferstehen, und ein zweihundertjähriger Kampf begann zwischen den Schatten des Augustus und Vergilius und dem Schatten des heiligen Petrus, der finster über der Siebenhügelstadt schwebte. Das geistliche Wesen, tyrannisch, beschränkt und sittenlos, wie es damals in Italien

war, ſank in tiefſte Verachtung, die vornehmen Geiſtlichen ſelbſt, arm an Zucht und Pflichtgefühl, wurden von dem Zauber der neuen Bildung ergriffen. Und die römiſche Kirche bot das ſeltſame Schauſpiel, daß ihre höchſten Würdenträger den Glauben an den Gekreuzigten, deſſen Stellvertreter auf Erden ſie ſein wollten, innerlich verlachten und die Gläubigkeit der Chriſten ſchamlos ausmünzten zur Befriedigung verruchter Sinnlichkeit oder ihres Familienvortheils.

Erſt ſeit Erfindung des Bücherdrucks, während der Kriege, welche die Deutſchen auf den Schlachtfeldern der Halbinſel ausfochten, kam die neue Humaniſtenbildung allmählich nach Deutſchland. Aber ſie fand hier ein anderes Volksthum. Der redliche Sinn und das einfache Gemüth der Deutſchen verarbeitete ſie nüchterner und doch inniger und ſo wie damals deutſche Art war, methodiſch und zunftmäßig. Emſig wurde die lateiniſche Sprache, welche den Deutſchen wie ein neuer Fund erſchien, in lateiniſchen Schulen ſtudirt und durch Lehrbücher verbreitet. Die angeſtrengte und lange Arbeit über der fremden Grammatik, welche in Deutſchland nöthig war, diente den Geiſtern zur Zucht. Scharfſinn und Gedächtniß wurden kräftig angeſtrengt, die logiſche Seite der Sprache wirkte ſtärker als die phoniſche, die Größe und Weisheit des antiken Inhalts mehr als die Schönheit und Zierlichkeit der Form; die Gymnaſtik des lernenden Geiſtes in Deutſchland mußte angeſtrengter ſein, dafür war der Gewinn dauerhafter, ſchon deshalb, weil jetzt die Herrſchaft über zwei grundverſchiedene Sprachen gewonnen wurde. Eine Anzahl ernſter Sprachlehrer verbreitete zuerſt die neue Bildung. Jacob Wimpfeling ſchrieb ſeine lateiniſchen Lehrbücher für Knaben und Jünglinge, Alexander Hegius lehrte in Deventer, unter ihnen zahlreiche Schulmeiſter: Crato von Udenheim und Sapidus in Schlettſtadt, Michaelis Hilſpach zu Hagenau, ſo viele andere. Dazu der Dichter Heinrich Bebel in Tübingen, Konrad Celtes in Wien, der Juriſt Ulrich Zaſius

in Freiburg und andere. In enger Verbindung mit ihnen ſtanden faſt alle gelehrten Geiſtlichen Deutſchlands, Sebaſtian Brant, Verfaſſer des Narrenſchiffs, auch der große Prediger Johann Geiler von Kaiſersberg, obgleich ſeine eigene Bildung noch in dem ſcholaſtiſchen Weſen wurzelte.*)

In kurzem war die deutſche Gelehrſamkeit der romaniſchen mehr als ebenbürtig. Für ihre vornehmſten Vertreter aber galten allgemein Johann Reuchlin, der die erſte hebräiſche Grammatik ſchrieb, und Erasmus von Rotterdam, der durch den Zauber ſeiner Bildung der ganzen Humaniſtenſchule Deutſchlands, wenige ausgenommen, das Gepräge ſeines feinen ironiſchen Geiſtes aufgedrückt hat. Auch die deutſchen Humaniſten ergoſſen ihre Begeiſterung in lateiniſchen Verſen, auch bei ihnen traten Jupiter, Minerva und der Sonnenlenker Sol wunderlich an die Stelle des Chriſtengottes, der Jungfrau Maria und des großen Lichtes der moſaiſchen Urkunde. Auch ſie wurden zuweilen durch die Bekanntſchaft mit alter Philoſophie bis zu heimlicher Forſchung über das Weſen der Gottheit geführt, auch ſie ſtanden ſämmtlich in geharniſchter Gegnerſchaft wider die Verderbniſſe der römiſchen Kirche, aber ihr Widerſpruch hatte einiges Beſondere, wodurch ſie ſich von den Italienern unterſchieden. Er wurde durch deutſche Geſinnung geadelt. Zwar galt manchem humaniſtiſchen Schullehrer die deutſche Sprache für eine barbariſche, ſie wandelten ihre Namen in lateiniſche um und nahmen ſich die Freiheit, in vertraulichen Briefen ihre Landsleute ungehobelt zu nennen; aber ſie, die Vertreter römiſcher Wiſſenſchaft, waren die eifrigſten Haſſer italieniſcher Liſt und Unſittlichkeit und des despotiſchen Hochmuthes, mit welchem der römiſche Prieſter auf ihr deutſches Volksthum blickte. Und ſie ſelbſt hörten nicht auf gute Chriſten zu ſein. Während ſie die einfältigen Pfaffen verhöhnten oder ſchalten, ſuchten ſie ſorgfältig aus

*) Der Schüler Geiler's, Eberlin von Günzburg, bezeugt es.

dem Alterthum Beiſpiele der Frömmigkeit, gottſeliger Geſinnung und männlicher Tugend. Und neben den unaufhörlichen Angriffen auf die Laſter der italieniſchen Geiſtlichkeit wagten ſie auch zögernd, vorſichtig und gewiſſenhaft eine hiſtoriſche Kritik der Quellen, auf welche ſich die Anſprüche des Papſtes ſtützten. Ein herzliches Freundſchaftsband ſchloß ſie zu einer großen Gemeinde. Bösartig verfolgt von den Vertretern der alten Scholaſtik und ihren Verbündeten, den „Romaniſten und Curtiſanen", gewannen ſie auch Bundesgenoſſen überall, in den Bürgerhäuſern der Reichsſtädte, an den Fürſtenhöfen, in der Nähe des Kaiſers, ſogar in Domcapiteln und auf Biſchofſtühlen.

Aber freilich fand die Bildung der Humaniſten in dem deutſchen Leben ſelbſt noch wenig Bürgſchaften der Dauer. Zu fremd war die Grundlage ihrer Cultur den thatſächlichen Bedürfniſſen und dem Gemüthsleben des Volkes, zu willkürlich und unklar die Ideale, welche ſie für ihr Leben aus dem Alterthum geholt hatten, nicht günſtig für die Entwickelung ihres Charakters war die immer noch dilettantenhafte und phantaſtiſche Beſchäftigung mit einer verſunkenen Welt, deren wirklichen Inhalt ſie zu wenig kannten. Als die Zeit kam, wo die ganze Nation für das, was ihr das Höchſte war, in zwei feindliche Heerlager zerriſſen wurde, als es für die Gebildeten nothwendig war, in ſolchem Kampfe Partei zu nehmen und das eigene Wollen in beſtimmten Forderungen zu ſammeln, als die Glut männlicher Ueberzeugung wichtiger wurde als das überlegene Lächeln von freiem Standpunkt, da gelang der Mehrzahl nicht, ſich rein und ſicher zu erhalten. Einige zwar wurden Vorkämpfer in dem Glaubensſtreit, andere aber, durch Unholdes und Beſchränktes einer neuen Lehre verletzt, fielen zur alten Kirche zurück, die ſie früher ſo ſtrenge verurtheilt hatten. Dem begeiſterten und hochſinnigen Talent dieſer Schule aber, Ulrich von Hutten, der am leidenſchaftlichſten deutſch war und ſich am leidenſchaftlichſten an

die Lehre Luther's anſchloß, wurde ſeine Hingebung an die volksthümliche Richtung zum tragiſchen Verhängniß.

Im Anfang des Jahrhunderts aber führten die Humaniſten faſt allein den Kampf gegen den feindſeligen Druck, unter welchem die Nation ſtöhnte. Die Wetterwolken, welche ſie in ihrer luftigen Region gegen die Feinde deutſcher Selbſtändigkeit ſammelten, ſanken in zahlloſen Tropfen befruchtend auf das Volk hernieder; ſelbſt was ſie lateiniſch ſchrieben, ging der Menge nicht ganz verloren, die behaglichen Reimer der Städte wurden nicht müde, Witzworte und derbe Angriffe der Humaniſten in der Form von Lehrſprüchen, Schwänken, Spielen auszubreiten.

In den lateiniſchen Schulen konnte man die geheimnißvollen Kenntniſſe erwerben, welche den Beſitzer aus der gedrückten, armen und freudeleeren Maſſe des Volkes hervorhoben. So wurde die Begierde gelehrt zu werden in der Seele des Volkes mächtig. Kinder und halbwüchſige Burſchen liefen aus den entlegenſten Thälern hinein in die unbekannte Welt, die Wiſſenſchaft zu ſuchen. Wo eine lateiniſche Schule war, bei einem Stift oder im reichen Kirchſpiel einer großen Stadt, dahin ſchlugen ſich die Kinder des Volkes oft unter den größten Leiden und Entbehrungen, verwildert und entſittlicht durch das mühevolle Wandern auf der Straße, wie durch die Unſicherheit ihres Lebens in dem Bereich der Schule. Denn die Stifter, welche die Schule eingerichtet hatten, oder die Bürgerſchaften der Städte gaben ſolchen Fremden zwar zuweilen Obdach und Lager in beſondern Häuſern, aber ihren Lebensunterhalt mußten dieſe zum größten Theil erbetteln. Die Aufſicht, welche über ſie geübt wurde, aber ſehr gering, nur darauf hielt man ſtreng, daß in der Zügelloſigkeit ihres Lebens eine Art Planmäßigkeit war; unter beſtimmten Formen und nur in gewiſſen Stadttheilen war zu betteln erlaubt. Wenn der fahrende Schüler an einen Ort kam, wo eine lateiniſche Schule beſtand, war er verpflichtet in die Genoſſenſchaft der

Schüler einzutreten, damit er nicht zum Schaden des Schulmeisters und der vorhandenen Schüler die Mildthätigkeit der Einwohner in Anspruch nehme. Wie überall, wo sich Deutsche im Mittelalter zusammenfanden, so bildete sich auch unter diesen Schülern ein Gewohnheitsrecht aus, ein Pennalismus, der eine Menge von Bräuchen und unsittlichen Gesetzen hatte, dem aber jeder einzelne verfiel, und neben demselben die rohe Poesie eines abenteuerlichen Lebens, welche Viele verdarb und nur von guten Naturen ohne Schaden für ihr späteres Leben überwunden wurde. Die jüngeren Schüler, Schützen genannt, waren, wie die Lehrlinge der Handwerker, ihren älteren Kameraden, den Bacchanten, zu erniedrigenden Diensten verpflichtet, sie mußten für ihre Zwingherren betteln, oft stehlen, und genossen dafür den Schutz, welchen die Fäuste der Stärkeren geben konnten. Für den Bacchanten war es Ehrensache und Vortheil viele Schützen zu haben, welche ihm die milden Gaben der Einwohner zutrugen. Von diesen lebte er. Aber wenn der grobe Bacchant bis zu der Universität, der hohen Schule empordrang, dann wurde er bezahlt für alle gewaltsame Unbill, die er gegen jüngere Schüler geübt hatte, dann mußte er deponiren, sein Schülerkleid und ungehobeltes Wesen ablegen, unter demüthigenden Ceremonien wurde er in die vornehme Genossenschaft der Studenten aufgenommen, er selbst mußte wieder dienen, wilde Scherze und Rohheiten wie ein Sklave erdulden. Eigenmächtig wechselten die Schüler die Schulen; vielen wurde das Lungern auf der Landstraße die Hauptsache, und die Jugendjahre vergingen ihnen in einem wüsten Umhertreiben von Schule zu Schule, unter Bettelei und Raub und roher Liederlichkeit. Wenn wir uns noch jetzt über die Kraft und sichere Tüchtigkeit Einzelner freuen, welche sich damals von unten herauf zu geistiger Bedeutung emporgearbeitet haben, so müssen wir auch daran denken, wie manches Mutterkind in kindlichem Gemüth dasselbe Ziel zu erreichen hoffte, und doch elend hinter dem

Zaune oder in dem Siechhause einer fremden Stadt verdorben ist.

Unbehilflich war der Unterricht in den lateinischen Schulen. Die Lehrbücher waren schwer zu erwerben, oft schrieben die Knaben den Text derselben für sich ab, ein Buch war ihnen ein Schatz. Zur Grundlage diente noch die alte Grammatik des Donat, an ihr lernten die Knaben lateinisch lesen. Declíniren, Conjugiren und leichte Satzbildung wurde aus dem Sulpicius oder einem andern kleinen Handbuch und in Exercitien der Knaben geübt. Dann sollte eine kleine leichte lateinische Schrift erklärt werden, etwa der Brief des Aeneas Sylvius an den König Ladislaus, darauf vielleicht die Anthologie Jacob Wimpfeling's: Adolescentia, dann wurde zu den römischen Prosaikern, Cicero, Sallust übergegangen. Noch war in Grammatik und Erklärung viel unnützer scholastischer Kram, ob z. B. die Präposition ad personalis, localis, temporalis u. s. w. sei, wurde sorgfältig erörtert; durch lateinische versus memoriales suchte man dem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, und noch hat selbst, was man damals als bestes Latein bewunderte, einen mönchischen Beigeschmack. Aber schon mahnt der große Lehrer Wimpfeling, bei jeder Gelegenheit Beispiele zu wählen, welche die Knaben zur Ehrbarkeit, Gottesfurcht, zu redlicher Gesinnung anfeuern; nicht die Kenntniß der Formen und Wörter thue es, nicht die haarspaltende Unterscheidung der Worte, sondern der Geist, der aus dem Alterthum einströme. Die Gesinnung solle geadelt werden, das Verständniß der Welt und des Glaubens gefördert, zur Größe der Staaten, zur Besserung der katholischen Kirche, zum Ruhme im Frieden, zur Abwehr des Krieges müsse die Wissenschaft dienen, denn Erkenntniß der Wahrheit sei ihr Ziel.*)

Von dem Leben der fahrenden Schüler ist uns eine oft

*) Adolescentia Jacobi Wimphelingii, Hagenau 1508, in der Einleitung.

ausgezogene Beſchreibung durch Thomas Platter erhalten worden, den armen Hirtenknaben aus dem Visperthale in Wallis, ſpäter angeſehenen Buchdrucker und Schulrector in Baſel. Aus ſeiner Selbſtbiographie wird hier nach der Ausgabe von Dr. D. A. Fechter (Baſel 1840) Einiges mitgetheilt. In dem wilden Gebirgsthal, aus welchem die Visp zum Rhone hinabbrauſt, zog damals noch kein ſchauluſtiger Reiſender nach der Zermatt, dem Matterhorn und den Gletſchern des Monteroſa. Einſam wuchs der Knabe auf zwiſchen Felſen und ſeinen Ziegen; wenn ihm die Herde in ein Saatfeld lief, wenn ein Adler drohend über ihm ſchwebte, wenn er ſich ſelbſt auf ſteilem Felſen verſtieg oder von ſeinem harten Herrn geſtraft wurde, das waren die Eindrücke ſeines Kinderlebens. Wie er aus ſolcher Einſamkeit in die weite Welt hinausgeworfen wurde, ſoll er jetzt ſelbſt erzählen.

„Als ich bei dem Bauer war, kommt eine meiner Baſen, hieß Franſy, die wollte mich zu meinem Vetter Herrn Antony Platter thun, daß ich ſollte die Schriften lernen. So reden ſie, wenn man einen in die Schule thun will. Der Bauer war damit übel zufrieden; er ſprach, ich würde nichts lernen, und ſetzte den Zeigefinger der rechten Hand mitten in die linke Hand und ſprach: „So wenig wird der Bub lernen, als ich den Finger da durchſtoßen kann.“ Das ſah und hörte ich. Da ſprach die Bäſin: „Wer weiß, Gott hat ihm ſeine Gaben nit verſagt, es kann noch ein frommer Prieſter aus ihm werden.“ Sie führte mich alſo zu dem Herrn, ich war, wenn ich's gedenke, um die neun Jahre oder zehnthalb alt. Da ging es mir erſt übel, denn der Herr war gar ein zorniger Mann, ich aber ein ungeſchicktes Bauerbüblein. Der ſchlug mich grauſam übel, nahm mich vielmal bei den Ohren und zog mich vom Herd auf, daß ich ſchrie wie eine Gais, die am Meſſer ſteckt, daß oft die Nachbarn über ihn redeten, ob er mich wollte morden.

Bei dem war ich nit lange. Denn in derſelben Zeit

kam mein Geſchwiſterkind, der war den Schulen nachgezogen auf Ulm und München in Baierland, derſelbe Student hieß Paulus Summermatter. Dem hatten meine Verwandten von mir geſagt, und er verhieß ihnen, er wollte mich mit ſich nehmen und in Deutſchland der Schule nachführen. Da ich das vernahm, fiel ich auf meine Knie und bat Gott den Allmächtigen, daß er mir von dem Pfaffen hülfe, der mich ſchier gar nichts lehrte, aber jämmerlich übel ſchlug. Denn ich hatte eben ein wenig das Salve ſingen gelernt und um Eier bitten mit andern Schülern, die auch in dem Dorf bei dem Pfaffen waren.

Als nun Paulus wieder wandeln wollte, ſollte ich zu ihm nach Stalden kommen. Vor Stalden wohnte Simon zu der Summermatten, meiner Mutter Bruder, der ſollte mein Vogt ſein; der gab mir einen Goldgulden, den trug ich im Händlein bis nach Stalden, lugte oft unterwegs, ob ich ihn noch hätte, gab ihn dem Paulus. So zogen wir zum Land hinaus. Da mußt' ich für mich betteln und meinem Bacchanten, dem Paulus, auch geben, denn wegen meiner Einfalt und ländlichen Sprache gab man mir viel. Als wir über den Berg Grimſel Nachts in ein Wirthshaus kamen, hatte ich nie einen Kachelofen geſehen und der Mond ſchien an die Kacheln, da wähnte ich, es wäre ſo ein großes Kalb, denn ich ſah nur zwei Kacheln ſcheinen, das waren, ſo meinte ich, die Augen. Am Morgen ſah ich Gänſe, deren ich nie keine geſehen hatte; da meinte ich, als ſie mich anheiſerten, es wäre der Teufel und wollte mich freſſen, floh und ſchrie. Zu Luzern ſah ich die erſten Ziegeldächer.

Darnach zogen wir auf Meißen zu, es war mir eine weite Reiſe, da ich nicht gewohnt war, ſo weit zu ziehen und dazu unterwegs das Eſſen zu gewinnen. Wir zogen alſo unſer mit einander acht oder neun, drei kleine Schützen, die andern große Bacchanten, wie man ſie nennt, unter welchen ich der allerkleinſte und jüngſte Schütz war. Wenn ich nicht

gut zu gehn vermochte, ging mein Vetter Paulus hinter mir mit der Ruthe oder dem Stöcklein, und zwickte mich an die bloßen Beine, denn ich hatte keine Hoſen (Beinſtrümpfe) an und ſchlechte Schühlein. Ich weiß auch nit mehr alle Dinge, die uns auf der Straße begegnet ſind, doch etlicher bin ich eingedenk. Als wir nämlich auf der Reiſe waren und man ſo allerlei redete, ſprachen die Bacchanten untereinander, wie in Meißen und Schleſien der Brauch wäre, daß die Schüler Gänſe und Enten, auch andere ſolche Speiſe rauben dürften, und thäte man einem nichts darum, wenn man dem entronnen ſei, dem das Ding gehört hätte. Eines Tages waren wir nit weit von einem Dorf, da war ein großer Hauf Gänſe bei einander und war der Hirt nicht dabei, da fragte ich meine Geſellen, die Schützen: „Wann ſind wir in Meißen, daß ich Gänſe tot werfen darf?“ Da ſprachen ſie: „Jetzt ſind wir drinnen.“ Da nahm ich einen Stein, warf eine Gans und traf ſie an ein Bein, die andern flogen davon, die hinkende aber konnte nicht aufkommen. Ich nahm noch einen Stein, traf ſie an den Kopf, daß ſie niederfiel, lief hinzu und erwiſchte die Gans bei dem Kragen, fuhr mit ihr unter das Röcklein und ging die Straße durch das Dorf. Da kam der Gänſehirt nachgelaufen und ſchrie im Dorf: „Der Bub hat mir meine Gans geraubt!“ Ich und meine Mitſchützen flohen und der Gans hingen die Füße unter meinem Röcklein hervor. Die Bauern kamen hervor mit Spießen, die ſie werfen konnten, und liefen uns nach. Als ich ſahe, daß ich nicht mit der Gans entrinnen konnte, ließ ich ſie fallen und ſprang vor dem Dorf vom Wege ab in ein Geſträuch, zwei meiner Geſellen aber liefen der Straße nach, die wurden von zwei Bauern ereilt. Da fielen ſie nieder auf die Knie und begehrten Gnade, ſie hätten ihnen keinen Schaden gethan; und da auch die Bauern ſahen, daß ſie nicht der waren, der die Gans hatte fallen laſſen, ſo gingen ſie wieder in das Dorf und nahmen die Gans. Ich aber ſah, wie ſie

meinen Gesellen nacheilten, und war in größten Nöthen und sprach zu mir selbst: „Ach Gott, ich glaube, ich habe mich heut nit gesegnet!“ (wie man mich denn gelehrt hatte, ich sollte mich alle Morgen segnen). Als die Bauern wieder in das Dorf kamen, fanden sie unsere Bacchanten im Wirthshaus, denn diese waren voraus in das Wirthshaus gegangen, die Bauern wollten, sie sollten die Gans zahlen; es wäre etwa um zwei Batzen zu thun gewesen; ich weiß aber nit, ob sie bezahlt haben oder nit. Als sie nun wieder zu uns kamen, lachten sie und fragten, wie es gegangen wäre. Ich entschuldigte mich, vermeinte, es wäre so Landesbrauch; da sprachen sie, es wäre noch nit Zeit.

Ein ander Mal kam ein Mörder zu uns in den Wald, elf Meilen diesseit Nürnberg, da waren wir alle bei einander; der wollte alsbald mit unseren Bacchanten spielen, daß er uns hinhielte, bis daß seine Gesellen zusammenkämen; wir aber hatten gar einen redlichen Gesellen, mit Namen Antoni Schallbether, der dräuete dem Mörder, er solle sich von uns machen; das that er. Nun war es spat, daß wir blos bis in das Dorf kommen konnten, und waren zwei Wirthshäuser daselbst, sonst wenig Häuser. Da wir in eins kamen, war der Mörder vor uns da und andere mehr, ohne Zweifel seine Gesellen; da wollten wir nit dort bleiben und gingen in das andere Wirthshaus. Als man daselbst zur Nacht gegessen hatte, war jeder so geschäftig im Haus, daß man uns kleinen Buben nichts geben wollte; denn wir saßen niemals mit am Tische beim Mahl, man wollte uns auch nit in eine Schlafkammer führen, sondern wir mußten im Roßstall liegen. — Als man aber die Großen zu ihrer Schlafkammer führte, sprach Antoni zum Wirth: Wirth, mich dünkt, du habest seltsame Gäste, und du seiest nit besser; ich sage dir, Wirth, lege uns, daß wir sicher sind, oder wir werden dir ein Wesen machen, daß dir das Haus zu eng werden soll.“ Denn im Anfang begehrten die Schelme mit

unſeren Geſellen zu ſpielen, Schachzabel, ſo nannten ſie das Schach, das Wörtlein hatt' ich nie gehört. Als man ſie nun zur Ruh führte, ich aber und die andern kleinen Buben ohne Abendbrot im Roßſtall lagen, waren in der Nacht etliche, vielleicht der Wirth ſelber, an die Kammer gekommen und haben wollen aufſchließen; da hat Antonius inwendig eine Schraube eingeſchraubet vor das Schloß, das Bett vor die Thür gerückt und ein Licht angeſchlagen, — denn er hatte allweg Wachskerzen und ein Feuerzeug bei ſich, — und hat die anderen Geſellen ſchnell aufgeweckt. Wie das die Schelme hörten, ſind ſie gewichen. Am Morgen fanden wir weder Wirth noch Knecht; das ſagten ſie uns Buben, wir waren auch alle froh, daß uns im Stall nichts geſchehen war. Nachdem wir von da wohl eine Meile gegangen waren, kamen wir zu Leuten; als die gehört, wo wir die Nacht geweſen waren, verwunderten ſie ſich, daß wir nicht alle ermordet waren; denn faſt das ganze Dörflein war der Mörderei verdächtig.

Ungefähr eine Meile vor Naumburg waren wieder unſere großen Geſellen in einem Dorf zurückgeblieben; denn wenn ſie zuſammen zehren wollten, ſchickten ſie uns voran. Wir waren unſer fünf, da kamen auf weitem Feld acht Mann auf Roſſen an uns mit geſpannten Armbrüſten, umritten uns, begehrten von uns Geld und kehrten die Pfeile gegen uns, denn da führte man noch keine Büchſen zu Roß. Und einer ſprach: „Gebt Geld"; da antwortete einer unter uns, der war ziemlich groß: „Wir han kein Geld, ſind arme Schüler." Da ſprach der Reiter noch zweimal: „Gebt Geld"; ſo ſagte unſer Geſell wieder: „Wir han kein Geld, und geben euch kein Geld, und ſind euch nichts ſchuldig." Da zückte der Reiter das Schwert, hieb ihm ſtracks am Kopf hin, daß er ihm die Schnüre am Bündel zerhieb. Sie ritten davon wieder ins Holz, wir aber gingen auf Naumburg zu, bald kamen unſere Bacchanten, die hatten die Schelme nirgends

geſehen. — Wir ſind auch oft in Gefahr geweſen der Reiter und Mörder halb, als im Thüringerwald, im Frankenland, in Polenland. Zu Naumburg blieben wir etliche Wochen, wir Schützen gingen in die Stadt; etliche Schützen, die ſingen konnten, ſangen, ich aber ging heiſchen.*) Wir gingen da aber in keine Schule. Das wollten die anderen Schüler nicht leiden, und drohten, ſie würden uns in die Schule zu gehn zwingen. Der Schulmeiſter entbot auch unſeren Bacchanten: ſie ſollten in die Schule kommen, oder man würde ſie faſſen; Antoni entbot ihm wieder: er möchte nur kommen! Und da auch etliche Schweizer da waren, ließen dieſe uns wiſſen, auf welchen Tag man kommen würde, damit man uns nit unverſehens überfiele. Da trugen wir kleinen Schützen Steine auf das Dach, Antoni aber und die andern nahmen die Thür ein. Da kam der Schulmeiſter mit der ganzen Proceſſion ſeiner Schützen und Bacchanten, aber wir Buben warfen mit Steinen auf ſie, daß ſie weichen mußten. Als wir nun vernommen, daß wir vor der Obrigkeit verklagt waren, hatten wir einen Nachbar, der ſeiner Tochter einen Mann geben wollte, der hatte einen Stall mit gemäſteten Gänſen, dem nahmen wir Nachts drei Gänſe und zogen in den anderen Theil der Stadt, eine Vorſtadt, wieder ohne Ringmauern, wie auch die Stadtecke war, wo wir bisher geweſen waren; da kamen die Schweizer zu uns, ſie und die Unſern zechten miteinander, und zog von da unſer Haufe auf Halle in Sachſen, dort gingen wir in die Schule zu St. Ulrich. — Da ſich aber unſere Bacchanten ſo ungebührlich gegen uns hielten, beſprachen ſich etliche von uns mit Paul, meinem Vetter, den Bacchanten zu entlaufen, und zogen wir gen Dresden; dort war aber durchaus keine gute Schule, und auf der Schule in den Habitazen**) Alles voll Läuſe, daß

*) Betteln. — Die Schützen „heiſchen“, und „präſentiren“ den Bacchanten.

**) Schlafkammern der fremden Schüler.

wir ſie zu Nacht im Stroh unter uns kniſtern gehört haben. Wir brachen auf, und zogen auf Breslau zu; mußten unterwegs viel Hunger leiden, alſo daß wir etliche Tage nichts als rohe Zwiebeln mit Salz aßen, etliche Tage gebratene Eicheln, Holzäpfel und Birnen; manche Nacht lagen wir unter heiterem Himmel, denn nirgend wollte man uns bei den Häuſern leiden, wie früh wir auch um Herberge baten; manchmal hetzte man die Hunde auf uns. Als wir aber nach Breslau kamen, da war Alles in Fülle, ja ſo wohlfeil, daß ſich die armen Schüler überaßen und oft in große Krankheit fielen. Da gingen wir zunächſt auf den Dom in die Schule zum heiligen Kreuz. Als wir aber vernahmen, daß in der oberſten Pfarre zu St. Eliſabeth etliche Schweizer waren, zogen wir dorthin. Die Stadt Breslau hat ſieben Pfarren und jegliche eine beſondere Schule; es durfte kein Schüler in eines anderen Pfarre ſingen gehn, oder ſie ſchrien: ad idem, ad idem! und dann liefen die Schützen zuſammen und ſchlugen einander gar übel. Es ſind, wie man ſagt, auf einmal in der Stadt etliche tauſend Bacchanten und Schützen geweſen, die ſich alle durch Almoſen ernährten; man ſagte auch, daß etliche von zwanzig, dreißig und mehr Jahren wären, die ihre Schützen hätten, die ihnen präſentirten; ich hab meinen Bacchanten oft an einem Abend fünf oder ſechs Trachten heim auf die Schule getragen, wo ſie damals wohnten; man gab mir auch gern, darum daß ich klein war und ein Schweizer, denn man hatte die Schweizer ſehr lieb.

Blieb alſo eine Zeitlang da; ich war in einem Winter dreimal krank, daß man mich in das Spital führen mußte; die Schüler hatten ein beſonderes Spital und eigene Doctores. Auch gibt man auf dem Rathhaus für einen Kranken ſechzehn Heller die Woche, damit erhält man einen gar wohl. Man hat dort gute Wartung, gute Betten, aber große Läuſe darin, daß es nit zu glauben, wie Hanfſamen, ſo daß ich viel lieber in der Stube auf dem Herde lag, wie Andere

auch, als in den Betten. Die Schüler und Bachanten, ja auch zu Zeiten der gemeine Mann, ſind ſo voll Läus, daß es nit glaublich iſt, ich hätte ſchier, ſo oft man gewollt hätte, drei Läuſe miteinander aus dem Buſen gezogen. Bin auch oftmals, beſonders im Sommer, hinaus an die Oder, das Waſſer, das da vorüberfließt, gegangen, habe mein Hemdlein gewaſchen, hab's an eine Staude gehenkt und getrocknet, und den Rock gelauſet, eine Grube gemacht, einen Haufen Läus darein geworfen, mit Boden zugedeckt und ein Kreuz darauf geſteckt. Den Winter liegen die Schützen auf dem Herd in der Schule, die Bachanten aber in den Kämmerlein, deren zu St. Eliſabeth etliche hundert waren; den Sommer aber, wenn es heiß war, lagen wir auf dem Kirchhof, trugen Gras zuſammen, das man im Sommer am Sonntag in den Herrengaſſen vor die Häuſer breitet; das trugen etliche in eine Ecke auf den Kirchhof zuſammen, lagen darin wie Säue in der Streu; wann es aber regnete, liefen wir in die Schule, und wenn Ungewitter war, ſo ſangen wir ſchier die ganze Nacht Reſponſoria und anderes mit dem Subcantore. Manchmal gingen wir im Sommer nach dem Nachtmahl in die Bierhäuſer Bier zu heiſchen, da gaben uns die vollen Polackenbauern Bier, daß ich oft, ohne es zu wiſſen, ſo voll geworden bin, daß ich nit habe wieder in die Schule kommen können, wenn ich ſchon nur einen Steinwurf von der Schule entfernt war. Summa, da war Nahrung genug, aber man ſtudirte nit viel.

In der Schul zu St. Eliſabeth laſen allwege zugleich zu derſelben Stunde in einer Stube neun Baccalaurei, doch war graeca lingua noch nirgend im Land; desgleichen hatte niemand gedruckte Bücher, nur der Präceptor hatte einen gedruckten Terentius. Was man las, mußte man erſtlich dictiren, dann distinguiren, dann conſtruiren, zuletzt expo-niren, ſo daß die Bachanten große Scharteken mit ſich heim zu tragen hatten, wenn ſie hinweg gingen.

Von dort zogen unſer acht wieder hinweg auf Dresden zu; kamen wieder in Noth, daß wir wieder großen Hunger litten. Da beſchloſſen wir, uns auf einen Tag zu theilen; etliche ſollten nach Gänſen ausſehen, etliche nach Rüben und Zwiebeln, einer nach einem Topf, wir Kleinen aber in die Stadt Neumarkt gehen, die nit weit davon an der Straße war, und ſollten nach Brod und Salz ſehen; auf den Abend wollten wir vor der Stadt wieder zuſammenkommen, wollten vor der Stadt das Lager ſchlagen und kochen, was wir dann hätten. Da war einen Büchſenſchuß von der Stadt ein Brunnen, dort wollten wir die Nacht bleiben, aber wie man in der Stadt das Feuer geſehen hatte, ſchoß man zu uns heraus, ſie trafen uns jedoch nit. Da wichen wir hinter einen Rain zu einem Wäſſerlein und Wäldlein; die großen Geſellen hieben Stangen ab, machten eine Hütte, ein Theil rupfte die Gänſe, deren hatten ſie zwei; andere bereiteten Rüben im Topf, thaten Kopf und Füße, item die Därme hinein; andere machten zwei hölzerne Spieße und fingen an zu braten, und als das Fleiſch ein wenig roth war, huben wir es am Spieß ab und aßen's; ſo auch die Rüben. In der Nacht hörten wir etwas ſchnattern; da war neben uns ein Weiher, den hatte man am Tag abgelaſſen, und ſprangen die Fiſche auf dem Moraſt; da nahmen wir Fiſche, ſo viel wir in einem Hemde am Stecken tragen konnten, und zogen davon, bis in ein Dorf, da gaben wir einem Bauer Fiſche, daß er uns die andern in Bier kochte.

Als wir wieder gen Dresden gekommen, da ſchickten der Schulmeiſter und unſere Bacchanten etliche von uns Buben aus, wir ſollten nach Gänſen auslugen; da wurden wir eins, ich ſollte die Gänſe werfen, ſie aber ſollten ſie nehmen und hinwegtragen. Nachdem wir nun einen Haufen gefunden und ſie uns erſehen haben, ſind ſie aufgeflogen, da hab ich einen kleinen Knüttel gehabt, und dieſen unter ſie in die Luft geworfen, hab eine getroffen, daß ſie herabgefallen iſt; als

aber meine Gesellen den Gänsehirten ersahen, trauten sie sich nit hinanzulaufen, obgleich sie doch dem Hirten wohl hätten vorlaufen können. Da ließen sich die andern Gänse wieder nieder, standen um die Gans, gagaiten, als sprächen sie ihr zu, sie stand auch wieder auf und ging mit den andern davon. Ich war über meine Gesellen übel zufrieden, daß sie ihrer Zusage nit genug gethan hatten; aber sie hielten sich darnach besser, denn wir brachten zwei Gänse davon, die verzehrten die Bacchanten mit dem Schulmeister zum Abschied und zogen dann auf Nürnberg zu.

Bald darnach zogen wir wieder davon auf Ulm zu, da nahm Paulus noch einen Buben mit, der hieß Hildebrand Kalbermatter, eines Pfaffen Sohn, war auch noch jung, dem gab man Tuch, wie man solches im Lande macht, zu einem Röcklein. Als wir nach Ulm kamen, hieß mich Paulus mit dem Tuch umher gehen, den Macherlohn dazu zu heischen; dadurch bekam ich viel Geld, denn ich war des Gotteslohnes und Bettelns wohl gewohnt; denn dazu hatten mich die Bacchanten fortwährend gebraucht, gar nit zu der Schule gezogen, auch nit einmal lesen gelehrt. Während ich selten in die Schule ging, und wenn man in die Schule gehen sollte, mit dem Tuch umging, hab ich großen Hunger gelitten, denn Alles, was ich überkam, brachte ich den Bacchanten; ich hätte nit einen Bissen gegessen, denn ich fürchtete das Streichen. Paulus hatte einen andern Bacchanten zu sich genommen, Namens Achatius, von Mainz gebürtig, denen mußt ich und mein Gesell Hildebrand präsentiren; aber mein Gesell fraß schier Alles selbst, dem gingen die Bacchanten auf der Gasse nach, daß sie ihn essend fänden, oder sie hießen ihn den Mund mit Wasser ausschwenken und in eine Schüssel mit Wasser spützen, damit sie sähen, ob er etwas gegessen hätte. Dann warfen sie ihn in ein Bett, und ein Kissen auf den Kopf, daß er nit schreien konnte, und schlugen ihn diese Bacchanten, bis sie nit mehr konnten; darum

fürchtete ich mich, und brachte alle Dinge heim. Sie hatten oft so viel Brot, daß es schimmlich wurde; da schnitten sie das auswendige Graue ab und gaben es uns zu essen. Da hab ich oft großen Hunger gehabt und bin übel erfroren, weil ich oft in der Finsterniß bis um Mitternacht habe müssen herumgehen und um Brod singen.

Da mag ich nit unterlassen, noch dieses anzuzeigen, wie zu Ulm eine fromme Witwe war, die hatte zwei erwachsene Töchter, diese Witwe hat mir oft in dem Winter meine Füße in einen warmen Pelz gewickelt, den sie hinter den Ofen gelegt hatte, wenn ich käme, daß sie mir meine Füße wärmte, sie gab mir dann eine Schüssel mit Muß und ließ mich heimgehen. Ich habe solchen Hunger gehabt, daß ich den Hunden auf der Gasse die Knochen abgejagt und die benagt, item Brosamen aus den Säcken gesucht und gegessen habe. Darnach sind wir wieder gen München gezogen, auch da habe ich das Macherlohn vom Tuch, das doch nit mein war, betteln müssen. Ein Jahr darauf kamen wir noch einmal nach Ulm, und ich brachte das Tuch wieder mit mir und heischte den Macherlohn; da bin ich wohl eingedenk, daß etliche zu mir sagten: „Botz Marter! ist der Rock noch nit gemacht? Ich glaube, du gehst mit Bubenwerk um.“ So zogen wir von dannen; ich weiß nit, wo das Tuch hinkam, ob der Rock gemacht worden ist oder nit. Als wir an einem Sonntag nach München kamen, hatten die Bacchanten Herberge, wir aber, drei kleine Schützen, keine, und wollten deshalb gegen Nacht in die Schrannen, das ist, auf den Kornmarkt gehen, um auf den Kornsäcken zu liegen. Da saßen etliche Weiber an dem Salzhaus an der Gasse, die fragten, wo wir hin wollten? Und da sie hörten, daß wir keine Herberge hätten, war eine Metzgerin dabei, die, als sie vernahm, daß wir Schweizer wären, sagte sie zu ihrer Jungfer: „Lauf, henke den Topf mit der Suppe und dem Fleisch über, das uns übrig geblieben ist, sie sollen bei mir über Nacht sein,

ich bin allen Schweizern hold; ich habe zu Inspruck in einem Wirthshause gedient, als Kaiser Maximilianus dort Hof gehalten hat, da haben die Schweizer viel mit ihm zu schaffen gehabt; sie sind so freundlich gewesen, daß ich ihnen mein Lebelang hold sein will." Die Frau gab uns genug zu essen und zu trinken, und legte uns wohl. Am Morgen sprach sie zu uns: „Wenn einer von euch bei mir bleiben wollte, ich wollte ihm Herberge, zu essen und zu trinken geben." Wir waren alle willig und fragten, welchen sie wollte, und wie sie uns besichtigte, war ich etwas kecker als die andern, da nahm sie mich, und ich durfte ihr nichts weiter thun, als Bier reichen und die Häute und Fleisch aus der Metzge holen, item mit ihr zuweilen auf das Feld gehen; mußte aber doch dem Bacchanten präsentiren. Das hatte die Frau nit gern, und sprach zu mir: „Botz Marter! laß den Bacchanten fahren und bleibe bei mir, du darfst doch nit betteln." So kam ich in acht Tagen weder zu dem Bacchanten noch in die Schule; da kam er und klopfte an der Metzgerin Haus. Da sprach sie zu mir: „Dein Bacchant ist da, sag, du seiest krank." Sie ließ ihn ein und sagte zu ihm: „Ihr seid wahrlich ein feiner Herr, hättet doch zusehen sollen, was Thomas machte, er ist krank gewesen und ist es noch." Da sprach er: „Es ist mir leid, Bub; wenn du wieder ausgehen kannst, so komme zu mir." Darnach an einem Sonntag ging ich in die Vesper, da sagte er nach der Vesper: „Du Schütz, du kommst nit zu mir, ich will dich einmal mit Füßen treten!" Da nahm ich mir vor, er sollte mich nit mehr treten, und gedachte hinweg zu laufen. Am Sonntag sagte ich zu der Metzgerin: „Ich will in die Schule, und will meine Hemdlein waschen gehen"; ich durfte ihr nit sagen, was ich im Sinne hatte, denn ich fürchtete, sie würde es weiter sagen. Fuhr also mit traurigem Herzen von München, theils daß ich von meinem Vetter lief, mit dem ich so weit umhergezogen, und der mir doch wieder zu hart war und unbarmherzig, und dann

ſchmerzte mich auch die Metzgerin, die mich ſo freundlich gehalten hatte. Ich zog alſo über den Fluß Iſar hinaus, denn ich fürchtete, wenn ich auf das Schweizerland zuginge, würde Paulus mir nachziehen, da er mir und den Andern oft gedroht hatte, wenn einer wegliefe, ſo wollte er ihm nachziehen, und wenn er ihn wieder bekäme, wolle er ſelbigem alle viere abſchlagen. Jenſeits der Iſar iſt ein Hügel, da ſetzte ich mich, ſah die Stadt an und weinte inniglich, daß ich niemand mehr hätte, der ſich meiner annähme; gedachte auf Salzburg oder gen Wien in Oeſtreich zu ziehen. Als ich da ſaß, kam ein Bauer mit einem Wagen, der hatte Salz gen München geführt, er war ſchon trunken und doch war erſt die Sonne aufgegangen, den bat ich, er ſollte mich aufſitzen laſſen, mit dem fuhr ich, bis er ausſpannte, die Roſſe und ſich zu füttern; dazwiſchen bettelte ich im Dorf, und nit weit vom Dorfe wartete ich auf ihn und entſchlief. Als ich erwachte, weinte ich wieder herzlich, denn ich meinte, der Bauer wäre fort gefahren, mich bedäuchte, ich hätte meinen Vater verloren. Bald aber kam er, war wieder voll, hieß mich wieder aufſitzen und fragte mich, wo ich hin wollte? Da ſprach ich: „Nach Salzburg.“ Als es nun Abend war, fuhr er von derſelben Straße ab und ſprach: „Steig ab, da geht die Straße auf Salzburg.“ Wir waren denſelben Tag acht Meilen gefahren. — So kam ich in ein Dorf. Als ich des Morgens aufſtand, war ein Reif, als wenn es geſchneit hätte, und hatte ich keine Schuhe, nur zerriſſene Strümpflein, kein Baret, ein Jäcklein ohne Falten, zog alſo auf Paſſau zu, wollte mich da auf die Donau ſetzen und auf Wien zu. Als ich nach Paſſau kam, wollte man mich nit einlaſſen. Da gedachte ich auf das Schweizerland zu ziehen, fragte den Thorwächter, wo ich am nächſten auf das Schweizerland ziehen könnte; da ſprach er: „Ueber München“; ich ſagte: „Gen München will ich nit, will eher zehn Meilen Wegs oder noch weiter umziehen.“ Da wies er mich auf

Freiſingen zu. Dort iſt auch eine hohe Schule, da fand ich Schweizer, die fragten mich, von wannen ich komme? Ehe zwei oder drei Tage hin waren, kam Paulus mit einer Hellebarde. Die Schützen ſagten zu mir: „Der Bacchant von München iſt hier und ſuchet dich“; da lief ich zum Thore hinaus, als wenn er hinter mir her geweſen wäre, und zog auf Ulm zu, und ging daſelbſt zu meiner Sattlerin, die mir einſt die Füße im Pelz gewärmt hatte. Die nahm mich an, ich ſollte ihr die Rüben hüten auf dem Felde; das that ich und ging in keine Schule. Nach etlichen Wochen kam einer zu mir, der des Pauli Geſelle geweſen war, der ſprach: „Dein Vetter Paulus iſt hier und ſuchet dich.“ Da war er mir achtzehn Meilen nachgezogen, denn er hatte eine gute Pfründe an mir verloren, ich hatte ihn etliche Jahre ernährt. Da ich das wieder hörte, wiewohl es faſt Nacht war, lief ich zum Thore hinaus auf Conſtanz zu, und weinte wieder inniglich, denn es ſchmerzte mich ſehr, daß ich die liebe Frau verlor. —

So gelangte ich über den See nach Conſtanz, und als ich über die Brücke hinausging und einige Schweizer Bäuerlein in weißen Jupen ſah, ach mein Gott, wie war ich ſo froh, ich meinte, ich wäre im Himmelreich. Und als ich nach Zürich kam, fand ich dort Walliſer, große Bacchanten, denen erbot ich mich zum Präſentiren, ſie dagegen ſollten mich lehren; das thaten ſie aber nit beſſer, als einſt die andern. Nach etlichen Monaten ſchickte Paulus von München ſeinen Schützen, den Hildebrand, ich ſolle wieder kommen, er wolle mir verzeihen, aber ich wollte nit, ſondern blieb in Zürich, ſtudirte aber ſehr wenig. — —

Da war ein Walliſer von Visp, mit Namen Antonius Venetz, der wiegelte mich auf, wir wollten mit einander nach Straßburg ziehen. Als wir nach Straßburg kamen, waren gar viele arme Schüler da, und wie man ſagte, keine gute Schule; aber zu Schlettſtadt, da wäre eine ſehr gute Schule.

Wir zogen alſo nach Schlettſtadt. Auf dem Wege begegnete uns ein Edelmann, fragte, wo hinaus, und widerrieth uns nach Schlettſtadt zu ziehen, es wären dort ſehr viele arme Schüler und keine reichen Leute. Da fing mein Geſell an bitterlich zu weinen, wo nun hinaus? Ich tröſtete ihn und ſprach: „Sei gutes Muths, gibt es zu Schlettſtadt auch nur einen Schüler, der ſich allein ernähren kann, ſo will ich uns beide ernähren.“ Und als wir noch eine Meile von der Stadt in einem Dorfe herbergten, ward mir unwohl, daß ich wähnte, ich müßte erſticken, alle Luft fehlte mir, ich hatte zu viel friſche Nüſſe gegeſſen, welche um dieſe Zeit abfielen. Da weinte mein Geſell wieder, er meinte, wenn er ſeinen Geſellen verlöre, ſo wüßte er dann nit wo hinaus. Und er hatte heimlich zehn Kronen bei ſich, ich aber nit einen Heller! In der Stadt nahmen wir Herberg bei einem alten Ehepaar, deſſen Mann ſtockblind war, und darauf gingen wir zu meinem lieben Herrn Präceptor, dem ſeligen Herrn Johannes Sapidus, und baten ihn, er möge uns annehmen. Er fragte, woher wir wären. Als wir ſagten, aus dem Schweizerland, von Wallis, ſprach er: „Dort ſind leidig böſe Bauern, ſie jagen alle ihre Biſchöfe aus dem Land. So ihr fleißig ſtudiren werdet, ſollt ihr mir wenig geben; wo nit, ſo müßt ihr mich zahlen, oder ich will euch den Rock vom Leibe ziehen.“ Das war die erſte Schule, wo mich däuchte, daß es recht zuging. Zu der Zeit gingen die Studia und Sprachen auf, es war in dem Jahre, wo der Reichstag zu Worms geweſen iſt. Sapidus hatte einmal neunhundert Schüler, etliche feingelehrte Geſellen, die ſpäter Doctores und berühmte Männer geworden ſind.

Als ich nun in die Schule kam, wußte ich wenig, konnte noch nit den Donat leſen, und war doch ſchon achtzehn Jahre alt, ich ſetzte mich unter die kleinen Kinder wie eine Glucke unter die Küchlein. An einem Tage las Sapidus das Verzeichniß ſeiner Schüler und ſprach: „Ich habe viel

barbara nomina (barbariſche Namen), ich muß ſie einmal ein wenig lateiniſch machen.“ Und wieder las er die Namen lateiniſch ab, da hatte er mich umgeſchrieben in Thomas Platerus und meinen Geſellen Anton Venetz in Antonius Venetus, und ſprach: „Wer ſind die zwei?“ Da wir aufſtanden, ſprach er: „Pfui, ſind das zwei räudige Schützen und haben ſo hübſche Namen.“ Und das war auch zum Theil wahr, beſonders mein Geſell, der war ſo räudig, daß ich ihm manchen Morgen das Laken von dem Leibe abziehen mußte wie die Haut von einer Gais. Ich aber war fremde Luft und Speiſe beſſer gewohnt als er.

Als wir nun vom Herbſt bis Pfingſten da waren und noch immer mehr Schüler von allen Seiten zureiſten, konnten wir uns nit mehr gut ernähren und zogen weg gen Solothurn. Dort war eine ziemlich gute Schule, auch beſſere Nahrung, aber man mußte gar zu viel in der Kirche ſtecken und Zeit verſäumen, ſo daß wir nach der Heimat zogen.

Den folgenden Frühling aber zog ich mit zwei Brüdern wieder aus dem Land. Als wir von der Mutter Abſchied nehmen wollten, weinte ſie und ſprach: „Das müſſe Gott erbarmen, daß ich ſoll drei Söhne ins Elend gehen ſehen.“ Sonſt habe ich meine Mutter nie weinen ſehen, denn ſie war ein tapferes, mannhaftes Weib, aber rauh; ſonſt war ſie ehrlich, redlich, fromm, das hat jedermann von ihr geſagt und ſie gelobt.

So kam ich nach Zürich und ging zum Frauenmünſter in die Schule, der Präceptor hieß Meiſter Wolfgang Knöwel von Bar bei Zug, er war Magiſter der Univerſität zu Paris, den man zu Paris genannt hatte grand diable; er war ein großer, redlicher Mann, kümmerte ſich aber nit viel um die Schule, ſondern lugte mehr, wo die hübſchen Mägdlein waren, deren er ſich kaum erwehren konnte; ich aber hätte gern ſtudirt, denn ich konnte merken, daß es Zeit war.

Zu derſelben Zeit ſagte man, es würde ein Schulmeiſter

von Einſiedeln kommen, ein gar gelehrter und treuer Schulmeiſter, aber grauſam wunderlich. Da machte ich mir einen Sitz in einem Winkel, nit weit von des Schulmeiſters Stuhl, und dachte: „In dem Winkel willſt du ſtudiren oder ſterben.“ Als er nun eintrat, mein Vater Myconius, ſprach er: „Das iſt eine hübſche Schule“ — denn ſie war erſt vor kurzem neugebaut —; „aber mich bedünkt, es ſeien ungeſchickte Knaben, doch wollen wir zuſehen, wendet nur guten Fleiß an.“ Da weiß ich, hätte es mir mein Leben gegolten, ich hätte nit ein Wort der erſten Declination decliniren können, und konnte doch den Donat bis auf das Tz auswendig; denn als ich in Schlettſtadt war, hatte Sapidus einen Baccalaureus, der rexirte die Bachanten ſo jämmerlich mit dem Donat, daß ich dachte: „Iſt das ein ſo gutes Buch, ſo willſt du es auswendig lernen,“ und indem ich daraus leſen lernte, lernte ich es auch auswendig. Das bekam mir bei Vater Myconius wohl, er las uns den Terentius, und wir mußten alle Wörtlein in einer ganzen Komödie decliniren und conjugiren, und oft iſt er mit mir umgegangen, daß mein Hemdlein naß geworden iſt und daß mir das Geſicht verging, und doch hat er mir nie einen Streich gegeben außer einmal mit der umgekehrten Hand an die Wange. Er las auch in der heiligen Schrift, und in ſolche Stunden kamen viele Laien, denn es war damals im Anfange, daß das Licht des heiligen Evangelii aufgehen ſollte. Wenn er aber ſchon rauh mit mir war, ſo führte er mich dann heim und gab mir zu eſſen, denn er hörte mich gern erzählen, wie ich alles Land in Deutſchland durchgelaufen und wie es mir allenthalben ergangen war.

Myconius mußte mit ſeinen Schülern zum Frauenmünſter in die Kirche gehen, Veſper, Mette und Meß ſingen und den Geſang regieren. Da ſprach er einſt zu mir: „Cuſtos,“ — denn ich war ſein Cuſtos — „ich wollte allerwegs lieber vier Lectionen halten, als eine Meſſe ſingen, Lieber, vertritt mich manchmal, wenn man die leichten Meſſen ſingt,

Requiem u. dergl., ich will's um dich verdienen." Damit war ich wohl zufrieden, denn ich war ſchon von andersher daran gewöhnt, und noch war Alles päpſtlich eingerichtet. Als Cuſtos nun hatte ich oft nit Holz zum Einheizen, da gab ich Acht, welche von den Laien, die in die Schule kamen, Holzbündel vor den Häuſern hatten, dorthin bin ich um Mitternacht gegangen und habe heimlich Holz nach der Schule getragen. Eines Morgens hatte ich kein Holz, Zwingli wollte gerade am Frauenmünſter predigen; vor Tage und als man zur Predigt läutete, dachte ich: „Du haſt kein Holz, und es ſtehen ſo viele Götzen in der Kirche, um die kümmert ſich doch niemand." Da ging ich in die Kirche zum nächſten Altare, erwiſchte einen Johannes und mit ihm zur Schule in den Ofen, und ſprach zu ihm: „Jögli, nun bück dich, du mußt in den Ofen." Als er anfing zu brennen, machte er ein wüſtes großes Knattern, nämlich die Oelfarbe. Ich dachte nun: „Halt ſtill, rührſt du dich, was du aber nit thun wirſt, ſo will ich das Ofenthürlein zuthun; er ſoll nit heraus, der Teufel trage ihn denn heraus." Indem kam des Myconius Frau, die zur Kirche in die Predigt wollte und bei der Thür vorbeiging, und ſprach: „Gott gebe dir einen guten Tag, mein Kind, haſt du geheizt?" Ich that das Ofenthürlein zu und ſprach: „Ja, Mutter, ich habe ſchon warm gemacht"; ich wollte es ihr aber nit ſagen, ſie hätte ſchwatzen können, und wenn es herausgekommen wäre, hätte es mich damals mein Leben gekoſtet. Und Myconius ſprach in der Lection: „Cuſtos, du haſt heute gut Holz gehabt." Als wir aber die Meſſe ſingen ſollten, geriethen in der Kirche zwei Pfaffen an einander, der, welchem der Johannes gehört hatte, ſprach zu einem andern: „Du Schelm, du haſt mir meinen Johannes geſtohlen." Das trieben ſie eine gute Weile.

Und obgleich mich bedünken wollte, es wäre mit dem Papſtthum nit richtig, ſo hatte ich dennoch im Sinne, ich wollte Prieſter werden, wollte fromm ſein, meinem Amt treu-

lich vorſtehen und meinen Altar fein aufputzen. Ich betete viel und faſtete mehr als mir gut war. Ich hatte auch meine Heiligen und Patrone, zu denen ich betete, zu jedem Beſonderes: zu unſerer Frau, daß ſie bei ihrem Kind meine Fürſprecherin ſein wolle, zu St. Katharina, daß ſie mir zu Gelehrſamkeit helfe, zu St. Barbara, daß ich nit ohne das Sacrament ſterbe, zu St. Peter, daß er mir den Himmel aufthue, und was ich an Gebeten verſäumte, das ſchrieb ich in ein Büchlein. Wenn man in der Schule Donnerstags oder Samstags Urlaub hatte, ging ich zum Frauenmünſter in einen Stuhl, ſchrieb die Außenſtände von Gebeten an einen Stuhl und fing an und bezahlte eine Schuld nach der andern, wiſchte ſie dann ab und meinte, ich hätte meine Schuldigkeit gethan. Ich bin ſechsmal von Zürich in Einſiedeln geweſen mit Proceſſionen, und habe fleißig gebeichtet. Ich habe oft mit meinen Geſellen für das Papſtthum gekämpft, bis einſt M. Ulrich Zwingli über das Evangelium Johannis: „Ich bin ein guter Hirt" predigte. Das legte er ſo ſtreng aus, daß ich wähnte, es zöge mich einer bei den Haaren in die Höhe; und er zeigte an, wie Gott das Blut der verlorenen Schäflein fordern würde von den Händen der Hirten, die an ihrem Verderben ſchuldig waren. Da dachte ich: „Hat es die Meinung, dann ade Pfaffenwerk, ein Pfaff werd' ich nimmermehr." Doch fuhr ich in meinen Studiis fort, fing auch an, gegen meine Geſellen zu disputiren, ging fleißig zur Predigt und hörte meinen Präceptor Myconius gern. Noch hatte man Meſſe und Götzen in Zürich."

Soweit Thomas Platter. Noch lange dauerte der Kampf um das Leben. Er mußte das Seilerhandwerk lernen, um ſich zu erhalten. Er ſtudirte in der Nacht und als ihm der Drucker Andreas Kratander zu Baſel einen Plautus geſchenkt hatte, befeſtigte er die einzelnen Bogen mit einer Holzgabel am Strick, den er drehte, und las während der Arbeit. Später wurde er Corrector, dann Bürger und

Drucker, Rector der lateiniſchen Schule zu Baſel. Nicht ohne Einfluß blieb das unſtäte Leben der Kinderzeit auf die Seele des Mannes: wie tüchtig er war, die ſtäte Ausdauer und frohe Kraft fehlte ſeinen Unternehmungen.

Aus den Tauſenden, welche ſich, wie der Knabe Thomas, zur lateiniſchen Schule drängten, gewann die ſteigende Bewegung gegen die Schäden der Kirche ihre eifrigſten Arbeiter. Mit unermüdlicher Rührigkeit trugen dieſe Kinder des Volkes Nachrichten und neue Ideen von Haus zu Haus. Viele von ihnen gelangten nicht bis auf die Univerſität, durch Privatunterricht, als Correctoren bei Druckereien ſuchten ſie ſich zu erhalten. Die Mehrzahl der Stadt- und ſpäter der Dorfſchulen wurden mit ſolchen beſetzt, welche den Vergil laſen und die bittere Laune des Klagebriefes de miseria plebanorum verſtanden. So hoch ſtieg ihre Zahl, daß ihnen bald die Reformatoren den dringenden Rath gaben, noch ſpät ein Handwerk zu erlernen, um ſich redlich zu ernähren. Und nicht wenige Zunftgenoſſen der deutſchen Städte waren im Stande, die Bullen des Papſtes mit Gloſſen zu verſehen und ihren Mitbürgern zu überſetzen, auch zugeſpitzte theologiſche Fragen wurden in den Trinkſtuben mit Leidenſchaft erörtert. Ungeheuer war der Einfluß, den ſolche Männer auf die kleinen Kreiſe des Volkes ausübten. Wenige Jahre darauf verwuchſen ſie mit armen Studenten der Gottesgelahrtheit, welche ſich als Prädicanten über alle Länder deutſcher Zunge verbreiteten, zu einer großen Genoſſenſchaft, und dieſe Demokraten der neuen Lehre waren es, welche in Volksſchauſpielen den Papſt als Antichriſt vorſtellten, in den Heerhaufen der empörten Bauern Reden hielten, in gedruckten Reden, Volksliedern und groben Dialogen die alte Kirche befehdeten.

So bereiteten auch ſie vor, was kommen ſollte. Aber wie gut immerhin die Humaniſten in ihrer Höhe bewieſen, daß die Kirche manche Stellen der heiligen Schrift falſch deute, und wie launig ſie das Werkzeug der Ketzerrichter, den

getauften Juden Pfefferkorn mit ſeinem hübſchen Weiblein verſpotteten, wie eifrig auch die kleinen Schullehrer unten im Volk Geſpräche des Erasmus von Faſten und Fleiſcheſſen, von zwei Sterbenden und das Buch über Kinderzucht umhertrugen: — nicht ihre neue Wiſſenſchaft allein hat Reformation und geiſtige Freiheit der Deutſchen lebendig gemacht, tiefer liegen die Quellen dieſes mächtigen Stromes, aus dem Grunde des deutſchen Gemüths entſpringen ſie und durch geheimnißvollen Zug des Herzens werden ſie an das Licht geführt, um zerſtörend und befruchtend das Leben der Nation umzugeſtalten.

2.

## Seelenkämpfe eines Jünglings und sein Eintritt ins Kloster.

(1510.)

So viel Schlechtigkeit war in der Welt, so schwer der Druck, der auf den Armen lastete, roh die Genußsucht, endlos die Begehrlichkeit bei Geistlichen und Laien. Wer strafte den Junker, der die Bauern mißhandelte? Wer schützte den armen Bürger gegen die mächtige Verwandtschaft des reichen Rathsherrn? Hart war die Arbeit des Deutschen vom Morgen bis zum Abend, im Sommer und Winter, bald kam die Pest, bald Mißwachs und Hunger; unverständlich war die Weltordnung und arm an Liebe das irdische Leben. Rettung aus dem Elend war nur bei Gott. Vor ihm war alles Irdische klein und nichtig, Kaiser und Papst, die Klugheit des Menschen eitel wie die Blüthe des Feldes. Wenn er gnädig war, so konnte er den Menschen aus der Noth dieses Lebens retten und in ewiger Seligkeit entschädigen für das, was er hier geduldet. Aber solche Gnade, wie war sie zu gewinnen? Welche Tugend des schwachen Menschen durfte hoffen, den unendlichen Schatz göttlicher Gunst zu erwerben? Der Mensch war verdammt seit Adam's Zeit Gutes zu wollen und Schlechtes zu thun. Eitel war seine beste Tugend, die Erbsünde war sein Fluch und es war nicht sein Verdienst, wenn Gott ihm Gnade schenkte.*)

*) Vergl. das beste erbauliche Buch aus der Zeit vor der Refor-

So rang damals angſtvoll das Menſchenherz. Aber aus den heiligen Urkunden der Schrift, die dem Volke wie eine dunkle Sage waren, klang von fern das Wort: Chriſtus iſt die Liebe. Die herrſchende Kirche wußte wenig von ſolcher Liebe, in ihr ſtand Gott ſehr fern von der Menſchenſeele, das Bild des Gekreuzigten war verſteckt hinter zahlloſen Heiligen und Seligen, und alle waren nöthig um Fürbitter zu ſein vor dem zürnenden Gott. Und doch war es das heiße Bedürfniß deutſcher Natur, ſich im herzlichen Verhältniß zu empfinden mit dem Allmächtigen, unauslöſchlich war die Sehnſucht, die Liebe Gottes zu gewinnen. Ja, wer büßte, wer mit heißem Gebet und ohne Aufhören nach der Liebe Gottes rang, für den war das Verſenken, das Hingeben an Gott ſchon auf Erden das ſeligſte Gefühl, und ihm wurde auch die Hoffnung der himmliſchen Seligkeit. Aber ſolch innerliches und ſelbſtändiges Ringen nach der göttlichen Gnade lehrte die Hierarchie nicht mehr. Der Papſt behauptete, er ſei Verwalter der unerſchöpflichen Verdienſte Chriſti, und die Kirche lehrte, auch aus den Fürbitten der Heiligen für die ſündige Menſchheit ſei ein unendlicher Schatz von guten Werken, Gebeten, Faſten und Büßungen zum Segen für Andere aufgeſammelt, und all dieſe Schätze verwalte der Papſt und davon könne er abgeben jedem, dem er wolle, ihn von ſeiner Sündhaftigkeit zu befreien. Und ebenſo, wenn ſich Gläubige zuſammen thun zu einer frommen Genoſſenſchaft, dann kann der Papſt auch ſolcher Bruderſchaft die Gnade gewähren, daß die Verdienſte der Heiligen und der Ueberſchuß der frommen Kirchenwerke, Gebete, Meſſen, Wallfahrten, Bußübungen, Schenkungen von Einem auf den Andern übergehen.

So bildeten ſich unter dem Schutz eines fürbittenden

---

mation, die „Theologia teütſch“, von einem Unbekannten aus Tauler's Schule, eine Hauptquelle für Luther's Bildung, ſtaunenswerth noch für uns.

Heiligen die frommen Bruderschaften, in denen die Vereinigung Vieler bewirken konnte, was dem schwachen Einzelnen unmöglich war. Ihre Zahl war groß, noch im Jahre 1530 beklagt sich Luther, daß sie unzählbar seien.*) Wie roh und kläglich ihre Zurichtung war, möge ein Beispiel zeigen; die Bruderschaft der 11,000 Jungfrauen, St. Ursula's Schifflein genannt, sei hier gewählt, weil Kurfürst Friedrich der Weise ein Mitstifter und Bruder war. Dieser Verein hatte nach seinen Satzungen an geistlichen Schätzen, welche den Brüdern zur Erwerbung der ewigen Seligkeit helfen sollten, aufgesammelt 6455 Messen, 3550 ganze Psalter, 200,000 Rosenkränze, 200,000 Te Deum laudamus, 1600 Gloria in excelsis Deo. Ferner 11,000 Gebete für die Patronin St. Ursula und 630 mal 11,000 Paternoster und Ave Maria. Ferner den 10,000 Rittern 50 mal 10,000 Paternoster und Ave Maria ꝛc. ꝛc. Und die ganze erlösende Kraft dieses Schatzes kam den Mitgliedern der Bruderschaft zu Gute. Viele geistliche Stiftungen und Privatpersonen hatten sich durch große Beiträge zum Gebetschatze besonderes Verdienst erworben. Bei der Erneuerung der Gesellschaft hatte Kurfürst Friedrich eine schöne silberne Ursula geschenkt. Ein Laie verdiente die Bruderschaft, wenn er in seinem Leben einmal 11,000 Vaterunser und Ave Maria betete; betete er täglich 32, so erwarb er sie in einem Jahre, mit 16 in zwei Jahren, mit 8 in vier Jahren; wer durch Ehe, Geschäfte oder Krankheit verhindert wurde diese Gebetmasse abzumachen, der konnte eintreten, wenn er für sich 11 Messen lesen ließ, u. s. w. Diese Bruderschaft aber war eine der besten, denn die Mitglieder hatten nicht nöthig „Heller und Pfennig" zu bezahlen, es sollte eine Bruderschaft der armen Leute sein, die nur durch Gebete sich gegenseitig in den Himmel bringen wollten. — Und doch muß man

*) Vermanung an die geistlichen versamlet auff dem Reichstag zu Augsburg.

behaupten, daß die frommen Bruderſchaften im Anfange des 16. Jahrhunderts noch das Gemüthvollſte waren, was die untergehende Kirche des Mittelalters dem Volk zu bieten hatte.

Dagegen war der Ablaß der faulſte Fleck ihres ſiechen Leibes. Die Päpſte als Bewahrer des aufgeſammelten unendlichen Schatzes der Verdienſte Chriſti verkauften die Anweiſungen auf dieſen Vorrath an die Gläubigen gegen Geld. Zwar war in der Kirche ſelbſt die beſſere Vorſtellung nie ganz geſchwunden, daß auch der Papſt nicht die Sünden ſelbſt vergeben könne, ſondern nur die Bußübungen erlaſſen, welche die Kirche vorſchrieb. Aber die ſolches lehrten, einzelne Männer der Univerſitäten und ehrliche Seelſorger einer Gemeinde, mochten ſich vorſehen, ihre Lehre nicht bis zum offenen Widerſpruch gegen das Geſchäft der Ablaßkrämer zu ſteigern. Denn was galt den Päpſten des 15. Jahrhunderts die echte Lehre ihrer eigenen Kirche, ihnen, die in der Mehrzahl verruchte Böſewichter oder ungläubige Heiden waren? Wehe dem, der zweifelte, daß die Päpſte das Recht hätten ihn von Gott zu ſcheiden, für ihn die Thür des Himmels zu öffnen und zu verſchließen. Geld war es, was ſie endlos begehrten für Weiber und Buben, für ihre Kinder und Nepoten, für ihren fürſtlichen Haushalt. Und es beſtand eine fürchterliche Gemeinſchaft des Eigennutzes zwiſchen ihnen, den Biſchöfen und der fanatiſchen Partei in den Bettelorden. Nichts hatte den Huß von Huſſinetz ſo unerträglich gemacht, als der Kampf gegen den Ablaß; die Lehre von Buße und Gnade hatte den großen Weſſel aus Paris in das Elend getrieben, und Ablaßmönche waren es, welche den Greis Johannes Veſalia im Kloſterkerker zu Mainz ſterben ließen, ihn, der zuerſt das hohe Wort geſprochen: „Wozu ſoll ich glauben, was ich weiß?“

Es iſt bekannt, wie der Ablaßhandel im Beginne des 16. Jahrhunderts in Deutſchland überhandnahm, und wie frech die ruchloſe Gaunerei betrieben wurde. Wenn Tetzel

mit ſeinem Kaſten in eine Stadt einzog, ritt er mit einem großen Gefolge von Mönchen und Pfaffen, ein wohlgenährter, hochmüthiger Dominicaner; die Glocken wurden geläutet, Geiſtliche und Laien zogen ihm ehrfurchtsvoll entgegen und führten ihn nach der Kirche. Dort wurde im Schiff ſein großes rothes Kreuz aufgerichtet, mit der Dornenkrone und den Nagellöchern, und manchmal war dem gläubigen Volke vergönnt zu ſehen, wie das rothe Blut des Gekreuzigten am Kreuze in Bewegung kam. Neben dem Kreuze ſteckten Kirchenfahnen, darauf das Wappen des Papſtes mit der dreifachen Krone, vor dem Kreuz ſtand der berüchtigte Kaſten, ſtark mit Eiſen beſchlagen, daneben auf der einen Seite eine Kanzel, auf welcher der Mönch mit roher Beredſamkeit die Wundermacht ſeines Ablaſſes auseinanderſetzte und ein großes Pergament des Papſtes mit vielen angehängten Siegeln vorzeigte, auf der andern Seite der Zahltiſch mit Ablaßzetteln, Schreibzeug und Geldkörben, dort verkauften die geiſtlichen Gehilfen dem andrängenden Volke das ewige Heil.*)

Zahllos waren die Schäden der Kirche, gegen alle erhob ſich das verletzte ſittliche Gefühl der Deutſchen, aber Kern der ganzen Bewegung war der Kampf gegen die Gnadenmittel, durch welche die Herzensbedürfniſſe des deutſchen Volkes ſo widerwärtig verhöhnt wurden. Und die große Arbeit der Reformatoren wird nur dann richtig verſtanden, wenn man ſie auffaßt als eine Auflehnung des Herzens gegen Unwahrheit, Gemüthloſigkeit und Frevel am Heiligſten.

Ueberall in Deutſchland regte ſich der Widerſpruch. Aber noch war der Mann nicht gefunden, der allen Schmerz und alle Sehnſucht des Volkes in langjährigem innerm Kampfe durchfühlen ſollte, um ſelbſt zum Führer ſeiner Nation zu

*) So iſt der Handel dargeſtellt auf einem Titelholzſchnitt, welcher bei mehren Streitſchriften verwendet wurde, z. B. bei der Schrift: Beclagung aines leyens genant Hanns ſchwalb über vil mißbreüch Chriſtlichen lebens, 1521. 4.

werden, die in ihm mit Begeisterung ihr eigenstes Wesen zu geschlossenem Charakter verkörpert sah. Erst vor zwei Jahren war er Lehrer der Physik und Dialektik an der neuen Universität Wittenberg geworden, und gerade jetzt lag er im Staub der römischen Ebene und schaute mit frommem Entzücken nach dem Rande des Horizontes, an dem sich die Thürme der heiligen Stadt erhoben. — Unterdeß sind es noch einmal die Empfindungen eines Zeitgenossen, eines jungen lateinischen Schülers, aus denen wir zu erkennen suchen, was in der Seele des Volkes arbeitete.

Friedrich Mecum, lateinisch Myconius,*) war der Sohn ehrbarer Bürgersleute aus Lichtenfels in Oberfranken, geboren 1491. Mit dreizehn Jahren kam er auf die lateinische Schule der damals aufblühenden Bergstadt Annaberg, dort erlebte er, was hier mit seinen Worten erzählt wird, und ging im Jahr 1510 als neunzehnjähriger Jüngling in das Kloster. Als Franciscaner war er einer der ersten, eifrigsten und treuesten Anhänger der Wittenberger Professoren. Er trat aus dem Orden, wurde Prediger der neuen Kirche in Thüringen, endlich Pfarrherr und Superintendent zu Gotha, wo er die Reformation durchsetzte und im Jahr 1546 starb. Zu Luther stand er in einem eigenthümlichen Verhältniß. Er war nicht nur sein bescheidener und inniger Freund in vielen Beziehungen des Privatlebens, sondern er betrachtete auch Gestalt und Wesen Luther's mit einer Poesie, welche ihm das ganze Leben verklärte. In der verhängnißvollsten Zeit seiner Jugend, sieben Jahre bevor Luther die Reformation begann, war ihm das Bild des großen Mannes im Traum erschienen und hatte die Zweifel seines aufgeregten Herzens beruhigt, und in der Verklärung des Traumes sah der treue, fromme Deutsche seinen großen Freund fortan zu

*) Der Gleichklang seines latinisirten Namens mit dem des Schweizer Reformators Oswald Myconius (Geißhäuser), der Lehrer Thomas Platter's war, beruht nicht auf Verwandtschaft.

jeder Stunde. Aber noch ein anderer Umſtand macht die Perſon des Erzählers für uns anziehend. Wie unähnlich der ſanfte, fein beanlagte Mann auch ſeinem trotzigen Freunde ſein mag, in dem Jugendleben beider iſt eine auffallende Aehnlichkeit. Und Manches, was uns aus Luther's Jugend unbekannt geblieben iſt, findet ſeine Erklärung in dem, was Myconius über ſeine eigene Jünglingszeit erzählt. Beide waren arme Schüler einer lateiniſchen Schule, beide wurden durch innere Kämpfe und jugendliche Schwärmerei in das Kloſter getrieben, beide fanden dort nicht den Frieden, welchen ſie leidenſchaftlich ſuchten, ſondern neue Zweifel, größere Kämpfe, Jahre der Qual, banger Ungewißheit. Für beide wurde der unverſchämte Tetzel der Stein des Anſtoßes, der ihr Gemüth empörte und die ganze Richtung und Thätigkeit ihres ſpätern Lebens beſtimmte. Zuletzt ſtarben beide in demſelben Jahre, Myconius ſieben Wochen nach Luther, nachdem er fünf Jahre vorher aus einer tötlichen Krankheit durch einen Beſchwörungsbrief Luther's zu neuem Leben erweckt war.*)

Friedrich Myconius hat außer Theologiſchem (er hat wenig drucken laſſen) auch in deutſcher Sprache eine Chronik ſeiner Zeit geſchrieben, in welcher ſeine eigene Thätigkeit und die Zuſtände Gothas am ausführlichſten behandelt ſind. Wohlbekannt und öfter gedruckt iſt der Traum, welchen er in der erſten Nacht nach ſeinem Eintritt in das Kloſter

*) Luther ſchreibt im Jahr 1541: „Alſo begehre und bitte ich, daß mich der liebe Gott an eurer ſtatt wollte laſſen krank werden und mich heißen ablegen dieſe meine Hülle; — deshalb bitte und ermahne ich euch mit Ernſt, daß ihr ſammt uns den lieben Gott wollt bitten, daß er euch länger am Leben erhalte, zu Dienſt und Beſſerung ſeiner Kirche und dem Teufel zu Spott und Verdruß; — der Herr laſſe mich's ja nicht hören, ſolange ich lebe, daß ihr geſtorben ſeid, ſondern ſchaff's, daß ihr mich überlebt. Das bitte ich mit Ernſt, will's auch gewähret ſein und ſo haben, und mein Wille ſoll hierinnen geſchehen. Amen."

hatte. Der Apostel Paulus, welcher darin als sein Führer auftrat, hatte, wie Myconius nach Jahren zu erkennen glaubte, Person, Gesicht und Stimme Luther's. Dieser lange Traum ist in lateinischer Sprache abgefaßt. Die einleitende Erzählung vor demselben aber ist in einem Manuscript der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha (Chart. B. no. 153) auch in einer gleichzeitigen deutschen Niederschrift erhalten. Nach dieser ist das Folgende getreu in unsere Redeweise übertragen, nur an wenigen Stellen verkürzt.

„Johannes Tetzel von Pirna in Meißen, ein Dominicanermönch, war ein gewaltiger Ausschreier der Indulgenzien oder des Ablasses des römischen Papstes. Er verharrte mit diesem seinem Vorhaben zwei Jahre in der dazumal neuen Stadt Annaberg und bethörte das Volk so sehr, daß sie alle glaubten, es wäre kein anderer Weg, Vergebung der Sünde und das ewige Leben zu erlangen, als die Genugthuung durch unsere Werke, von welcher Genugthuung er doch sagte, daß sie unmöglich wäre. Doch wäre noch ein einziger Weg übrig, nämlich wenn wir dieselbige ums Geld von dem römischen Papst erkauften, uns also kauften des Papstes Indulgenz, welche er nannte Vergebung der Sünden und einen gewissen Eingang ins ewige Leben. Hier könnte ich Wunder über Wunder und unglaubliche Dinge sagen, was für Predigten ich die zwei Jahre auf dem Annaberg von dem Tetzel gehört habe; denn ich hörte ihn ganz fleißig predigen, und er predigte alle Tage, ich konnte auch Andern seine Predigten nachsagen, mit allen Geberden und Ausreden, nicht daß ich seiner Spott hatte, sondern es war mein großer Ernst. Denn ich hielt Alles für oracula und göttliches Wort, dem man glauben müsse, und was vom Papst kam, das hielt ich, als käme es von Christo selbst.

Zuletzt, um Pfingsten im Jahre Christi 1510, dräute er, er wollte das rothe Kreuz niederlegen und die Thür des Himmels zuschließen und die Sonne auslöschen, und es

würde nimmermehr wieder dazu kommen, daß man um so ein geringes Geld Vergebung der Sünden und ewiges Leben erlangen könnte. Ja es wäre nicht zu hoffen, daß, solange die Welt stehen würde, solche Mildigkeit des Papstes wieder hierher käme. Er vermahnte auch, daß jedermann wohl wahrnehmen sollte seiner eigenen Seele Seligkeit und die seiner verstorbenen und lebendigen Freunde. Denn jetzt sei vorhanden der Tag des Heils und die angenehme Zeit. Und er sprach: „Es versäume ja niemand seine eigene Seligkeit, denn wenn du nicht hast des Papstes Briefe, so kannst du von vielen Sünden und casibus reservatis durch keinen Menschen absolvirt und losgesprochen werden.“ Es wurden öffentlich an die Thüren und Mauern der Kirche gedruckte Briefe angeschlagen, darinnen geboten war, daß man, um dem deutschen Volk für seine Andacht ein Zeichen von Dank zu geben, hinfür zum Schluß die Ablaßbriefe und die vollkommene Gewalt nicht so theuer wie im Anfang verkaufen sollte, und am Ende des Briefes zu unterst war dazu geschrieben: Pauperibus dentur gratis, den Armen, Unvermögenden soll man die Ablaßbriefe umsonst geben, ohne Geld um Gottes willen.

Da fing ich einen Handel an mit den Commissarien dieses Ablaßkrams, aber fürwahr, es trieb und munterte mich hierzu auf der heilige Geist, wiewohl ich selber zur Zeit nicht verstand, was ich that.

Es hatte mich mein lieber Vater in meiner Kindheit gelehrt die zehn Gebote, das Vaterunser und den christlichen Glauben, und zwang mich, daß ich immer beten mußte. Denn, sagte er, wir hätten Alles allein von Gott, gratis, umsonst, und er würde uns auch regieren und führen, wenn wir fleißig beteten. — Von den Indulgenzien und römischem Ablaß sagte er, es wären nur Netze, womit man den Einfältigen das Geld abfischte und aus dem Beutel nähme, und man könnte gewiß die Vergebung der Sünden und das

ewige Leben mit Geld nicht kaufen und zu Wege bringen. Aber die Prieſter oder Pfaffen wurden zornig und ſchellig, wenn man ſolches ſagte. Dieweil ich denn täglich in den Predigten nichts Anderes hörte denn das große Lob des Ablaſſes, blieb ich im Zweifel, wem ich mehr glauben ſollte, meinem lieben Vater oder den Prieſtern als Lehrern der Kirche. Ich ſtund im Zweifel, aber doch glaubte ich mehr den Prieſtern als meines Vaters Unterricht. Aber das Einzige ließ ich nicht zu, daß die Vergebung der Sünde nicht könnte erlangt werden, außer wenn ſie mit Geld erkauft würde, zumal von den Armen. Deshalb gefiel mir wunderwohl die clausula am Ende von des Papſtes Brief: Pauperibus gratis dentur propter Deum.

Und als man in drei Tagen das Kreuz mit ſonderlicher Herrlichkeit niederlegen und die Stufen und Leitern zum Himmel abhauen wollte, trieb mich der Geiſt, daß ich zu den Commiſſarien ging und ſie um die Briefe von der Vergebung der Sünden bat „aus Gnade für die Armen". Ich gab auch an, ich wäre ein Sünder und arm und bedürfte der Vergebung der Sünden, die aus Gnaden geſchähe. Am zweiten Tage um die Vesperzeit trat ich in Hans Pflock's Haus, wo der Tetzel mit den Beichtvätern und Haufen von Prieſtern beiſammen war, und habe ſie mit lateiniſcher Sprache angeredet und gebeten, daß ſie mir Armem, nach dem Befehl in des Papſtes Brief wollten geſtatten zu bitten um die Abſolution von allen meinen Sünden, umſonſt und um Gottes willen, etiam nullo casu reservato, ohne Vorbehalt eines einzigen Falles, und darüber ſollten ſie mir literas testimoniales des Papſtes oder ſchriftlich Zeugniß geben. Da haben ſich die Prieſter verwundert über meine lateiniſche Rede, denn das war in dieſer Zeit ein ſeltenes Ding, ſonderlich bei den jungen Knaben, und gingen bald aus der Stube in die Kammer, die daneben war, zu dem Herrn Commiſſar Tetzel. Sie zeigten ihm mein Begehr an und baten auch für mich,

daß er mir umſonſt die Ablaßbriefe geben möchte. Endlich nach langer Berathſchlagung kommen ſie wieder und bringen dieſe Antwort: „Lieber Sohn, wir haben deine Bitte dem Herrn Commiſſario fleißig vorgetragen, und er bekennet, er wolle gern deine Bitte gewähren, aber er könne nicht, und wenn er gleich wollte, ſo wäre doch die Conceſſion eine Nullität und nicht kräftig. Denn er hat uns angezeigt, daß klar in des Papſtes Briefe ſtehe, daß die gewiß theilhaftig würden der reichmilden Indulgenzien und Schätze der Kirche und der Verdienſte Chriſti, qui porrigerent manum adjutricem, die mit der Hand hülfen, das iſt, die da Geld gäben." Und das ſagten ſie mir alles mit deutſchen Worten, denn es war keiner unter ihnen, der mit einem drei lateiniſche Worte recht hätte reden können.

Dagegen aber habe ich aufs Neue gebeten und habe aus dem angeſchlagenen Brief des Papſtes bewieſen, daß der heilige Vater, der Papſt, befohlen, man ſolle den Armen ſolche Briefe umſonſt, um Gottes willen geben, und ſonderlich, weil dabei geſchrieben wäre: ad mandatum domini Papae proprium, d. i. auf des Herrn Papſt eigenen Befehl.

Da gehen ſie wieder hinein und bitten den ſtolzen, hochmüthigen Mönch, er möchte mir doch meine Bitte gewähren und mich mit dem Ablaß von ſich laſſen, denn ich wäre ein ſinnreicher und beredter Jüngling und werth, daß man auf mich etwas Sonderliches vor Andern wendete. Aber ſie kommen wieder heraus und bringen wieder die Antwort de manu auxiliatrice, von der helfenden Hand, die allein fähig wäre zum heiligen Ablaß. Ich aber bleibe feſt und ſage, daß ſie mir Armem Unrecht thäten; den beide, Gott und der Papſt, nicht ausſchließen wollten von der Gnade, den verwürfen ſie um etlicher weniger Pfennige willen, die ich nicht hätte. Da entſteht ein Streit, ich ſollte doch etwas Geringes geben, damit es an der hilfreichen Hand nicht mangelte, ich ſollte nur einen Groſchen geben; ich ſagte, ich hab' ihn nicht, ich bin arm.

Zuletzt kam es darauf, ich ſollte nur ſechs Pfennige geben; da antwortete ich wieder, ich hätte auch nicht einen einzigen Pfennig. Sie redeten mir zu und ſprachen miteinander. Endlich hörte ich, daß ſie wegen zwei Dingen in Sorge waren, erſtlich, man ſollte mich in keinem Fall ohne Ablaßbrief weggehen laſſen, denn dies könne ein von Andern angelegter Plan ſein und möchte hernach ein böſes Spiel daraus entſtehen, dieweil in des Papſtes Brief klar ſtünde, den Armen ſolle man es umſonſt geben. Ferner aber, man müßte dennoch etwas von mir nehmen, damit nicht die Andern hörten, die Ablaßbriefe würden umſonſt ausgegeben, und käme hernach der ganze Hauf der Schüler und Bettler gelaufen und wollte es ein jeglicher umſonſt haben. Darum hätten ſie nicht ſorgen brauchen, denn die armen Bettler ſuchten mehr das liebe Brot, um den Hunger zu vertreiben.

Nachdem ſie ihren Rath gehalten haben, kommen ſie wieder zu mir und gibt mir einer ſechs Pfennige, daß ich ſie dem Commiſſario geben ſollte. Durch dieſen Beitrag würde ich auch ein Aufbauer der Kirche St. Peter's zu Rom, item ein Erwürger des Türken, und würde noch theilhaftig der Gnade Chriſti und der Indulgenzien. Aber da ſagt' ich frei aus Anregung des Geiſtes: wenn ich Indulgenzien und Ablaß für Geld kaufen wollte, ſo könnte ich wohl ein Buch verkaufen und ſie um mein eigen Geld kaufen. Ich wollte ſie aber umſonſt, geſchenkt haben, um Gottes willen, oder ſie würden Rechenſchaft vor Gott dafür geben, daß ſie meiner Seele Seligkeit verſäumt und verſcherzt hätten wegen ſechs Pfennigen; da doch beide, Gott und der Papſt wollten, daß meine Seele theilhaftig werden ſollte der Vergebung aller meiner Sünden, umſonſt, aus Gnade. Dies ſagte ich und wußte doch fürwahr nicht, wie es mit den Ablaßbriefen ſtünde.

Endlich nach langem Geſpräch frugen mich die Prieſter, von wem ich daher geſchickt ſei und wer mich abgerichtet habe, ſolche Sachen mit ihnen zu verhandeln. Da habe ich ihnen

die lautere klare Wahrheit gesagt, wie es war, daß ich von ganz und gar keinem Menschen vermahnt oder angetrieben oder durch Rathgeber dazu gebracht worden sei, sondern daß ich allein, ohne eines Menschen Rath, nur im Vertrauen und Zuversicht auf die gnädige, umsonst geschenkte Vergebung der Sünden, solche Bitte angestellt hätte, und ich hätte Zeit meines Lebens niemals mit solchen großen Leuten geredet oder etwas verhandelt. Denn ich war von Natur schamhaft, und wenn mich nicht der große Durst nach der Gnade Gottes gezwungen hätte, so hätte ich nicht so etwas Großes gewagt und mich nicht unter solche Leute gemengt und so etwas von ihnen gebeten. Da wurden mir abermals die Ablaßbriefe verheißen, aber doch so, daß ich sie um sechs Pfennige kaufte, und die sollten mir für meine Person umsonst geschenkt sein. Ich aber bin darauf beständig geblieben, daß mir die Ablaßbriefe von dem, der da Macht habe, sie zu schenken, sollten umsonst geschenkt werden; wo nicht, wollte ich die Sache dem lieben Gott befehlen und anheimstellen. Und also wurde ich von ihnen entlassen.

Die heiligen Diebe wurden gleichwohl traurig über diesen Handel, ich aber war zum Theil betrübt, daß ich keinen Ablaßbrief bekommen hatte, zum Theil freute ich mich auch, daß trotzdem noch einer im Himmel wäre, der da wollte ohne Geld und Darlehn die Sünde dem bußfertigen Sünder vergeben, nach dem Spruch, den ich oft in der Kirche gesungen hatte: So wahr ich lebe, spricht Gott, will ich nicht den Tod des Sünders, sondern daß er bekehrt werde und lebe. Ach lieber Herr und Gott, du weißt, daß ich hier in dieser Sache nicht lüge oder etwas von mir erdichte.

Dabei war ich also bewegt, daß ich, indem ich heimging in meine Herberge, schier von Thränen zerflossen und zerschmolzen wäre. Also komme ich in meine Herberge, gehe in meine Kammer und nehme das Crucifix, das immer auf dem Tischchen in meiner Studirkammer lag, und lege es

auf die Bank und falle davor nieder auf die Erde. Ich kann es hier nicht beschreiben, aber damals habe ich können fühlen den Geist des Gebetes und der Gnade, den du, mein Herr und Gott, über mich ausgossest. Die Summa aber war diese: ich bat, daß du, lieber Gott, wollest mein Vater sein, du wollest mir die Sünde vergeben, ich ergebe mich dir ganz und gar, du möchtest jetzt aus mir machen, was dir gefiele, und weil die Priester ohne Geld mir nicht wollten gnädig sein, daß du mein gnädiger Gott und Vater sein wolltest.

Da empfand ich, daß mein ganzes Herz verwandelt war, ich hatte einen Verdruß über alle Dinge in der Welt und däuchte mich, ich wäre dieses Lebens ganz satt. Eins nur begehrte ich, nämlich Gott zu leben, daß ich ihm gefallen möchte. Aber wer war damals, der mich gelehrt hätte, wie ich mich dazu anstellen mußte? Denn das Wort, Leben und Licht der Menschen war durch die ganze Welt begraben in tiefster Finsterniß der menschlichen Satzungen und der ganz närrischen „guten Werke". Von Christo war es ganz stille, man wußte nichts von ihm, oder wenn seiner gedacht wurde, so ward er uns vorgestellt als ein grausamer, erschrecklicher Richter, welchen kaum seine Mutter und alle Heiligen im Himmel mit blutigen Thränen versöhnen und gnädig machen könnten, doch so, daß er, Christus, den Menschen, der Buße thäte, für eine jede Todsünde sieben Jahre in die Pein des Fegefeuers hineinstieße. Es wäre die Pein des Fegefeuers von der höllischen Pein durch nichts unterschieden, als daß sie nicht sollte ewig währen. Mir aber brachte jetzt der heilige Geist die Hoffnung, daß mir Gott würde gnädig sein.

Und jetzt fing ich an und berathschlagte etliche Tage bei mir, wie ich einen andern Stand meines Lebens anfangen möchte. Denn ich sah die Sünde der Welt und des ganzen menschlichen Geschlechts, ich sah meine vielfältige Sünde, die da sehr groß war. Ich hatte auch etwas gehört

von der heimlichen großen Heiligkeit und von dem reinen unschuldigen Leben der Mönche, wie sie Gott Tag und Nacht dienten, wären abgesondert von allem bösen Leben der Welt und lebten gar nüchtern, fromm und keusch, hielten Messen, sängen Psalmen, fasteten und beteten immerzu. Ich hatte auch dies scheinbare Leben gesehen, ich wußte aber und verstand nicht, daß es die höchste Abgötterei und Heuchelei war. —

Darauf zeigte ich meinen Rath dem Präceptor an, dem Magister Andreas Staffelstein, als dem obersten Regenten der Schule, der rieth mir alsbald, ich sollte mich in das Franciscanerkloster begeben, dessen Neubau zu der Zeit angefangen war. Und damit ich nicht durch langen Verzug anders gesinnt würde, ging er alsbald selbst mit mir hin zu den Mönchen, lobte mein Ingenium und Kopf, rühmte, daß er mich allein gehabt unter seinen Schülern, von dem er guter Zuversicht sei, ich würde ein recht gottseliger Mensch werden.

Ich wollte aber mein Vorhaben auch meinen Eltern zuvor anzeigen und ihre Bedenken darüber hören, dieweil ich ein einziger Sohn war und Erbe meiner Eltern. Die Mönche aber lehrten mich aus dem Hieronymo: ich solle Vater und Mutter liegen lassen und nicht achten, und zu dem Kreuze Christi laufen. Sie zogen auch den Spruch Christi an: Keiner, der die Hand an den Pflug legt und zurücksieht, ist tüchtig zum Reiche Gottes. Dies alles mußte drängen und gebieten, daß ich ein Mönch wurde. Ich will hier nicht reden von vielen Stricken und Banden, womit sie mein Gewissen banden und verknüpften. Denn sie sagten, ich könnte nimmermehr selig werden, wenn ich die von Gott angebotene Gnade nicht bald annehme und gebrauche. Darauf habe ich, der ich lieber hätte sterben wollen, als die Gnade Gottes und das ewige Leben entbehren, ihnen alsbald angelobt und zugesagt, daß ich in dreien Tagen wollte wieder ins Kloster kommen und das Jahr der Probirung anfangen,

wie ſie es im Kloſter nennen, d. i. ich wollte ein frommer, andächtiger und gottesfürchtiger Mönch werden.

Im Jahre Chriſti 1510, den 14. Juli um zwei Uhr Nachmittag, bin ich ins Kloſter eingetreten, begleitet von meinem Präceptor und etlichen wenigen meiner Schulgeſellen und etlichen gar andächtigen Matronen, denen ich zum Theil die Urſache angezeigt hatte, warum ich mich in den geiſtlichen Stand begebe. Und ſo hab' ich meine Begleiter ins Kloſter geſegnet, welche alle mir mit Thränen Gottes Gnade und Segen wünſchten. Und alſo ging ich ins Kloſter. Lieber Gott, du weißt, daß dies alles wahr iſt. Ich ſuchte nicht Müſſiggang oder Verſorgung des Bauchs, auch nicht den Schein großer Heiligkeit, ſondern ich wollte dir gefallen, dir habe ich dienen wollen.

So tappte ich die Zeit in gar großer Finſterniß."

## 3.

# Aus der Clauſur in den Kampf.

(Um 1522.)

Das Wetter bricht los. Durch die ganze Nation zuckt es wie elektriſches Feuer, die Worte des Auguſtiners von Wittenberg dröhnen gleich Donnerſchlägen, und jeder Schlag bezeichnet einen Fortſchritt, einen Sieg. Noch jetzt, nach viertehalb hundert Jahren, zieht die ungeheure Bewegung der Nation mit unwiderſtehlichem Zauber an. Niemals, ſolange das deutſche Volk lebt, hat ſein innerſtes Weſen ſich ſo rührend und großartig offenbart. Alle ſchönen Eigenſchaften deutſchen Gemüths und Charakters treten zu dieſer Zeit in Blüthe: Begeiſterung, Hingebung, ein tiefer ſittlicher Zorn, inniges Suchen des Höchſten und ernſtliche Freude an ſyſtematiſchem Denken. Jeder Einzelne nahm Theil an dem Streit. Der reiſende Händler focht am Nachtfeuer der Herberge für, oder gegen den Ablaß, der Landmann im entlegenſten Thale hörte erſtaunt von dem neuen Ketzer, dem ſein geiſtlicher Vater jetzt bei jeder Predigt fluchte; der Sack des heiſchenden Bettelmönchs blieb leer, nicht einmal die Frauen im Dorfe ſpendeten Käſe und Eier.*) Die kleine Literatur ſchwoll

*) Solche Zuſtände der erſten Reformationsjahre werden in den zahlreichen Dialogen zuweilen gut geſchildert, die gabenſammelnden Mönche z. B. in: Eyn freüntlichs Geſprech, zwiſchen eynem Parfuſſermünch vnd eynem Löffelmacher. 4. (o. O. u. J.)

zu einem Meere, hundert Druckerpressen waren thätig die zahlreichen Streitschriften, gelehrte und volksmäßige, zu verbreiten. An jeder Pfarrkirche, in jedem Domcapitel zürnen die Parteien, überall erklären sich entschlossene Geistliche für die neue Lehre, die schwächern ringen in bangem Zweifel; die Klosterpforten werden geöffnet, bald stehen die Zellen leer. Jeder Monat bringt dem Volk Neues, Unerhörtes.

Es ist kein Streit mehr zwischen Pfaffen, wie im Anfang Hutten verächtlich den Zwist der Wittenberger mit Tetzel genannt hatte; es ist ein Krieg geworden der Nation gegen die römische Herrschaft und die Helfer derselben. Immer mächtiger erhebt sich die Gestalt Luther's vor den Augen seiner Zeitgenossen. Verbannt, verflucht, verfolgt von Papst und Kaiser, von Fürsten und hoher Geistlichkeit, wird er in vier Jahren der gefeierte Held des Volkes. Schon wird seine Reise nach Worms im Ton der heiligen Schrift beschrieben, und er von Uebereifrigen mit den Blutzeugen des Neuen Testaments in Parallele gestellt.*) Aber auch die Gebildeten fühlen sich unwiderstehlich in den Kampf hineingerissen, sogar Erasmus lächelt noch Beifall und Hutten's Seele brennt hell auf für das Recht der neuen Lehre; nicht mehr lateinisch schreibt er: in deutscher Sprache, stürmischer und wilder als die Wittenberger, mit einem Feuer, das ihn selbst verzehrt, ficht der Ritter seine letzten Fehden für den Bauernsohn.

So tritt das Bild des Einen, in dem sich während eines halben Menschenalters das beste Leben seiner Nation vereinigte, sehr nahe. Doch bevor wir versuchen seine Seele zu verstehen, sei noch angedeutet, wie seine Art auf unbefangene Zeitgenossen wirkte. Zuerst das Zeugniß eines nüchternen und klaren Geistes, der Luthern nie persönlich nahe

*) Doctor Martin Luther's Passio durch Marcellum beschrieben. 4. o. O. u. J. —. Verfasser ist wahrscheinlich der Straßburger Marschalck.

trat, der auch später in einer Mittelstellung zwischen den Wittenberger und Schweizer Reformatoren Ursache genug hatte, mit Luther's Störrigkeit unzufrieden zu sein. Es ist ein Bruder aus dem alten Benedictiner-Kloster Alpirsbach im wildesten Theil des Schwarzwaldes, Ambrosius Blaurer, geboren in Constanz aus edlem Geschlecht, damals dreißig Jahre alt. Er hatte 1522 (8. Juli) den Convent verlassen und war zu seiner Familie geflüchtet. Auf Antrag seines Abtes wurde vom Statthalter des Fürstenthums Würtemberg bei Bürgermeister und Rath von Constanz seine Auslieferung ins Kloster gefordert. Blaurer ließ eine Vertheidigung drucken, der das Folgende entnommen ist.*) Er wurde kurz darauf Prediger in Constanz, Dichter geistlicher Lieder, nach der letzten Wiedereinsetzung Herzog Ulrich's einer der Reformatoren Würtembergs, und starb in hohen Jahren und thatenmüde zu Winterthur als ein unsträflicher, würdiger, maßvoller Mann. Was er an Luther rühmt und tadelt, kann als die allgemeine Ansicht betrachtet werden, welche die ernsten Geister jener Jahre hatten.

„Ich rufe Gott und mein eigen Gewissen an zu bezeugen, daß mich kein Muthwille oder nichtiger Beweggrund aus dem Kloster getrieben und zu weichen gereizt hat, wie denn jetzt ein Gassengeschrei ist, Mönche und Nonnen liefen aus ihrem Orden, in Trotz gegen klösterliche Ruhe und Stille, um in fleischlicher Freiheit zu leben und ihrem Muthwillen und weltlichen Begierden Luft zu machen. Sondern was mich herausgetrieben hat, sind ehrenhafte, gewichtige, große Beschwerden und dringendes Mahnen meines Gewissens auf Grund und Anweisung des göttlichen Wortes. Und ich hoffe, daß alle Gelegenheit und Umstände meines Abganges nicht Leichtfertigkeit, Frevel oder irgend einen unziemlichen Vorsatz anzeigen;

*) Wahrhafft verantwortung Ambrosij Blaurer, an aynen ersamen weysen Rat zu Costentz. 1523. Von Luterischer mayster losigkeit. 4.

denn ich habe weder Kutte noch Kappe von mir gelegt, außer etliche Tage nach meinem Abgange zu meiner größern Sicherheit, bis ich meine Zuflucht erreicht hatte; ich bin auch weder in Krieg noch mit einer hübschen Frau dahin gezogen, sondern habe mich unverzüglich, so schnell es mir nur möglich gewesen, zu meiner viel lieben Mutter und zu meinen Verwandten begeben, welche von unbezweifeltem christlichem Gemüth sind und bei der Stadt Constanz in solcher Achtung der Ehrbarkeit stehen, daß sie mir zu keinem unbilligen Vornehmen rathen oder helfen würden. —

Dazu traue ich, daß mein bisheriges Leben und Wandel den Argwohn eines unziemlichen, muthwilligen Vornehmens leicht von mir abwenden wird. Denn obwohl ich mich vor Gott in nichts übernehme, darf ich mich doch vor den Menschen, weil es jetzt die Noth erfordert, wohl in dem Herrn rühmen, daß ich in dem Kloster, auf der Schule, hier und überall, wo ich gewesen bin, gute Meinung und Nachruf, viel Liebe und Gunst wegen meiner Ehrbarkeit bewahrt habe. Auch hat mir die Botschaft aus Würtemberg vor euren Ohren das Lob selbst verliehen, daß in dem Kloster zu Alpirsbach meines Wesens und Wandels halber keine Klage oder Nachrede über mich sei, sondern ich hätte mich wohl und fromm gehalten, nur daß ich mich, wie sie sagen, um die verführerische und verdammte Lehre Martin Luther's zu viel gekümmert, die Schriften desselben gelesen, gehalten und gegen das Verbot des Abtes öffentlich in dem Convent und meinen Laienpredigten gelehrt, und als mir auch das verboten wurde, dennoch heimlich und in den Winkeln in die Seelen etlicher Conventsherren gegossen habe. Mit solchem Lob meiner Väter und Mitbrüder bin ich ganz und gar content und wohlzufrieden, und will mich dieser einzigen Missethat christlich und auf Grund des göttlichen Wortes wohl verantworten, und ich hoffe, meine Entschuldigung soll nicht allein mir, sondern auch etlichen Andern zur Abwen-

dung eines falschen und ungegründeten Argwohns förderlich sein.

Als in den letztvergangenen Jahren die Schriften und Bücher Martini Luther's ausgingen und ruchbar wurden, sind sie auch mir zu Handen gekommen, ehe sie von geistlicher und weltlicher Obrigkeit verboten und verdammt wurden. Und wie andere neu gedruckte Schriften habe ich sie besehen und gelesen. Anfänglich ist mir solche Lehre etwas fremd und seltsam erschienen, auch unhold und im Widerspruche mit lang hergebrachter Theologia und kluger Lehre der Schule, auch mit etlichen Satzungen der päpstlichen geistlichen Rechte, und im Widerspruch mit alten und, wie mich damals bedünkte, löblichen, von unsern Voreltern auf uns erwachsenen Herkommen und Bräuchen. Da ich aber nichts desto weniger dabei deutlich merkte, daß dieser Mann allenthalben in seine Lehre einstreute helle, klare Sprüche der heiligen biblischen Schrift, nach welchen alle anderen menschlichen Lehren gerichtet, beurtheilt, angenommen oder verworfen werden sollten, verwunderte ich mich sehr und wurde dadurch veranlaßt, solche Lehre nicht ein- oder zweimal, sondern oft, fleißig und mit ernstem Aufmerken zu lesen, zu erwägen und gegen die evangelische Schrift zu halten, auf welche sie sich mehrmals beruft. Aber je länger und fleißiger ich dies that, desto mehr verstand ich, wie dieser hochgelehrte, erleuchtete Mann mit so großer Würde die heilige Schrift tractirte, wie so ganz rein und säuberlich er mit ihr umging, wie er sie so klug und zierlich allenthalben anzog, wie hübsch und künstlich er sie zusammen verglich und mit einander verschränkte, die dunkeln, schweren Texte durch Zuziehung anderer klarer, verständlicher Sprüche erläuterte und merklich machte, und ich sah, daß in seiner Behandlung der Schrift die größte Meisterschaft und die allerzuträglichste Hilfe zu einem recht gründlichen Verständniß ist, so daß auch ein jeder verständige Laie, der seine Bücher recht ansieht und fleißig liest, deutlich

begreifen kann, daß dieſe Lehre eine ganz wahre, chriſtliche, ſtarke Grundveſte hat. Deshalb traf ſie auch ſehr mein Gemüth und ging mir tief zu Herzen, und es iſt mir nach und nach der Nebel vieler alter Mißverſtändniſſe von dem Geſicht gefallen. Denn dieſe Lehre wurde mir keineswegs verdächtig, wie die vieler anderer Schullehrer, die ich vormals geleſen habe, darum weil ſie weder auf Herrſchaft, Ruhm oder zeitlichen Genuß zielt, ſondern uns allein den armen, verſchmähten, gekreuzigten Chriſtus darſtellt, und uns ein reines, beſcheidenes, ganz gelaſſenes und der Lehre Chriſti in allen Dingen gleichförmiges Leben lehrt, weshalb ſie auch den geſchwollenen, aufgeblaſenen Doctoribus, die mehr ihre eigene Ehre und Ruhm als den Geiſt Gottes in der Schrift ſuchen, und den gewaltſüchtigen, vielpfründigen Pfaffen unleidlich und zu ſchwer iſt. Deshalb will ich eher Leib und Leben und all mein leibliches Vermögen verlieren, als mich davon abdrängen laſſen, nicht um des Luther willen, deſſen Perſon mir, abgeſehen von ſeinen Schriften, fremd und unbekannt iſt; auch er iſt ein Menſch, und kann deshalb wie andere Menſchen irren und fehlen; aber um des göttlichen Wortes willen, das er ſo hell und klar in ſich trägt, mit ſo großem Sieg und Triumph aus freimüthigem, unerſchrockenem Geiſte redet und erhellt. — —

Die Feinde wollen uns auch dieſen Honig zumeiſt dadurch verbittern, daß Luther ſo ſehr kitzelig, leicht gereizt, anfällig und biſſig iſt und ſeine Widerſacher, namentlich die großen Fürſten und geiſtliche und weltliche Herren mit ſo frevlem Muthe antaſtet, ſchilt und läſtert, und brüderlicher Liebe und chriſtlicher Beſcheidenheit ſo ſehr vergißt. Darin hat er wahrlich auch mir oft mißfallen; ich möchte auch gar ungern jemanden anleiten, daß er es ihm darin gleich thäte; ich habe aber nichts deſto minder ſeine gute chriſtliche Lehre darum nicht verwerfen und zurückweiſen, auch ſeine Perſon in dem Punkt nicht verurtheilen wollen, und zwar deshalb

nicht, weil ich seinen Geist und das heimliche Urtheil Gottes nicht durchschauen kann, das vielleicht durch diesen einzigen Mangel viele Leute von seiner Lehre abziehen wird. Und da er nicht seine eigene Sache, sondern das göttliche Wort verfechten will, darf ihm viel nachgesehen und Alles als Gottes eifriger Zorn ausgelegt werden. Hat doch auch Christus, der Brunnen und das Abbild aller Sanftmuth, die verstockten, steinherzigen Pharisäer oft vor allen Andern rauh angefahren, ihnen geflucht und sie falsche Gleißner, gemalte Totengräber, Hurenkinder, Blinde und Blindenführer, auch des Teufels Kinder genannt, wie die evangelische Historie anzeigt (Matth. 12. 15. 23. Joh. 8.). Vielleicht würde Luther manchem gern einen großen Titel beilegen, wenn er es mit Wahrheit thun könnte. Doch mag er meinen, es schicke sich nicht, daß er die Verfinsterten durchläuchtig, die reißenden Wölfe gute Hirten, die Ungnädigen gnädig nennen solle; denn ohne Zweifel, wenn ihm bisher Gott nicht gnädiger als sie gewesen, wäre seines Gebeins nicht mehr auf Erden. Doch wie dem allen sei, ich will es an diesem Ort nicht vertheidigen. Das Spotten und Schelten wollen wir abweisen und den Ernst seiner tapfern christlichen Schriften zu unserer Besserung mit Dank annehmen.

Als ich nun auf meinem gegründeten Vornehmen freimüthig allerwegen beharrte und mich durch kein menschliches Verbot davon abbringen lassen wollte, wie ich ja als Christ nicht durfte, wuchs der Unwille meines Herrn von Alpirsbach und etlicher seines Convents immer mehr und heftiger wider mich, und das Schwert des Zornes Gottes fing an zu schneiden und Uneinigkeit zu machen zwischen den Brüdern. Zuletzt ward mir aufs höchste geboten, daß ich von meinem Vornehmen abstehen, auch zu den Andern des Convents, die mir günstig und christlicher Lehre geneigt waren, dieser Sache wegen nicht sprechen sollte. Ferner sollte ich nicht predigen und den Convent lesen, sondern allerwegen sein wie ein anderer Conventbruder. Ich wollte nicht widerstehen, sondern

wollte ſolche Gewalt in chriſtlicher Geduld gern leiden, doch mit dem Vorbehalt, daß ich mir für meine Perſon keineswegs wehren laſſe, Alles zu leſen und zu halten, was nach meinem Erkennen heiliger Schrift gemäß und meinem Seelenheil förderlich ſei. Ferner, daß ich Andern, die ſolches von mir begehren und bedürftig ſein ſollten, Lehre, Schriften, Bücher und brüderliche Unterweiſung mittheilen wollte. Denn ſo ſei mir von Gott, meinem Herrn, geboten worden, und ſein Geheiß wollte ich höher achten als allen andern menſchlichen Gehorſam. Das aber ward mit großer Ungunſt aufgenommen und unleidlicher Frevel genannt, der tägliche Unfrieden wurde gemehrt, die klöſterliche Ruhe untergraben und zerrüttet. Der eine ſagte, er wolle in dieſer Ketzerſchule nicht länger bleiben, ein anderer, die Lutheriſchen müßten aus dem Kloſter, oder er wolle hinaus; der dritte wandte vor, das Gotteshaus müßte um meinetwillen üble Nachrede ertragen und zeitlichen Nachtheil leiden, denn man wolle annehmen, ſie wären alle meiner Meinung; der vierte ſprach von Schlagen, der fünfte von ſonſt etwas, ſo daß ich die Sache nicht länger ertragen, auch ohne Verletzung meines Gewiſſens in ſolcher Zwietracht nicht weiter verharren wollte. Deshalb hielt ich bei meinem Abt und Convent ernſtlich und mit höchſtem Fleiß um einen gnädigen gutwilligen Urlaub an, ich wollte mich ein Jahr oder zwei ohne Koſten des Gotteshauſes auf einer Schule oder anderswo erhalten, ob vielleicht unterdeß durch göttliches Einſehen die Urſache unſerer Zwietracht zu friedlichem Ende käme, ſo daß wir in evangeliſcher Lehre vereinigt mit freundlicher, ganz brüderlicher Liebe wieder zuſammenkämen.

Als mir aber auch dies von ihnen abgeſchlagen wurde, bin ich wohlbedacht, nachdem ich vorher Rath gehalten hatte mit weiſen, gelehrten, hochverſtändigen und gottesfürchtigen Herren und Freunden, ſelbſt aus dem Kloſter gewichen." — Soweit Ambroſius Blaurer.

Während Bruder Ambrosius aus dem Fenster seiner Klosterzelle noch sorgenvoll über die Fichten des Schwarzwaldes in das Freie sah, ritt ein Anderer aus dem Thore einer Fürstenburg am Thüringer Waldgebirge. Hinter ihm lag die finstere Drachenschlucht, vor ihm der lange Rücken des zauberhaften Hörselberges, worin eine Teufelin saß; zu ihr hatte einst der Papst, der schlechte Sündenvergeber, den reuigen Tannhäuser zurückgetrieben. Aber der dürre Stab, den der Papst damals in den Boden gesteckt, war grün geworden über Nacht. Gott selbst hatte den Papst widerlegt. Der arme, reuevolle Mensch mit kindlichem Glauben bedarf den römischen Bischof nicht mehr, um Erbarmen und Gnade bei seinem himmlischen Vater zu finden. Der schlechte Papst aber soll hinabfahren in die Schlucht des alten Drachen.

Das Aeußere des Mannes, der die Wartburg hinabritt gen Wittenberg, soll jetzt ein junger Student schildern, der mit einem Freunde aus der Schweiz nach Sachsen zog. Sein Bericht ist einer der bekanntesten aus jener Zeit, dennoch durfte er hier nicht fehlen. Er ist uns erhalten in: Johannes Keßler's Sabbata, Chronik der Jahre 1523—1539, herausg. von E. Götzinger.

Johannes Keßler, um 1502 von armen Bürgersleuten zu St. Gallen geboren, besuchte die dortige Klosterschule, studirte Theologie in Basel und zog im ersten Frühjahr 1522 mit einem Genossen nach Wittenberg, dort unter den Reformatoren weiter zu lernen. Im Winter 1523 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, und da die neue Lehre dort noch keine Stätte hatte und er sehr arm war, entschloß auch er sich ein Handwerk zu erlernen. Er wurde Sattler. Bald sammelte sich eine kleine Gemeinde um ihn, er lehrte, predigte, arbeitete in seiner Werkstatt und schrieb Bücher, wurde endlich Schullehrer, Bibliothekar, Schulrath. Er war eine anspruchslose, sanfte, reine Natur, mit einem Herzen voll Liebe und milder Wärme; an den theologischen Streitigkeiten

ſeiner Zeit nahm er keinen thätigen Antheil. Seine Erzählung beginnt:

„Da wir die heilige Schrift zu ſtudiren gen Wittenberg reiſten, ſind wir nach Jena im Land Thüringen weiß Gott! in einem wüſten Gewitter gekommen und nach vielem Umfragen in der Stadt um eine Herberge, wo wir über Nacht blieben, haben wir keine erhaſchen noch erfragen können; überall ward uns Herberge abgeſchlagen. Denn es war Faſtnacht*), wo man nicht viel Sorge für die Pilger und Fremdlinge trägt. Da haben wir uns aus der Stadt wieder herausgewandt, um weiter zu gehen, ob wir ein Dorf erreichten, wo man uns doch beherbergen wollte. Indem begegnete uns unter dem Thor ein ehrbarer Mann, ſprach uns freundlich an und fragte, wo wir doch ſo ſpät hinwollten, da wir in keiner Nähe weder Haus noch Hof, wo man uns behielte, vor finſtrer Nacht erreichen würden. Zudem ſei es ein Weg leicht zu fehlen und ſich zu verirren; deshalb wolle er uns rathen allhier zu bleiben.

Wir antworteten: „Lieber Vater, wir ſind bei allen Wirthshäuſern geweſen, an die man uns hin und her gewieſen hat, allenthalben aber hat man uns abgewieſen und Herberge verſagt, müſſen alſo aus Noth fürbaß ziehen.“ Da ſprach er, ob wir auch im Wirthshaus zum ſchwarzen Bär gefragt hätten? Da ſprachen wir: „Es iſt uns nie vorgekommen; Lieber, ſagt, wo finden wir dies?“ Da zeigte er's uns an, ein wenig vor der Stadt. Und als wir den ſchwarzen Bär ſahen, ſiehe, wie uns vorher alle Wirthe Herberge abgeſchlagen hatten, ſo kam hier der Wirth unter die Thür, empfing uns und erbot ſich ſelbſt gutwillig, uns zu beherbergen, und führte uns in die Stube.

Dort fanden wir einen Mann allein am Tiſche ſitzen und vor ihm lag ein Büchel; er grüßte uns freundlich, hieß

*) Es war der Abend des 4. März 1522.

uns näher kommen und zu ſich an den Tiſch ſetzen. Denn unſre Schuhe waren — hier mit Verlaub zu ſchreiben — ſo voll Koth und Schmutz, daß wir aus Scham über die Kothflecken nicht fröhlich in die Stube eintreten konnten, und drückten uns heimlich bei der Thür auf ein Bänkli nieder. Da bot er uns zu trinken, was wir ihm nicht abſchlagen konnten. Als wir ſo ſeine Freundlichkeit und Herzlichkeit vernahmen, ſetzten wir uns zu ihm, wie er geheißen, an ſeinen Tiſch, ließen ein Maß Wein auftragen, damit wir der Ehre wegen wiederum auch ihm zu trinken böten. Wir vermeinten aber nicht anders, als es wäre ein Reiter, der nach Landsgewohnheit da ſaß, mit einem rothen Lederkäppel, in Hoſen und Wamms, ohne Rüſtung, ein Schwert an der Seite, die rechte Hand auf des Schwertes Knopf, mit der andern das Heft umfaſſend. (Seine Augen waren ſchwarz und tief, blitzend und funkelnd wie ein Stern, ſo daß ſie nicht wohl mochten angeſehen werden.*)

Bald fing er an zu fragen, von wannen wir gebürtig wären. Doch gab er ſich ſelbſt Antwort: „Ihr ſeid Schweizer. Woher ſeid ihr aus dem Schweizerland?“ Wir antworteten: „Von St. Gallen.“ — Da ſprach er: „Wollt ihr von hier, wie ich höre, nach Wittenberg, ſo findet ihr dort gute Landsleute, nämlich Doctor Hieronymus Schurf und ſeinen Bruder Doctor Auguſtin.“

Wir ſagten: „Wir haben Briefe an ſie.“ Da fragten wir ihn wieder: „Mein Herr, wißt ihr uns nicht zu beſcheiden, ob Martinus Luther jetzt zu Wittenbeng oder an welchem Ort er ſonſt ſei?“

Antwortete er: „Ich habe gewiſſe Kundſchaft, daß der Luther jetzt gerade nicht zu Wittenberg iſt; er wird aber bald

---

*) Das Eingeklammerte ſteht im Original einige Seiten ſpäter, bei einer anderen Beſchreibung des Reiters. Vergl. Johann Keßler von J. J. Bernet. S. 41.

dahin kommen. Philippus Melanchthon aber iſt dort, er lehrt die griechiſche Sprache, ſo auch Andere die hebräiſche lehren. In Treue will ich euch rathen beide zu ſtudiren; denn ſie ſind vorher nothwendig, um die heilige Schrift zu verſtehen.“ Sprachen wir: „Gott ſei gelobt! Denn ſo Gott unſer Leben friſtet, wollen wir nicht ablaſſen, bis wir den Mann ſehen und hören; denn ſeinetwegen haben wir dieſe Fahrt unternommen, da wir vernahmen, daß er das Prieſterthum ſammt der Meſſe als einen ungegründeten Gottesdienſt umſtoßen will. Dieweil wir von Jugend auf von unſern Eltern dazu gezogen und beſtimmt ſind, Prieſter zu werden, wollen wir gern hören, was er uns für einen Unterricht geben wird und mit welchem Fug er ſolchen Vorſatz zu Wege bringen will.“

Nach ſolchen Worten fragte er: „Wo habt ihr bis jetzt ſtudirt?“ — Antwort: „Zu Baſel.“ — Da ſagte er: „Wie ſteht es zu Baſel? iſt Erasmus Roterodamus noch daſelbſt? was thut er?“

„Mein Herr,“ ſprachen wir, „wir wiſſen nicht anders, als daß es wohl ſteht; ſo iſt auch Erasmus da, was er aber treibe, iſt jedermann unbekannt und verborgen, da er ſich gar ſtill und heimlich verhält.“

Dieſe Reden kamen uns gar fremd an dem Reiter vor, daß er von den beiden Schurf, von Philippo und Erasmo, desgleichen von der Erforderniß beider der griechiſchen und hebräiſchen Zunge zu reden wußte. Zudem ſprach er dazwiſchen etliche lateiniſche Worte, ſo daß uns bedünken wollte, er ſei eine andere Perſon als ein gemeiner Reiter.

„Lieber“, fragte er uns, „was hält man im Schweizer Land von dem Luther?“

„Mein Herr, es ſind, wie allenthalben, mancherlei Meinungen. Manche können ihn nicht genugſam erheben und Gott danken, daß er ſeine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrthümer zu erkennen gegeben hat, manche aber ver-

dammen ihn als einen unleidlichen Ketzer und vor Andern die Geiſtlichen."

Da ſprach er: „Ich denke mir's wohl, es ſind die Pfaffen."

Unter ſolchem Geſpräch ward er uns gar heimlich, ſo daß mein Geſell das Büchel, das vor ihm lag, aufhob und ſperrte es auf. Es war ein hebräiſcher Pſalter. Da legte er es ſchnell wieder hin, und der Reiter nahm es zu ſich. Daraus kam uns noch mehr Zweifel, wer er ſei. Und mein Geſell ſprach: „Ich wollte einen Finger von der Hand hergeben, daß ich dieſe Sprache verſtünde." Antwortete er: „Ihr werdet ſie wohl begreifen, wenn ihr anders Fleiß anwendet; auch ich begehre ſie weiter zu erlernen und übe mich täglich darin."

Unterdeß ging der Tag ganz hinunter und es wurde ſehr dunkel, und der Wirth kam an den Tiſch. Als er unſer hoch Verlangen und Begierde nach dem M. Luther vernommen, ſprach er: „Liebe Geſellen, wäret ihr vor zwei Tagen hier geweſen, ſo wär' es euch gelungen; denn hier an dem Tiſch hat er geſeſſen und" — er zeigte mit dem Finger — „an der Stelle." Das verdroß uns ſehr und zürnten, daß wir uns verſäumt hatten, ließen den Zorn an dem kothigen und ſchlechten Weg aus, der uns verhindert hatte. Doch ſprachen wir: „Nun freuet uns doch, daß wir in dem Haus und an dem Tiſche ſitzen, wo er ſaß." Darüber mußte der Wirth lachen und ging damit zur Thür hinaus.

Nach einer kleinen Weil ruft mich der Wirth vor die Stubenthür hinaus, ich ſoll zu ihm kommen. Ich erſchrak und bedachte, was ich Unſchickliches gethan, oder was mir ohne meine Schuld verargt würde.

Da ſprach der Wirth zu mir: „Dieweil ich erkenne, daß ihr den Luther in Treue zu hören und zu ſehen begehrt: — der iſt's, der bei euch ſitzet."

Dieſe Worte nahm ich für Spott und ſprach: „Ja, Herr

Wirth, ihr wollt mich gern foppen und meine Begier durch des Luther's Trugbild erſättigen." Er antwortete: „Er iſt es gewißlich. Doch thue nicht, als ob du ihn dafür halteſt und erkennſt." Ich ließ dem Wirth Recht, ich konnte es aber nicht glauben. Ich ging wieder in die Stube, ſetzte mich wieder zu dem Tiſch, hätte es auch gern meinem Geſellen geſagt, was mir der Wirth eröffnet hatte. Endlich wandt' ich mich zu ihm und raunte heimlich: „Der Wirth hat mir geſagt, der ſei der Luther." Er wollt' es auch, wie ich, nicht gleich glauben und ſprach: „Er hat vielleicht geſagt, es ſei der Hutten, und du haſt ihn nicht recht verſtanden." — Weil mich nun die Reiterkleidung und die Geberde mehr an den Hutten denn an den Luther, als einen Mönch, gemahnten, ließ ich mich bereden, er hätte geſprochen: „es iſt der Hutten," da die Anfänge beider Namen ſchier zuſammenklingen. Was ich deshalb ferner redete, geſchah ſo, als ob ich mit Herrn Huldrich ab Hutten, Ritter, redete.

Während alle dem kamen zwei von den Kaufleuten, die auch allda über Nacht bleiben wollten, und nachdem ſie ſich entkleidet und entſpornt, legte einer neben ſich ein uneingebundenes Buch. Da fragte Martinus, was das für ein Buch wäre; er ſprach: „Es iſt Doctor Luther's Auslegung etlicher Evangelien und Epiſteln, erſt neu gedruckt und ausgegangen; habt ihr die nie geſehen?" Sprach Martinus: „Sie werden mir auch bald zukommen." Da ſprach der Wirth: „Nun verfügt euch zum Tiſch, wir wollen eſſen"; wir aber ſprachen und baten den Wirth, er möchte mit uns Nachſicht haben und uns etwas Beſonderes geben. Da ſprach der Wirth: „Liebe Geſellen, ſetzt euch zu den Herren an den Tiſch, ich will euch geziemend halten." Da das Martinus hörte, ſprach er: „Kommt herzu, ich will die Zehrung mit dem Wirth ſchon abmachen."

Unter dem Eſſen ſprach Martinus viel gottſelige, freundliche Reden, daß die Kaufleute und wir vor ihm verſtummten,

mehr auf seine Worte, als auf alle Speisen achteten. Unter diesen beklagte er sich mit einem Seufzer, wie gerade jetzt die Fürsten und Herren auf dem Reichstag zu Nürnberg wegen Gottes Wort, diesen schwebenden Händeln und der Beschwerung deutscher Nation versammelt wären, aber zu nichts mehr geneigt wären, als die kurze Zeit mit kostbarem Turnier, Schlittenfahrt, Unzucht, Hoffart und Hurerei zu verbringen, da doch Gottesfurcht und ernstliche Bitte zu Gott besser dazu helfen würde. „Aber das sind unsere christlichen Fürsten.“ Weiter sagte er, er sei der Hoffnung, daß die evangelische Wahrheit mehr Frucht bei unsern Kindern und Nachkommen bringen werde, die nicht von dem päpstlichen Irrthum vergiftet, sondern jetzt auf lautere Wahrheit und Gottes Wort gepflanzt werden, als an den Eltern, in welchen die Irrthümer so eingewurzelt wären, daß sie nicht leicht ausgerottet werden könnten.

Darnach sagten die Kaufleute auch ihre gute Meinung, und sprach der ältere: „Ich bin ein einfältiger, schlichter Laie, versteh' mich auf die Händel nicht besonders, das sprech' ich aber, wie mir die Sach' erscheint, muß der Luther entweder ein Engel vom Himmel oder ein Teufel aus der Hölle sein. Ich habe Lust, noch zehn Gulden ihm zu Liebe aufzuwenden, damit ich ihm beichten kann, denn ich glaube, er würde und könnte mein Gewissen wohl unterrichten.“ Indem kam der Wirth neben uns und sprach heimlich: „Habt nicht Sorge um die Zehrung, Martinus hat das Nachtmahl für euch berichtigt.“ Das freute uns sehr, nicht wegen des Geldes und Genusses, sondern daß uns dieser Mann gastfrei gehalten hatte. Nach dem Nachtmahl stunden die Kaufmänner auf, gingen in den Stall die Rosse zu versehen. Indeß blieb Martinus allein bei uns in der Stube, da dankten wir ihm für seine Verehrung und Spende und ließen uns dabei merken, daß wir ihn für Hulbrich ab Hutten hielten. Er aber sprach: „Ich bin es nicht.“

Dazu kam der Wirth, und Martinus ſprach: „Ich bin dieſe Nacht zu einem Edelmann geworden, denn dieſe Schweizer halten mich für Huldrichen ab Hutten.“ Sprach der Wirth: „Ihr ſeid es nicht, aber Martinus Luther.“ Da lächelte er mit ſolchem Scherz: „Die halten mich für den Hutten, ihr für den Luther, bald werde ich wohl gar Markolfus*) werden.“ Und nach ſolchem Geſpräch nahm er ein hoch Bierglas und ſprach nach des Landes Brauch: „Schweizer, trinken wir noch einen freundlichen Trunk zum Segen!“ — Und wie ich das Glas von ihm empfangen wollte, wechſelte er das Glas, bot dafür ein Glas mit Wein und ſprach: „Das Bier iſt euch unheimiſch und ungewohnt, trinket den Wein!“ Indem ſtand er auf, warf den Waffenrock auf ſeine Achſel und nahm Abſchied. Er bot uns ſeine Hand und ſprach: „So ihr nach Wittenberg kommt, grüßet mir den Dr. Hieronymus Schurf.“ Sprachen wir: „Wir wollen das gerne thun, doch wie ſollen wir euch nennen, daß er den Gruß von euch verſtehe?“ Sprach er: „Saget nichts weiter als: der kommen wird, läßt euch grüßen — ſo verſteht er die Worte ſogleich.“ Alſo ſchied er von uns und ging zu ſeiner Ruhe.

Darnach kamen die Kaufmänner wieder in die Stube und hießen den Wirth ihnen noch einen Trunk auftragen, während welchem ſie viel Unterredungen hielten des Gaſtes halber, der bei ihnen geſeſſen hätte, wer er doch wäre. Aber der Wirth ließ ſich merken, er hielte ihn für den Luther, und ſie, die Kaufleute, ließen ſich bald bereden und bedauerten und kümmerten ſich, daß ſie ſo ungeſchickt von ihm geredet hatten, und ſprachen, ſie wollten am Morgen um ſo früher aufſtehn, ehe er wegritte, und wollten ihn bitten, er möge nicht auf ſie zürnen, noch im Arg daran denken, da ſie ſeine Perſon nicht erkannt hätten. Dies iſt geſchehen und ſie haben ihn am

*) Komiſche Volksfigur des 15. und 16. Jahrhunderts, wie jetzt noch Till Eulenſpiegel.

Morgen im Stall gefunden. Aber Martinus hat geantwortet: „Ihr habt zur Nacht beim Nachtmahl gesagt, ihr wollt zehn Gulden wegen des Luther's ausgeben, um ihm zu beichten. Wenn ihr ihm einmal beichtet, werdet ihr wohl sehen und erfahren, ob ich der Martinus Luther sei.“ Weiter hat er sich nicht zu erkennen gegeben, ist darauf bald aufgesessen und auf Wittenberg zu geritten.

An demselben Tage sind wir auf Naumburg zu gezogen und wie wir in ein Dorf kommen — es liegt unten an einem Berg, ich vermeine, der Berg heißt Orlamunde und das Dorf Naßhausen — dadurch fließt ein Wasser, das war vom übergroßen Regen ausgetreten und hatte die Brücke zum Theil hinweggeführt, daß keiner mit einem Pferd hinüberreiten konnte. In demselbigen Dorf sind wir eingekehrt und haben durch Zufall die zween Kaufmänner in der Herberge gefunden, welche uns daselbst um des Luther's willen auch bei sich gastfrei hielten.

Am Samstag darauf, den Tag vor dem ersten Sonntag in der Fasten sind wir bei dem Dr. Hieronymus Schurf eingekehrt, um unsere Briefe zu überantworten. Wie man uns in die Stube beruft, siehe, so finden wir den Reiter Martinus, ebenso wie zu Jena. Und bei ihm ist Philippus Melanchthon, Justus Jodocus Jonas, Nicolaus Amsdorf, Dr. Augustin Schurf, sie erzählen ihm, was sich während seiner Abwesenheit in Wittenberg ereignet hat. Er grüßt uns und lacht, zeigt mit dem Finger und spricht: „Dies ist der Philipp Melanchthon, von dem ich euch gesagt hab'.“

In der treuherzigen Darstellung Keßler's ist nichts merkwürdiger als die heitere Ruhe des gewaltigen Mannes, der unter Acht und Bann durch Thüringen ritt, im Herzen leidenschaftliche Sorge um die größte Gefahr, welche seiner Lehre drohte, um den Fanatismus seiner eigenen Parteigenossen.

## 4.

# Doctor Luther.

(1517—1546.)

Noch immer bedauern wohlmeinende Männer, daß große Schäden ihrer alten Kirche zu so großem Abfall geführt haben, auch der aufgeklärte Katholik sieht in Luther und Zwingli noch die eifrigen Ketzer, deren Zorn eine Kirchenspaltung verschuldete. Möge solche Ansicht in Deutschland schwinden. Alle Confessionen haben Ursache auf Luther zurückzuführen, was heut in ihrem Glauben innig, seelenvoll und segensreich für ihr Leben ist. Der Ketzer von Wittenberg ist Reformator der deutschen Katholiken gerade so sehr wie der Protestanten. Nicht nur deshalb, weil im Kampf gegen ihn auch die Lehrer der katholischen Kirche aus der alten Scholastik herauswuchsen und mit neuen Waffen, welche sie seiner Sprache, Bildung, sittlichen Tüchtigkeit entnommen hatten, für ihre Sacramente kämpften; auch nicht nur deshalb, weil er in der That die Kirche des Mittelalters in Trümmer schlug und Ursache wurde, daß seine Gegner zu Trient scheinbar ganz in den alten Formen und Maßen ein festeres Gebäude aufführten; sondern noch mehr deshalb, weil er dem gemeinsamen Grunde aller deutschen Bekenntnisse, unserer tapfern, frommen, ehrlichen Innerlichkeit so gewaltigen Ausdruck gegeben hat, daß in Lehre und Sprache, in bürgerlicher Ordnung und Sittlich-

keit, in den gemüthlichen Neigungen des Volkes, in Wiſſenſchaft und Dichtkunſt ſehr viel von ſeinem Weſen übrig geblieben iſt, woran wir alle noch jetzt Theil haben. Was der trotzige Streitkopf Luther's gegen Reformirte und Katholiken verfocht, davon iſt Einzelnes durch die freie Erkenntniß der Gegenwart verurtheilt worden. Seine Lehre, eine leidenſchaftliche, hochgeſpannte, in erſchütternden Kämpfen einer ehrfurchtsvollen Seele abgerungene Lehre, traf in einigen wichtigen Punkten nicht das Rechte, zuweilen war er gegen ſeine Gegner herb, ungerecht, ja grauſam; aber dergleichen ſoll keinen Deutſchen mehr irren, denn alle Beſchränktheiten ſeiner Natur und Bildung verſchwinden gegen die Fülle von Segen, welcher aus ſeinem großen Herzen in das Leben ſeiner Nation eingeſtrömt iſt.

Aber er hätte doch nicht abfallen ſollen, ſeine That hat Deutſchland in zwei Heerlager getheilt, unter wechſelndem Schlachtgeſchrei tobt der alte Streit bis in unſere Tage. Die ſo meinen, mögen mit gleichem Recht behaupten, daß jener heilige geheimnißvolle Abfall vom Judenthum nicht nöthig geweſen ſei; warum beſſerten die Apoſtel nicht das ehrwürdige Hoheprieſterthum von Zion? Sie mögen behaupten, daß der Engländer Hampden beſſer gethan hätte, das Schiffsgeld zu zahlen und die Stuarte friedlich zu belehren, daß Oranien frevelte, als er nicht wie Egmont Kopf und Degen in Alba's Hände legte, daß Waſhington ein Verräther war, weil er ſich und ſein Heer nicht den Engländern überlieferte, ſie mögen jedes große Neue in Lehre und Leben, das je im Kampfe gegen Altes hervorgebrochen, als eine Miſſethat verdammen.

Wenig Sterblichen ward eine gleich große Wirkung auf Zeitgenoſſen und Nachwelt vergönnt. Aber wie jedes große Menſchenleben macht auch das Leben Luther's den Eindruck einer erſchütternden Tragödie, ſobald man die Hauptmomente deſſelben zuſammendrängt. Dreigetheilt erſcheint es uns, wie die Laufbahn aller geſchichtlichen Helden, denen das Schickſal

ward, sich auszuleben. Im Anfange bildet sich die Persönlichkeit des Mannes, mächtig beherrscht von dem Zwange der umgebenden Welt. Auch unvereinbare Gegensätze sucht sie zu verarbeiten, aber in dem Innersten der Menschennatur erhärten sich allmählich Gedanken und Ueberzeugungen zum Willen, eine That bricht hervor, der Eine tritt in den Kampf mit der Welt. Darauf folgt eine andere Zeit kräftiger Thätigkeit, schneller Fortbildung, großer Siege. Immer größer wird die Einwirkung des Einen auf die Vielen, mächtig zieht er die ganze Nation in seine Bahnen, er wird ihr Held, ihr Vorbild, die Lebenskraft von Millionen erscheint zusammengefaßt in einen Mann.

Aber solche Herrschaft einer einzelnen geschlossenen Persönlichkeit erträgt der Geist der Nation nicht lange. Wie stark eine Kraft, wie groß die Zielpunkte seien, Leben, Kraft und Bedürfnisse der Nation sind vielseitiger. Der ewige Gegensatz zwischen Mann und Volk wird sichtbar, auch die Seele des Volkes ist endlich und vor dem Ewigen eine Persönlichkeit, aber dem Einzelnen gegenüber erscheint sie schrankenlos. Den Mann zwingt die logische Folgerichtigkeit seiner Gedanken und Handlungen, alle Geister seiner eigenen Thaten zwingen ihn in eine fest eingehegte Bahn, die Seele des Volkes bedarf zu ihrem Leben unvereinbare Gegensätze, ein unabläſſiges Arbeiten nach den verschiedensten Richtungen. Vieles, was der Einzelne nicht in seinem Wesen aufzunehmen vermochte, erhebt sich zum Streit gegen ihn. Die Gegenströmung der Welt beginnt. Zuerst schwach von mehren Seiten, in verschiedener Richtung, mit geringer Berechtigung, dann immer stärker, immer siegreicher. Zuletzt beschränkt sich der geistige Inhalt des einzelnen Lebens in seiner Schule, es krystallisirt zu einem einzelnen Bildungselement des Volkes. Immer ist der letzte Theil eines großen Lebens erfüllt mit einer heimlichen Entsagung, mit Bitterkeit und stillem Leiden.

So auch bei Luther. Von diesen Perioden aber reichte die erste bis zu dem Tage, an welchem er die Theses anschlug, die zweite bis zur Rückkehr von der Wartburg, die dritte bis zu seinem Tode und zum Beginne des schmalkaldischen Krieges. Es ist hier nicht die Absicht sein ganzes Leben zu beschreiben, nur wie er wurde und was er uns war, soll kurz gesagt werden. Manches an ihm erscheint fremd und unhold, solange man ihn aus der Ferne betrachtet, aber dieses Menschenbild hat die merkwürdige Eigenschaft, immer größer und liebenswerther zu werden, je näher man herantritt. Und es würde auch einen guten Biographen mit Bewunderung, Rührung und einiger guten Laune erfüllen vom Anfang bis zum Ende.

Aus dem großen Quell aller Volkskraft, aus dem freien Bauernstande kam Luther herauf. Sein Vater zog von Möhra, einem Waldort des thüringischen Gebirges, wo seine Sippe die halbe Umgegend füllte,*) zu Bergmannsarbeit nordwärts in das Mansfeldische. Der Vater, Hans Luther, war von kurz gedrungener Kraft, fest im Entschluß, begabt mit einem ungewöhnlichen Maß klugen Menschenverstandes, und arbeitete sich nach hartem Kampfe zu einiger Wohlhabenheit durch. In seinem Hause hielt er strenge Zucht; noch in späten Jahren dachte Luther mit Wehmuth an die harten Strafen, die er als Knabe erlitten, und an den Schmerz, den sie seinem weichen Kinderherzen gemacht. Der Vater hatte doch bis zu seinem Tode im Jahr 1530 Einfluß auf das Leben des

*) Paene regionem occupant. Brief Luther's an Spalatin vom 14. März 1521. Sein Familienname „Luder" — er selbst nennt sich in seinen ersten Büchlein noch so — wurde von ihm bald Luther geschrieben und als „lauter" gedeutet. In der thüringischen Mundart wird Lothar zu Loder; Luder ist die thüringische Dialektform von Ludwig, Lude, wie noch jetzt Heiner, Heine von Heinrich. Und der Name seines Geschlechtes zu Möhra, welches selbstverständlich mit der Reformation seine Schreibung des Namens annahm, ist also wahrscheinlich Ludwig gewesen. Ihm selbst war das nicht mehr deutlich.

Sohnes. Als sein Martin mit 22 Jahren heimlich in das Kloster gegangen war, zürnte er heftig, er hatte damals schon daran gedacht, den Sohn durch gute Heirat zu versorgen. Und als es endlich Freunden gelang den empörten Vater zur Versöhnung zu bringen, als er dem flehenden Sohne wieder gegenüber trat und dieser gestand, daß eine furchtbare Erscheinung ihn zum stillen Gelübde des Klosters getrieben hatte, warf ihm der Vater die bekümmerten Worte entgegen: „Gott gebe, daß es nicht ein Betrug und teuflisch Gespenst war.“ Und noch mehr erschütterte er das Herz des Mönches durch die zürnende Frage: „Du glaubtest einem Gebot Gottes zu gehorchen, als du in das Kloster gingst, hast du nicht auch gehört, daß man den Eltern gehorsam sein soll?“ Tief stach dies Wort in den Sohn. Und als er viele Jahre darnach auf der Wartburg saß, aus der Kirche gestoßen, vom Kaiser geächtet, da schrieb er an seinen Vater die rührenden Worte: „Willst du mich noch aus der Möncherei reißen? Du bist noch mein Vater, ich noch dein Sohn, auf deiner Seite steht göttliches Gebot und Gewalt, auf meiner Seite steht menschlicher Frevel. Und sieh, damit du dich vor Gott nicht rühmst, ist er dir zuvorgekommen, er selbst hat mich herausgenommen.“ Von da ab war dem Alten, als wäre ihm sein Sohn wieder geschenkt. Der alte Hans hatte einst seine Rechnung auf einen Enkel gemacht, für den er arbeiten wollte; auf den Gedanken kam er starrköpfig zurück, unbekümmert um die übrige Welt. Und bald mahnte er den Sohn eifrig zur Ehe, und es war nicht am wenigsten sein Zureden, dem Luther nachgab. Und als der Vater hoch an Jahren, zuletzt Rathsherr von Mansfeld, in den letzten Zügen lag, und der Geistliche sich über ihn neigte und den Scheidenden frug, ob er auch sterben wolle im gereinigten Glauben an Christum und das heilige Evangelium, da raffte der alte Hans sich noch einmal kräftig zusammen und sprach kurzab: „Ein Schelm,*) der nicht dran

*) Der Ausdruck war „Lauer“.

glaubt." Wenn Luther ſpäter dies erzählte, ſetzte er bewundernd hinzu: „Ja, das war ein Mann aus der alten Zeit." Der Sohn aber erhielt die Nachricht vom Tode des Vaters auf der Veſte Koburg. Als er den Brief anſah, dem ſeine Frau das Bild ſeiner jüngſten Tochter Magdalena beigelegt hatte, ſagte er ſeinem Gefährten nur die Worte: „Wohlan, mein Vater iſt auch tot," ſtand auf, ergriff ſeinen Pſalter, ging in ſeine Kammer, betete und weinte ſo ſehr, daß ihm, wie der treue Veit Dietrich ſchrieb, der Kopf am andern Tage ungeſchickt war, und kam mit gefaßter Seele wieder hervor. Und an demſelben Tage ſchrieb er in tiefer Rührung an Melanchthon von der herzlichen Liebe des Vaters und von dem innigen Verkehr mit ihm. „Nie habe ich den Tod ſo ſehr verachtet als heut; ſo oft ſterben wir, bevor wir einmal ſterben. Jetzt bin ich Senior in meinem Geſchlecht, und ich habe das Recht ihm nachzufolgen."

Von ſolchem Vater bekam der Sohn für das Leben mit, was Grundzug ſeines Weſens geblieben iſt, die Wahrhaftigkeit, den beharrlichen Willen, treuherziges Zutrauen und umſichtige Behandlung der Menſchen und Geſchäfte. Rauh war ſein Kinderleben, viel Herbes hat er in der lateiniſchen Schule und als Chorſänger erfahren, aber auch Wohlwollen und Liebe, und ihm blieb, was in den kleinen Kreiſen des Lebens leichter bewahrt wird, ein Herz voll Glauben an die Güte menſchlicher Natur und voll Ehrfurcht vor allem Großen dieſer Erde. Auf der Univerſität Erfurt vermochte der Vater ihn ſchon reichlicher zu unterſtützen, er fühlte ſich in Jugendkraft, war ein fröhlicher Kamerad bei Saitenſpiel und Geſang. Von ſeinem innern Leben in jener Zeit wiſſen wir wenig, nur daß der Tod ihm nahe trat, und daß er bei einem Gewitter mit „erſchrecklicher Erſcheinung vom Himmel gerufen wurde". In Angſt des Todes gelobte er in ein Kloſter zu gehen, ſchnell und verſtohlen führte er ſeinen Entſchluß aus.

Von da beginnen unsere Nachrichten über seinen Seelenzustand. Zerfallen mit seinem Vater, voll Schrecken vor einer unverständlichen Ewigkeit, gescheucht durch den Zorn Gottes, begann er in krampfhafter Anstrengung ein Leben der Entsagung, der Unterwürfigkeit und Buße. Er fand keinen Frieden. Alle höchsten Fragen des Lebens stürmten mit einer furchtbaren Gewalt auf seine haltlose abgeschiedene Seele. Merkwürdig stark und leidenschaftlich war bei ihm das Bedürfniß, sich im Einklang zu fühlen mit Gott und der Welt, der Glaube gab ihm nur Unverständliches, Bitteres und Abstoßendes. Seiner Natur waren die Räthsel der sittlichen Weltordnung am wichtigsten. Daß der Gute geplagt, der Böse glücklich sei, daß Gott das Menschengeschlecht verdammte mit dem ungeheuren Fluch der Sünde, weil ein unerfahrenes Weib in einen Apfel gebissen, und daß wieder derselbe Gott unsere Sünden mit Liebe, Nachsicht und Geduld trage; daß Christus einmal ehrbare Leute mit Härte von sich wies, ein ander Mal Huren, Zöllner, Mörder annahm, — „menschliche Vernunft mit ihrer Weisheit wird darüber zur Närrin." Dann klagte er wohl seinem Gewissensrath Staupitz: „Lieber Herr Doctor, unser Herrgott geht ja so gräulich mit den Leuten um, wer kann ihm dienen, wenn er so um sich schlägt"; aber wenn ihm die Antwort ward: „Wie könnte er sonst die harten Köpfe dämpfen?" so konnte dieser verständige Beweisgrund den Jüngling nicht trösten. In dem heißen Drange, den unverständlichen Gott zu finden, prüfte er selbstquälerisch alle seine Gedanken und Träume. Jeder irdische Gedanke, alle Wallungen des Jugendblutes wurden ihm ein abscheuliches Unrecht, er fing an über sich selbst zu verzweifeln, rang in endlosem Gebete, fastete, kasteite sich. Einmal mußten die Brüder seine Zelle aufbrechen, in der er tagelang in einem Zustand gelegen hatte, der von Wahnsinn nicht weit entfernt war. Mit warmer Theilnahme sah Staupitz auf solche erschütternde Qualen und suchte ihn wohl durch derben Trost zur Ruhe

zu bringen. Einmal als ihm Luther geſchrieben hatte: „O meine Sünde, Sünde, Sünde!“ gab der Gewiſſensrath zur Antwort: „Du willſt ohne Sünde ſein, und haſt doch keine rechte Sünde. Chriſtus iſt die Vergebung rechtſchaffener Sünden, als: die Eltern ermorden u. ſ. w. Soll dir Chriſtus helfen, ſo mußt du ein Regiſter haben, worin die rechtſchaffenen Sünden ſtehen, und mußt ihm nicht mit ſolchem Trödelwerk und Puppenſünden kommen und aus jedem Bombart*) eine Sünde machen.“

Es wurde entſcheidend für das ganze Leben Luther's, wie er ſich allmählich aus ſolcher Verzweiflung erhob. Der Gott, welchem er diente, war damals ein Gott des Schreckens, ſein Zorn war nur zu ſtillen durch die Gnadenmittel, welche die alte Kirche angab, zunächſt durch fortwährende Beichte, für welche es endloſe Vorſchriften und Formeln gab, welche dem Gemüth leer und froſtig ſchienen. Durch vorgeſchriebene Thätigkeit und die Uebung der ſogenannten guten Werke war dem Jüngling nicht das Gefühl wirklicher Verſöhnung und innerer Friede gekommen. Da endlich traf ihn ein Wort ſeines geiſtlichen Rathgebers wie ein Pfeil. „Nur das iſt wahre Buße, die mit der Liebe zu Gott anfängt. Liebe zu Gott und innere Erhebung iſt nicht die Folge der Gnadenmittel, welche die Kirche lehrt, ſie muß ihnen vorausgehen.“ Dieſe Lehre aus Tauler's Schule wurde dem Jüngling die Grundlage für ein neues gemüthvolles und ſittliches Verhältniß zu Gott. Sie war ihm ein heiliger Fund. Die Umwandlung des eigenen Gemüths war die Hauptſache. Dafür hatte er zu arbeiten, aus dem Innern jedes Menſchenherzens mußte Reue, Buße, Verſöhnung kommen. Er ſelbſt, jeder Menſch konnte ſich allein zu Gott erheben. Erſt jetzt ahnte er, was freies Gebet ſei. An die Stelle der entfernten göttlichen Macht, die er bis dahin in hundert Formeln und

*) „Junker Bombart“ crepitus ventris.

kindiſchem Beichten vergebens geſucht hatte, trat ihm jetzt das Bild eines allliebenden Schützers, zu dem er ſelbſt jede Stunde freudig und in Thränen ſprechen konnte, dem er alles Leid, jeden Zweifel klagen durfte, der einen unabläſſigen Antheil an ihm nahm, für ihn ſorgte, ſeine herzlichen Bitten gewährte oder abſchlug, er ſelbſt herzlich wie ein guter Vater. So lernte er beten, und wie feurig wurde ſein Gebet! Jetzt lebte er in der Stille mit ſeinem lieben Gott zuſammen, den er endlich gefunden hatte, täglich, ſtündlich; der Verkehr mit dem Höchſten wurde ihm vertrauter als mit den liebſten Weſen dieſer Erde. Wenn er ſeine ganze Seele vor ihm hingegoſſen hatte, dann kam ihm Ruhe und ein heiliger Frieden, ein Gefühl von unausſprechlicher Lieblichkeit, er empfand ſich als einen Theil Gottes. Und dies Verhältniß blieb ihm von da ab ſein ganzes Leben lang. Jetzt bedurfte er nicht mehr die weiten Außenpfade der alten Kirche, er konnte mit ſeinem Gott im Herzen der ganzen Welt trotzen. Schon wagte er zu glauben, jene lehrten falſch, die ſo großes Gewicht auf die Werke der Buße legten, daß außer dieſen nur eine kalte Genugthuung und eine umſtändliche Beichte übrig blieb.*) Und als er ſpäter durch Melanchthon erfuhr, daß das griechiſche Schriftwort für Pönitenz: „Metanoia“ ſchon ſprachlich die Umwandlung des Gemüths bedeute, erſchien ihm das als eine wundervolle Offenbarung. Auf dieſem Grunde wurzelt die gläubige Sicherheit, mit welcher er die Worte der Schrift den Vorſchriften der Kirche gegenüberſtellt.

Auf ſolchem Wege arbeitete ſich Luther im Kloſter allmählich zu innerer Freiheit durch. Seine ganze ſpätere Lehre, der Kampf gegen den Ablaß, ſeine unerſchütterliche Feſtigkeit, ſeine Art und Weiſe der Schrifterklärung beruhen auf dem innern Vorgang, durch den er als Mönch ſeinen Gott gefunden hat.

---

*) Brief an Staupitz vom 30. Mai 1518, und mehre Stellen der Tiſchreden.

Und man darf wohl ſagen, mit Luther's Kloſtergebeten begann die neue Zeit der deutſchen Geſchichte. Bald ſollte ihn das Leben unter ſeinen Hammer nehmen, das reine Metall ſeiner Seele zu härten.

Ungern nahm Luther 1508 die Profeſſur der Dialektik an der neuen Univerſität zu Wittenberg an, er hätte lieber die Theologie gelehrt, die er ſchon damals für die wahre hielt. Es iſt bekannt, daß er 1510 in Ordensgeſchäften nach Rom ging, wie demüthig und fromm er in der heiligen Stadt verweilte und welches Entſetzen ihm das heidniſche Weſen der Romanen, die Sittenverderbniß und Verweltlichung der Geiſtlichen einflößte. Dort war es, wo dem Meſſeleſenden die Andacht durch ruchloſe Scherze geſtört wurde, die ihm ſeine römiſchen Ordensbrüder zuriefen. Er hat die teufliſchen Worte nicht vergeſſen, ſolange er lebte.*) Aber wie tief ihn das Verderben der Hierarchie erſchütterte, ſie umſchloß doch auch ſein ganzes Hoffen, außer ihr gab es keinen Gott und keine Seligkeit. Die erhabene Idee der katholiſchen Kirche und ihre fünfzehnhundertjährigen Siege feſſelten den Sinn auch der Stärkſten. Und als er im römiſchen Prieſterkleide mit Lebensgefahr die Trümmer des alten Roms betrachtete und erſtaunt vor den rieſigen Säulen der Tempel ſtand, welche der Sage nach einſt die Goten zerbrochen hatten, da ahnte der ſtreitbare Mann aus den Bergen der alten Hermunduren noch wenig, daß ſein eigenes Schickſal ſein werde, die Tempel des mittelalterlichen Roms zu zerſchlagen, gründlicher, grimmiger, großartiger, als in der Vorzeit die Vettern ſeiner Ahnen gethan.**) Noch kam Luther aus Rom

---

*) Sie ſind durch ſeine Tiſchgenoſſen lateiniſch überliefert: cite, remitte matri filiolum, und lauteten im Italieniſchen etwa: rispedisci'l figliuolo alla madre.

**) „Fecit (Lutherus) et hic mentionem ritus Romae, quam per 4 hebdomadas in summo periculo perlustrasset, et in illo loco, ubi

zurück als getreuer Sohn der großen Mutter, alles Ketzerweſen, z. B. der Böhmen, war ihm verhaßt. Warmen Antheil nahm er nach ſeiner Heimkehr an dem Streit Reuchlin's gegen die Kölner Ketzerrichter, und um 1512*) ſteht er auf Seite der Humaniſten. Aber ſchon damals empfand er, daß ihn ein Etwas von dieſer Bildung trenne. Als er einige Jahre ſpäter in Gotha war, beſuchte er den würdigen Mutianus Rufus nicht, obgleich er ihm einen ſehr artigen Entſchuldigungsbrief ſchrieb. Und bald darauf verletzte ihn in den Dialogen des Erasmus die innere Kälte und der weltliche Ton, in welchem die theologiſchen Sünder beſpottet wurden. Die unheilige Weltlichkeit der Humaniſten wurde der glaubensfrohen Seele Luther's nie recht heimlich, und der Stolz, mit dem er ſpäter in einem Briefe, der verſöhnlich ſein ſollte, den empfindlichen Erasmus verletzte, lag wohl ſchon damals in ſeiner Seele. Auch die Formen der literariſchen Beſcheidenheit Luther's machen in dieſer Zeit den Eindruck, daß ſie durch den Zwang chriſtlicher Demuth einem feſten Gemüth abgerungen wird.

Denn in ſeinem Glauben fühlte er ſich ſicher und groß; ſchon 1516 ſchrieb er an Spalatin, der die Verbindung zwiſchen ihm und dem Kurfürſten Friedrich dem Weiſen darſtellte: der Kurfürſt ſei in Dingen dieſer Welt der allerklügſte Mann, aber wo es ſich um Gott und das Seelenheil handle, ſei er mit ſiebenfacher Blindheit geſchlagen.

Und Luther hatte Grund zu dieſer Aeußerung, denn der hausväterliche Sinn dieſes maßvollen Fürſten erwies ſich auch dadurch, daß er die Gnadenmittel der Kirche mit kluger Sorg-

esset: das alt Rom, optima aedificia a Gothis devastata esse." — Familiaria colloquia r. viri D. D. Mar. Lutheri. Pap. Handſchr. des XVI. Jahrh. in 8°, Bl. 80 b in Hirzel's Bibliothek zu Leipzig.

*) Brief an Spalatin ohne Datum (de Wette I, 3). Der Brief iſt ſchwerlich vor dem Erſcheinen der Kölner Articuli de judaico favore geſchrieben, vielleicht erſt im folgenden Jahre.

falt einzuheimsen bemüht war. Unter Anderem hatte er besondere Liebhaberei für Reliquien, und gerade damals war Staupitz, Vicar der Augustiner-Eremiten von Sachsen, am Rhein und anderswo thätig, dem Kurfürsten Reliquienschätze zusammenzubringen. Für Luther wurde diese Abwesenheit seines Vorgesetzten wichtig, denn er hatte seine Stelle zu vertreten. Er wurde ein mächtiger Mann in seinem Orden; obgleich Professor — seit 1512 der Theologie — wohnte er doch in seinem Kloster zu Wittenberg und trug gewöhnlich seine Mönchskutte. Jetzt visitirte er in den dreißig Klöstern seiner Congregation, setzte Priore ab, erließ strengen Tadel gegen schlechte Zucht, und mahnte zur Strenge gegen gefallene Mönche. Von der gläubigen Einfalt des Klosterbruders war ihm aber noch etwas geblieben.

Denn in solchem Sinne schrieb er am 31. October 1517, als er die Theses gegen Tetzel an der Kirchenthür angeheftet hatte, vertrauend und mit deutscher Ehrlichkeit an den Beschützer des Ablaßkrämers, den Erzbischof Albrecht von Mainz. Voll von dem treuherzigen Volksglauben an den Verstand und guten Willen der höchsten Regenten, meinte Luther, — er hat es später oft gesagt, — es komme nur darauf an, daß man den Fürsten der Kirche aufrichtig den Nachtheil und die Unsittlichkeit solcher Mißbräuche vorstelle.*) Wie kindisch aber

*) Zu vergleichen ist die schöne Stelle aus den Tischreden: „Hätte ich in der Erste, da ich anfing zu schreiben, gewußt, was ich jetzt erfahren habe, so wäre ich nimmermehr so kühn gewesen, den Papst und schier alle Menschen anzugreifen und zu erzürnen. Ich meinte, sie sündigten nur aus Unwissenheit und menschlichem Gebrechen. Aber Gott hat mich hinangeführt wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind. Selten wird ein gutes Werk aus Weisheit oder Vorsichtigkeit unternommen, es muß Alles in Unwissenheit geschehen." Darauf antwortete Ph. Melanchthon, er hätte mit Fleiß in den Historien observirt, daß keine großen sonderlichen Thaten von alten Leuten geschähen, des großen Alexanders und St. Augustini Alter, die thäten es, — später werde man zu weise und bedächtig. Da sprach D. Martinus: „Ihr jungen Gesellen, wenn ihr klug wäret, könnte der Teufel nicht mit euch auskommen, weil ihr's aber nicht seid, bedürft

erſchien dem glatten und feingebildeten Kirchenfürſten dieſer Eifer des Mönches. Was den ehrlichen Mann ſo tief entrüſtete, war vom Standpunkt des Erzbiſchofs längſt abgethan. Der Ablaßhandel war ein hundertmal beklagter Uebelſtand der Kirche, er war aber unvermeidlich, wie dem Politiker viele Einrichtungen ſind, die, an ſich nicht gut, um eines großen Intereſſes willen erhalten werden müſſen. Das größte Intereſſe des Erzbiſchofs und der Curie war ihre Herrſchaft, die durch ſolchen Gelderwerb gewonnen und erhalten wurde. Das große Intereſſe Luther's und des Volkes war die Wahrheit. So ſchieden ſich die Wege.

Und ſo trat Luther in den Kampf, gläubig, ein treuer Sohn der Kirche, voll deutſcher Ehrfurcht gegen kirchliche Obrigkeit. Aber wieder in ſich trug er, was ihn feſtigte gegen zu ſtarke Einwirkung ſolcher Autorität, ein feſtes Verhältniß zu ſeinem Gott. Er war damals 34 Jahre alt, in der Blüthe ſeiner Kraft, von mittlerer Größe, noch magerem aber kräftigem Leibe, der neben der kleinen zarten Knabengeſtalt des Melanchthon hoch erſchien. In einem Antlitz, dem man Nachtwachen und innere Kämpfe anſah, glühten zwei feurige Augen, deren mächtiger Glanz ſchwer zu ertragen war. Ein angeſehener Mann nicht nur in ſeinem Orden, auch an der Univerſität; kein großer Gelehrter, er lernte erſt im nächſten Jahre bei Melanchthon das Griechiſche, gleich darauf das Hebräiſche; er beſaß keine umfangreiche Buchweisheit und hatte nie den Ehrgeiz gehabt in den lateiniſchen Verſen, die er zuweilen machte, als Dichter zu glänzen. Aber er war erſtaunlich beleſen in der heiligen Schrift und einzelnen Kirchenvätern, und was er in ſich aufgenommen, hatte er mit deutſcher Gründlichkeit verarbeitet. Er war ein

---

ihr unſer auch, die wir nun alt ſind. Ja, wenn das Alter ſtark und die Jugend klug wäre! Da ſind dieſe Rottengeiſter, eitel junge Leute, Icari, Phaëthones, die in den Lüften flattern, Gemſenſteiger obenan und nirgendsaus, die zwölf Kegel auf dem Boßleich (Kegelbahn) umſchieben wollen, da doch nur neun drauf ſtehen."

unermüdlicher Seelsorger seiner Gemeinde, eifriger Prediger, ein warmer Freund, damals schon wieder mit ehrbarer Fröhlichkeit, von sicherer Haltung, höflich und gewandt, im Verkehr von innerlicher Sicherheit, welche als heitere Laune oft sein Antlitz verklärte. Wohl konnten ihn kleine Ereignisse des Tages bewegen und stören, er war reizbar, er weinte leicht; aber wenn eine große Forderung an ihn herantrat und er die erste Aufregung seiner Nerven überwunden hatte, — die ihn z. B. bei seinem ersten Auftreten auf dem Reichstage zu Worms noch befangen machte, — dann war er von einer wundervollen Ruhe und Sicherheit. Er kannte keine Furcht, ja seine Löwennatur fand ein Behagen in den gefährlichsten Lagen. Zufällige Lebensgefahr, in die er gerieth, tückische Nachstellungen seiner Feinde waren ihm damals kaum der Rede werth. Der Grund solches, man darf sagen, übermenschlichen Heldenmuths war wieder das feste persönliche Verhältniß zu seinem Gott. Er hatte lange Zeiten, wo er sich das Märtyrerthum wünschte, lächelnd und innerlich froh, um der Wahrheit und seinem Gott zu dienen. — Noch standen ihm furchtbare Kämpfe bevor, aber es waren nicht solche, in welchen ihm Menschen gegenüberstanden. Den Teufel selbst hatte er niederzuschlagen, jahrelang, immer wieder; er überwand auch die Angst und Pein der Hölle, die geschäftig arbeitete seine Vernunft zu verdüstern. Ein solcher Mann war vielleicht zu töten, aber schwerlich zu besiegen.

Die Periode des Kampfes, welche jetzt folgt, vom Beginn des Ablaßstreites bis zur Abreise von der Wartburg, die Zeit seiner größten Siege, einer ungeheuren Beliebtheit, ist vielleicht am meisten bekannt, und doch wird sein Wesen, so scheint uns, auch darin nicht immer recht beurtheilt.

Nichts ist in dieser Zeit merkwürdiger als die Weise, in welcher Luther allmählich der römischen Kirche entfremdet wurde. Er war im Leben bescheiden und ohne Ehrgeiz, mit tiefster Ehrfurcht hing er an der hohen Idee der Kirche, der

Gemeinschaft der Gläubigen seit fünfzehn Jahrhunderten. Und doch sollte er in vier kurzen Jahren geschieden sein von dem Glauben seiner Väter, hinweggeschleudert von dem Boden, in dem er so fest gewurzelt war. Und in dieser ganzen Zeit sollte er allein in dem Streite stehen, allein, oder doch mit wenig treuen Gefährten — seit 1518 mit Melanchthon. Alle Gefahren des grimmigsten Krieges sollte er bestehen, nicht nur gegen zahllose Feinde, auch gegen das sorgenvolle Abmahnen ehrlicher Freunde und Gönner. Dreimal versuchte die römische Partei ihn zum Schweigen zu bringen, durch das Amt des Cajetan, die Ueberredungskünste des Miltitz, die unzeitige Beflissenheit des streitsüchtigen Eck; dreimal sprach er selbst zum Papst in Briefen, welche zu den werthvollsten Schriftstücken jener Jahre gehören. Dann kam die Scheidung, er wurde verflucht und gebannt, nach altem Universitätsbrauch verbrannte er den feindlichen Fehdebrief, zugleich mit ihm die Möglichkeit der Rückkehr. Mit freudiger Zuversicht zog er nach Worms, damit die Fürsten seines Volkes entschieden, ob er sterbe oder hinfort unter ihnen lebe ohne Papst und ohne Kirche, allein nach der Schrift.

Zuerst, als er die Theses gegen Tetzel im Druck herausgegeben hatte, erstaunte er über das ungeheure Aufsehen, das sie in Deutschland machten, über den giftigen Haß seiner Feinde und über die Zeichen freudiger Anerkennung, die er von vielen Seiten erhielt. Hatte er denn so Unerhörtes gethan? Was er ausgesprochen, glaubten ja alle besten Männer der Kirche. Als der Brandenburger Bischof den Abt von Lehnin zu ihm schickte, mit der Bitte, Luther möge den Druck seines deutschen Sermons von Ablaß und Gnade unterdrücken, wie sehr er auch Recht habe, da rührte den Frater des armen Augustinerconvents tief, daß so große Männer freundlich und herzlich zu ihm redeten, und er wollte lieber den Druck aufgeben, als sich zu einem Wunderthier machen, das die Kirche störe. Eifrig suchte er das Gerücht zu widerlegen, als ob

der Kurfürſt ſeinen Streit mit Tetzel veranlaßt hätte. „Sie wollen den unſchuldigen Fürſten in den Haß verflechten, der mich trifft.“ Alles wollte er thun, um den Frieden zu erhalten, vor Cajetan, mit Miltitz; nur das eine wollte er nicht, nicht widerrufen, was er gegen die unchriſtliche Ausdehnung des Ablaßhandels geſagt hatte. Aber der Widerruf allein war es, was die Hierarchie von ihm begehrte. Lange noch wünſchte er Frieden, Sühne, den Rückzug zur friedlichen Thätigkeit ſeiner Zelle, und immer wieder jagte ihm eine unwahre Behauptung der Gegner das Blut in Flammen, und jedem Widerſpruch folgte ein neuer, ſchärferer Streich ſeiner Waffe.

Schon in dem erſten Brief an Leo X vom 30. Mai 1518 iſt die heldenmüthige Sicherheit Luther's auffallend. Noch iſt er ganz der treue Sohn der Kirche, noch legt er ſich am Schluß dem Papſt zu Füßen, bietet ihm ſein ganzes Leben und Sein dar, und verſpricht ſeine Stimme zu ehren wie die Stimme Chriſti, deſſen Stellvertreter der Herr der Kirche ſei. Aber ſchon aus dieſer Ergebenheit, die dem Ordensbruder ziemte, blitzt das heftige Wort hervor: „Habe ich den Tod verdient, ich weigere mich nicht zu ſterben.“ Und in dem Briefe ſelbſt, wie ſtark ſind die Ausdrücke, in denen er die Rohheit der Ablaßkrämer darſtellt! Ehrlich auch hier die Verwunderung, warum ſeine Theſes doch ſo viel Aufſehen machen, die ſchwerverſtändlichen, nach altem Brauch zu Räthſelformen verſchränkten Sätze. Und gute Laune klingt durch die männlichen Worte: „Was ſoll ich thun? Widerrufen kann ich nicht. In unſerm Jahrhundert voll Geiſt und Schönheit, das einen Cicero in den Winkel drücken könnte, ich ungelehrter, beſchränkter, nicht fein gebildeter Mann! Aber die Noth zwingt, die Gans muß unter den Schwänen ſchnattern.“

Im Jahre darauf vereinigten ſich faſt alle Gönner Luther's die Verſöhnung herbeizuführen. Staupitz und Spalatin, hinter dieſen der Kurfürſt, ſchalten, baten und drängten. Der

päpſtliche Kammerherr von Miltitz ſelbſt rühmte Luther's Geſinnung, raunte ihm zu, daß er ganz Recht habe, flehte, trank mit ihm und küßte ihn. Zwar glaubte Luther zu wiſſen, daß der Höfling den heimlichen Auftrag habe ihn womöglich gefangen nach Rom zu führen. Aber die Vermittler trafen glücklich den Punkt, wo der trotzige Mann mit ihnen von Herzen übereinſtimmte, daß der Kirche Gehorſam erhalten werden müſſe und ihre Einheit nicht zerſtört. Luther verſprach ſich ruhig zu halten und die Entſcheidung über die Streitpunkte drei achtbaren Biſchöfen zu überlaſſen. In dieſer Lage wurde er gedrängt, einen Entſchuldigungsbrief an den Papſt zu ſchreiben. Aber auch dieſer Brief vom 3. März 1519, gewiß von den Vermittlern begutachtet und dem Schreiber abgerungen, iſt bezeichnend für die Fortſchritte, die Luther gemacht hatte. Demuth, die unſere Theologen herausleſen, iſt wenig darin, wohl aber durchweg eine vorſichtige diplomatiſche Haltung. Luther bedauert, daß ihm als Mangel an Ehrfurcht ausgelegt ſei, was er doch gethan habe, die Ehre der römiſchen Kirche zu ſchützen, er verſpricht über den Ablaß fortan zu ſchweigen, — im Fall nämlich ſeine Gegner daſſelbe thun wollen, — er verſpricht eine Schrift an das Volk zu richten, worin er ermahnet der Kirche rechtſchaffen*) zu gehorchen und ihr nicht fremd zu werden, weil die Gegner frech, er ſelbſt rauh geweſen ſei. Aber alle dieſe ergebenen Worte verdecken nicht die Kluft, die jetzt ſchon ſein Gemüth vom römiſchen Weſen ſcheidet. Und wie kalte Ironie lautet, wenn er ſchreibt: „Was ſoll ich thun, heiligſter Vater? mir fehlt aller Rath. Die Gewalt deines Zornes kann ich nicht ertragen, und doch weiß ich nicht, wie ich herauskommen ſoll. Man verlangt von mir einen Widerruf. Wenn er bewirken könnte, was man durch ihn beabſichtigt, ich würde ohne Zweifel widerrufen.

*) Ecclesiam romanam pure colant. Die Zweideutigkeit ſcheint abſichtlich, und ſieht aus wie eine Schlauheit des Miltitz.

Aber der Widerstand meiner Gegner hat meine Schriften weiter verbreitet, als ich je gehofft hatte, zu tief haften sie in den Seelen der Menschen. In unserm Deutschland blühen jetzt Talente, Bildung, freies Urtheil. Wollte ich widerrufen, ich würde die Kirche vor dem Urtheil meiner Deutschen mit noch größerem Schimpf bedecken. Und sie, meine Gegner, sind es, die die römische Kirche bei uns in Deutschland in Schande gebracht haben." Zuletzt schließt er höflich: „Sollte ich mehr thun können, so werde ich ohne Zweifel sehr bereit dazu sein. Christus erhalte Ew. Heiligkeit. M. Luther."

Viel ist hinter dieser gemessenen Zurückhaltung zu lesen. Auch wenn der eitle Eck nicht gleich darauf die ganze Wittenberger Hochschule in den Harnisch gedrängt hätte, dieser Brief konnte schwerlich zu Rom als Zeichen reuiger Ergebenheit gelten.

Der Bannstrahl war geschleudert, Rom hatte gesprochen. Da schrieb Luther, wieder ganz er selbst, noch einmal an den Papst, jenen berühmten großen Brief, den er auf die Bitte des unermüdlichen Miltitz zum 6. September 1520 zurückdatirte, um die Bannbulle ignoriren zu können. Es ist der schöne Abdruck eines entschlossenen Geistes, der vom hohen Standpunkt seinen Gegner übersieht, zugleich so großartig in seiner Aufrichtigkeit und von edelster Gesinnung! Mit aufrichtiger Theilnahme redet er von der Person und schwierigen Stellung des Papstes, aber es ist der Antheil eines Fremden; immer noch beklagt er mit Wehmuth die Kirche, aber man empfindet, er selbst ist ihr bereits entwachsen. Es ist ein Scheidebrief, bei schneidender Schärfe doch sichere Haltung, stille Trauer; so trennt sich ein Mann von dem, was er einst geliebt und als unwürdig erkannt hat. Den Vermittlern sollte dieser Brief die letzte Brücke sein, für Luther war er innerliche Befreiung.

Luther selbst war in diesen Jahren ein anderer geworden. Er hatte zunächst kluge Sicherheit im Verkehr mit den Höch-

sten dieser Erde erworben und um theuren Preis Einsicht in Geschäfte und Privatcharakter der Regierenden erlangt. Der friedlichen Natur seines Landesherrn war im Grunde nichts peinlicher als dieser erbitterte theologische Streit, der zuweilen seiner Politik nützte, ihn immer gemüthlich beunruhigte. Fortwährend suchte man vom Hofe die Wittenberger zurückzuhalten, und immer sorgte Luther dafür, daß es zu spät war. So oft der treue Spalatin von der Ausgabe einer neuen kriegerischen Schrift abmahnte, kam ihm die Antwort, daß da nicht zu helfen sei, die Bogen seien gedruckt, schon in vielen Händen, nicht mehr aufzuhalten.*) Auch im Verkehr mit seinen Gegnern erwarb Luther die Sicherheit eines erprobten Streiters. Noch empfand er bitter, als ihn im Frühjahr 1518 Hieronymus Emser in Dresden hinterlistig zu einem Abendessen geführt hatte, bei dem er gezwungen wurde mit zornigen Feinden zu streiten, zumal als er erfuhr, daß ein terminirender Dominicaner an der Thür gehorcht und am andern Tage in der Stadt umhergetragen hatte, Luther sei vollständig zugedeckt worden und der Lauscher habe sich mit Mühe enthalten in die Stube zu springen und Luthern ins Gesicht zu speien. Noch sank er bei der ersten Zusammenkunft mit Cajetan demüthig zu den Füßen des Kirchenfürsten, nach der zweiten erlaubte er sich schon die Ansicht, daß der Cardinal zu seinem Geschäft passe wie ein Esel zur Harfe. Den artigen Miltitz behandelte er mit entsprechender Höflichkeit. Der Romanist hatte gehofft den deutschen Bären zu zähmen, bald kam der Hofmann selbst in die Stellung, die ihm gebührte, er wurde von Luther benützt. Und in der Leipziger Disputation gegen Eck war der günstige Eindruck, welchen das ehrliche und feste Wesen

*) Daß das planmäßig geschah, verräth der Brief Luther's an Melanchthon vom 13. Juli 1521: „Ich beschwöre euch, kommt den Einfällen des Hofes immer zuvor und folget nicht seinen Rathschlägen. So habe ich's bis jetzt gehalten. Nicht die Hälfte wäre geschehen, wenn ich mich von seinem Rath abhängig gemacht hätte."

Luther's hervorbrachte, das beſte Gegengewicht gegen die ſelbſtgefällige Sicherheit des gewandten Gegners.

Aber höhere Theilnahme fordert das innere Leben Luther's. Es war doch für ihn eine furchtbare Zeit, dicht neben Erhebung und Sieg lagen ihm tötliche Angſt, quälender Zweifel, ſchreckliche Anfechtung. Er allein mit Wenigen gegen die ganze Chriſtenheit in Waffen, immer unſühnbarer verfeindet mit der gewaltigſten Macht, die noch Alles in ſich ſchloß, was ihm ſeit ſeiner Jugend heilig war. Wenn er doch irrte in einem und dem andern? Er war verantwortlich für jede Seele, die er mit ſich fortriß. Und wohin? Was war außerhalb der Kirche? — Untergang, zeitliches und ewiges Verderben. Wenn ihm Gegner und bange Freunde das Herz zerſchnitten mit Vorwürfen und Warnungen, unvergleichlich größer war ſeine Pein, das heimliche Nagen, die Unſicherheit, die er niemand geſtehen durfte. Ja, im Gebet fand er Frieden; ſo oft ſeine Seele Gott ſuchend in mächtigem Aufſchwunge erglühte, kam ihm Fülle der Kraft, Ruhe und Heiterkeit. Aber in den Stunden der Abſpannung, wenn ſein reizbares Gemüth unter widrigem Eindruck zuckte, dann fühlte er ſich befangen, getheilt, im Bann einer andern Macht, die ſeinem Gott feind war. Aus der Kinderzeit wußte er, wie geſchäftig die böſen Geiſter um den Menſchen weben, aus der Schrift hatte er gelernt, daß der Teufel gegen den Reinſten arbeitet, ihn zu verderben. Auch auf ſeinem Pfade lauerten geſchäftige Teufel ihn zu ſchwächen, zu verlocken, durch ihn Unzählige elend zu machen. Er ſah ſie arbeiten in der zornigen Miene des Cardinals, in dem höhniſchen Antlitz des Eck, ja in Gedanken ſeiner eigenen Seele, er wußte, wie mächtig ſie in Rom waren. Schon in der Jugend hatten ihn Erſcheinungen gequält, jetzt kehrten ſie wieder. Aus dem dunklen Schatten ſeiner Studirſtube erhob das Geſpenſt des Verſuchers die Krallenhand gegen ſeine Vernunft, ſelbſt in der Geſtalt des Erlöſers nahte der Teufel dem Betenden, ſtrahlend als

Himmelsfürst mit den fünf Wunden, wie ihn die alte Kirche abbildete. Aber Luther wußte, daß Christus den armen Menschen nur in seinen Worten erscheint, oder in demüthiger Gestalt, wie er am Kreuz gehangen. Und er raffte sich heftig auf und schrie die Erscheinung an: „Hebe dich, du Schandteufel!“ da verschwand das Bild.*) — So arbeitete das starke Herz des Mannes in wilder Empörung, jahrelang, immer aufs Neue. Es war ein unheimlicher Kampf zwischen Vernunft und Wahn. Aber immer erhob er sich als Sieger, die Urkraft seiner gesunden Natur überwand. In langem, oft stundenlangem Gebet glättete sich das stürmische Wogen der Empfindung, sein grundfester Verstand und sein Gewissen führten ihn jedesmal aus dem Zweifel zur Sicherheit. Als eine gnadenvolle Eingebung seines Gottes empfand er diesen befreienden Proceß. Und von solchem Augenblicke an war er, der erst so angstvoll gebangt hatte, gleichgiltig gegen das Urtheil der Menschen, unerschütterlich, unerbittlich.

Ganz anders erscheint seine Persönlichkeit im Streit mit irdischen Feinden. Hier bewährt er fast immer sichere Ueberlegenheit, am meisten in seinen literarischen Fehden.

Riesengroß war die schriftstellerische Thätigkeit, welche er von dieser Zeit entwickelte. Bis zum Jahre 1517 hatte er wenig drucken lassen, von da wurde er auf einmal nicht nur der fruchtbarste, auch der volksthümlichste Schriftsteller der Deutschen. Die Wucht seines Stils, die Kraft seiner Beweisführung, Feuer und Leidenschaft seiner Ueberzeugung wirkten hinreißend. So hatte noch Keiner zum Volke gesprochen. Jeder Stimmung, allen Tonarten fügte sich seine Sprache; bald knapp und gedrungen und scharf wie Stahl, bald in reichlicher Breite ein mächtiger Strom drangen die Worte ins Volk, bildlicher Ausdruck, schlagender Vergleich machte das Schwerste verständlich. Es war eine wundervolle,

*) Tischreden. Walch S. 501.

ſchöpferiſche Kraft. Mit ſouveräner Leichtigkeit gebrauchte er die Sprache; ſobald er die Feder ergriff, arbeitete ſein Geiſt mit höchſter Freiheit, man ſieht ſeinen Sätzen die heitere Wärme an, die ihn erfüllte, der volle Zauber eines herzlichen Schaffens iſt über ſie ausgegoſſen. Solche Gewalt iſt nicht am wenigſten ſichtbar in den Angriffen, die er einzelnen Gegnern gönnt. Und eng verbunden iſt ſie mit einer Unart, die ſchon ſeinen bewundernden Zeitgenoſſen Bedenken verurſachte. Er liebte es mit ſeinen Gegnern zu ſpielen, ſeine Einbildungskraft umkleidet ihm die Geſtalt des Feindes mit einer grotesken Maske, und dies Phantaſiebild neckt, höhnt und ſtößt er mit Redewendungen, die nicht gemäßigt und nicht immer anſtändig klingen. Aber gerade in ſeinem Schimpfen wirkt die gute Laune zumeiſt verſöhnend, freilich nicht auf die Betroffenen. Faſt nie iſt kleine Gehäſſigkeit ſichtbar, nicht ſelten die unverwüſtliche Gutherzigkeit. Zuweilen geräth er freilich in einen wahren Künſtlereifer, dann vergißt er die Würde des Reformators und zwickt wie ein deutſches Bauernkind, ja wie ein boshafter Kobold. Wie hat er alle ſeine Gegner gezauſt! Bald durch Keulenſchläge, die ein zorniger Rieſe führt, bald mit der Pritſche eines Narren. Gern verzog er ihre Namen ins Lächerliche. So lebten ſie im Wittenberger Kreiſe als Thiere, als Thoren. Eck wurde Dr. Geck, Murner erhielt Katerkopf und Krallen, Emſer, der ſein Wappen, das Haupt einer gehörnten Ziege, den meiſten Streitſchriften vordrucken ließ, wurde als Bock mißhandelt, dem abtrünnigen Humaniſten Cochläus wurde ſein lateiniſcher Name zurücküberſetzt, und Luther begrüßte ihn als Schnecke mit undurchdringlichem Harniſch und — es iſt ſchmerzlich zu ſagen — ſogar als Rotzlöffel. Noch ärger, ſelbſt den Zeitgenoſſen erſchrecklich, war die heftige Rückſichtsloſigkeit, mit welcher er gegen feindliche Fürſten losfuhr. Zwar dem Vetter ſeines Landesherrn, dem Herzog Georg von Sachſen, gönnte er häufig eine unvermeidliche Schonung. Beide hielten ein-

ander für eine Beute des Teufels, aber heimlich achtete jeder in dem andern eine männliche Tüchtigkeit; immer wieder geriethen ſie in Zwiſt, auch in literariſchen, aber immer wieder betete Luther herzlich für die Seele des Nachbars. Dagegen war die ruchloſe Willkür Heinrich's VIII von England dem deutſchen Reformator in innerſter Seele zuwider, ihn hat er greulich und unendlich ausgeſchimpft; und noch in der letzten Zeit verfuhr er mit dem heftigen Heinrich von Braunſchweig wie mit einem böſen Schulbuben, Hanswurſt war der harmloſeſte unter vielen dramatiſchen Charakteren, in denen er ihn aufführte. Sah ihn ſpäter ſolcher Erguß übermüthigen Eifers aus der Druckſchrift an und klagten die Freunde, dann ärgerte er ſich wohl ſelbſt über ſeine Rauheit, er ſchalt ſich und bereute aufrichtig; aber die Reue half ihm wenig, denn bei der nächſten Gelegenheit verfiel er in denſelben Fehler. Und Spalatin hatte einige Urſache, auch dann mißtrauiſch auf eine beabſichtigte Druckſchrift zu ſehen, wenn Luther ſich vornahm recht ſanft und zahm zu ſchreiben. Seine Gegner konnten es ihm darin nicht gleich thun. Sie ſchimpften eben ſo eifrig, ihnen aber fehlte die innere Freiheit. Leider wird nicht zu leugnen ſein, daß gerade dieſer Zuſatz zu der ſittlichen Würde ſeines Weſens zuweilen das Salz war, welches ſeine Schriften den treuen Deutſchen des 16. Jahrhunderts ſo unwiderſtehlich machte.

Im Herbſt 1517 war er mit einem verworfenen Dominicanermönch in Streit gerathen, im Winter 1520 verbrannte er die päpſtliche Bulle; im Frühjahr 1518 hatte er ſich noch dem Papſt, dem Statthalter Chriſti, zu Füßen gelegt, im Frühjahr 1521 mußte er auf dem Reichstage zu Worms vor Kaiſer und Fürſten erklären, daß er weder dem Papſt noch den Concilien allein glaube, nur den Zeugniſſen der heiligen Schrift und vernünftigem Ermeſſen.

Seit dem December 1520 wußte Luther, daß ſeine Sache auf dem Reichstage, der nach Worms ausgeſchrieben wurde,

verhandelt werden sollte, er wußte auch, daß der Cardinallegat Aleander den Kaiser unablässig zur Strenge gegen ihn mahnte, daß der Kaiser dem dreisten Mönch abgeneigt war und bereits in den Niederlanden seine Bücher als ketzerisch hatte verbrennen lassen. Anfang Januar traf der Kurfürst von Sachsen zu Worms ein, wo er den Kaiser bereits vorfand; säumig und langsam kam die Mehrzahl der großen Herren des deutschen Reiches zusammen, erst Ende Februar 1521 konnte der Reichstag eröffnet werden.

Die Botschaften, welche von Worms nach Wittenberg zogen, — sie bedurften zu der Reise so lange Zeit, wie jetzt ein Brief nach Nordamerika — wurden ungünstiger. Bald erschien dem Kaiser und den Feinden Luther's ungehörig, daß der Gebannte überhaupt vor dem Reichstage zugelassen werde, und Kurfürst Friedrich mußte mit den andern Reichsfürsten, welche eine Verurtheilung ohne Verhör für Unrecht oder wegen der Aufregung im Volke für unklug hielten, große Anstrengungen machen, um durchzusetzen, daß der Ketzer überhaupt noch gefragt wurde, ob er widerrufen wolle, und daß er dafür freies Geleit erhielt.

Deshalb war es für Luther kein Geheimniß, daß die Reichsacht ihm drohe und daß sein Tod wahrscheinlich sei. Solche Aussicht wird, sollte man meinen, auch der stärksten Manneskraft die Freudigkeit und die Reichlichkeit des literarischen Schaffens einigermaßen beeinträchtigen. Bei ihm war das Gegentheil der Fall. Er hat kaum jemals in seinem Leben in der gleichen Zeit so Vieles und so Verschiedenartiges geschrieben, als gerade in diesen Monaten. Er nahm seinen alten literarischen Gegner, den Ambrosius Catharinus beim Schopf, und noch eifriger den langweiligen Leipziger Emser, den er in einer ganzen Reihe von Büchlein abstrafte, verspottete und knuffte. Den Papst selbst, die Legaten und Curtisanen ließ er in herber Laune durch seinen Freund Lucas Cranach in Holzschnitten abschildern, welche die Demuth

des leidenden Christus und die Pracht der Klerisei einander gegenüberstellten. Aber auch für Unterricht und Seelsorge war er unermüdlich bemüht. Neben einzelnen Predigten, und dem „Unterricht für Beichtkinder" erschien in dieser Zeit der erste Theil der Postille, eines seiner Hauptwerke, er schrieb ferner an seiner Erklärung des Psalters und an dem schönen und warmen Buche „Auslegung von Maria's Lobgesang".

Endlich brachte der kaiserliche Herold Caspar Sturm, der in der Wappensprache der Welschen „Germania" hieß, den Geleitsbrief nach Wittenberg und ritt dem Wagen Luther's voraus, als dieser am 2. April mit Amsdorf und zwei anderen Begleitern nach Worms aufbrach. In den Städten Thüringens kamen die Leute glückwünschend an den Wagen; zu Erfurt holten ihn die Humanisten, die herrschende Partei der Universität, in großem Reiterzuge ein und veranstalteten eine glänzende Festfeier.

Aber diese beistimmenden Zurufe übertönte ein schriller Mißklang. Der Kaiser hatte ihm zwar freies Geleit für Hin- und Rückfahrt zugesagt; ebenso hatten die Fürsten, durch deren Gebiet er reisen mußte, Schutzbriefe gesandt, aber der Kaiser wollte doch nicht, daß der gebannte Mönch in Worms eintreffen sollte, und um ihn zu schrecken, ließ er schon jetzt vor dem Verhör ein Gebot ausrufen und in den Städten anschlagen, daß alle Bücher Luther's der Obrigkeit ausgeliefert werden sollten. Den Anschlag fand Luther in den Städten. Seine Freunde zu Worms waren bestürzt. Spalatin sandte ihm eine Warnung entgegen, ihm drohe das Schicksal von Huß, sogar der Herold frug, ob er jetzt noch weiter reisen wolle. Auch Luther war erschrocken, aber er ließ sich nicht beirren und sandte an Spalatin die Antwort voraus: Huß sei verbrannt, die Wahrheit nicht verbrannt, er werde nach Worms kommen und wenn dort so viel Teufel wären, als Ziegel auf den Dächern.

Auch mildere Ablenkung wurde verſucht. Der Beichtvater des Kaiſers, Glapio, kam wie aus eigenem Antriebe zu Sickingen nach der Ebernburg, ſprach viel Wohlmeinendes und Anerkennendes und rieth dringend, daß Luther Worms vermeiden und nach der Ebernburg kommen möge, um dort mit ihm eine Verſtändigung zu ſuchen.

Ging Luther darauf ein, ſo war es unmöglich, die Friſt einzuhalten, während welcher er durch den Geleitsbrief geſchützt war. Luther antwortete dem wohlmeinenden Ueberbringer dieſer Mahnung, habe der Beichtvater des Kaiſers mit ihm zu reden, ſo ſei er in Worms zu finden.

Als er am letzten Tage der bewilligten Reiſefriſt in Worms einfuhr, geleitete ihn ein Reiterzug auf 100 Roſſen, meiſt ſächſiſche Herren, welche ihn eingeholt hatten, das Volk füllte neugierig die Straßen, und in ſeine Herberge, die ihm im Johanniterhauſe zugewieſen war, kam bis in die Nacht viel vornehmer Beſuch, neugierig und theilnehmend. Schon am nächſten Tage wurde er vor den Reichstag geladen.

Daß Luther doch gewagt hatte zu kommen, war der päpſtlichen Partei eine widerwärtige Ueberraſchung; es war auch dem Kaiſer ſehr ungelegen; daher galt es jetzt, die Aufregung, welche ſeine Anweſenheit unter den Deutſchen hervorbrachte, durch ſchleunige Entſcheidung ſobald als möglich zu beſeitigen. Auf der andern Seite hatten ſeine Gönner und die Mehrzahl der deutſchen Fürſten, welche einen Ausgleich und gütliches Beilegen des gefährlichen Handels wünſchten, das entgegengeſetzte Beſtreben, die Angelegenheit nicht über das Knie zu brechen. Vor anderen Kurfürſt Friedrich der Weiſe, deſſen vorſichtiger Art das heftige und ungründliche Verfahren ganz unleidlich war, zumal er ſelbſt dadurch dem Reiche gegenüber in die übelſte Lage kommen mußte. Er bedurfte Zeit, damit ſeinem Gewiſſen genug gethan wurde und er einen Entſchluß faſſen konnte. Seinen vertrauten Räthen war längſt bekannt, daß die Frage nur auf Widerruf geſtellt werden würde, und

daß an Erörtern und Disputiren vor dem Reichstag gar nicht zu denken sei; Luther aber hatte ihnen bestimmt erklärt, daß er nichts widerrufen werde.*) Er sollte also seinem Herrn und Allen, welche Neigung hatten, zu vermitteln, zunächst dadurch genugthun, daß er sich in der ernsten und schweren Sache Bedenkzeit ausbat. Es galt, die letzte Entscheidung hinauszuschieben, und Luther mußte sich gern oder ungern diesem Zwange fügen.

Am 17. April Nachmittags 4 Uhr wurde Luther durch den Reichsmarschall Ulrich von Pappenheim und den Herold in den Reichstag abgeholt. Auf den Straßen drängten die Leute und kletterten auf die Dächer, den Luther zu sehen, sodaß er auf Seitenwegen nach dem Bischofshofe, wo der Reichstag sich versammelte, geleitet wurde. Der Hof war nach altem Volksglauben einst der Königssitz des Burgunden Gunther gewesen, dort hatte dieser mit dem finstern Hagen den heimlichen Anschlag gegen das Leben des Helden Siegfried gemacht. Seitdem haben die Franzosen den berühmten Bau völlig zerstört. In dem großen Saale, der auf der Seite nach einem Vorraum geöffnet war, saßen die Fürsten und Herren des Reichstages, so daß sie von außen gesehen, die gesprochenen Worte wohl auch gehört werden konnten. Aber die Fürsten selbst pflegten in den Sitzungen nicht zu reden, das thaten ihre Räthe für sie, und die Herren zogen sich zu gesonderter Berathung zurück, wenn sie einen Beschluß zu fassen hatten.

Als Luther eingeführt wurde, ermahnte ihn Pappenheim, daß er vor der hohen Versammlung nichts reden dürfe außer zur Antwort auf gestellte Fragen. Bei seinem Eintritt kniete

*) Rede und Gegenrede in der großen Versammlung des Reichstags waren vorbereitete Staatshandlungen und wurden damals viel sorgfältiger im Voraus zurecht gelegt, als jetzt in ähnlichen Versammlungen. Die kursächsischen Räthe und Luther wußten ganz sicher vorher, was und wie gefragt werden würde.

er nicht nieder, wie damals von einem Mönch vor der Hoheit des Kaiſers erwartet wurde, ſondern blieb ſtrack ſtehen. Er ſah vor ſich das bleiche Antlitz und den düſtern Blick des jungen Kaiſers; er ſah den beſorgten Ausdruck in dem gutherzigen Geſicht ſeines Kurfürſten und fand ſich in Gegenwart all der hohen Fürſten und Herren, von deren Sinn und Meinung er in den letzten Jahren ſo Vieles vernommen hatte. Der Official des Erzbiſchofs von Trier begann als Sprecher des Kaiſers von ſeinem Platz: „Des Kaiſers Majeſtät hat euch, Martinus Luther, Mandat und Ladung zu dem gegenwärtigen Reichstag geſchickt, damit ihr zuerſt Antwort gebt, ob ihr euch zu den Schriften und Büchern bekennt, welche unter euerm Titel und Namen allenthalben im heiligen römiſchen Reich erſchienen ſind, und ob ihr dieſelben ſo geſchrieben habt, wie ſie hier vor Augen liegen.“ Er wies auf einen Haufen Bücher, der auf einer Bank lag. Da rief Hieronymus Schurf, der mit fünf andern Doctoren Rechtsbeiſtand Luther's war: „Man leſe die Titel“ und Luther wiederholte das Geſuch.

Der Official las die Titel der Bücher, welche ſeit vier Jahren die Nation aufgeregt hatten, wie niemals vorher und ſeitdem die Druckwerke eines Mannes. Dann fuhr er fort: „Ferner aber, wenn ihr euch zu den Büchlein bekennt, begehrt Kaiſerliche Majeſtät von euch, daß ihr dieſelben jetzt hier widerrufen ſollt, und läßt euch deshalb fragen, ob ihr das thun wollt oder nicht, dieweil in ſie viel böſe irrige Lehren gemiſcht ſind, die in dem gemeinen einfältigen Volk Aufregung und Unzufriedenheit erregen können. Das bedenket und nehmt euch zu Herzen.“ Darauf antwortete Luther ungefähr alſo: „Allerdurchlauchtigſter Kaiſer. Nachdem ich auf gnädige Ladung gehorſamſt erſchienen bin, antworte ich dieſer Vorhaltung zum erſten: Zu den Büchlein, deren Titel jetzt geleſen ſind, und zu mehren anderen, die zur Lehre und Unterweiſung des Volkes geſchrieben wurden, bekenne ich mich, und will bis an

mein Lebensende auf dieſem Bekenntniß beharren. Zum zweiten aber, da Kaiſerliche Majeſtät von mir begehrt, ich ſoll den Inhalt widerrufen, ſo antworte ich: Dies iſt fürwahr eine große Sache, denn es handelt ſich dabei um das ewige Leben und geht Einem an, der mehr iſt als irgend Jemand unter den Anweſenden, ſein iſt die Sache und Handlung. Damit ich nun das arme Chriſtenvolk und mich ſelbſt nicht verführe, ſo begehre und bitte ich, Kaiſerliche Majeſtät wolle mir des Widerrufs wegen gnädig Termin und Bedenkzeit ſtellen."

Der Kaiſer trat mit den Fürſten zu einer kurzen Berathung zuſammen. Die Mehrzahl beſtand auf Bewilligung der Friſt, und der Official verkündete Luther, daß die Milde des Kaiſers ihm Bedenkzeit verſtatte bis zum nächſten Tage um 4 Uhr. Luther ſchied mit den Worten: „Ich will mich bedenken." Er hatte in dieſer Sitzung demüthig und leiſe geſprochen und, wie ſeine Feinde behaupteten, undeutlich. Es mag ſein, daß der erſte Eindruck der Verſammlung ihn befangen machte, ſicher lag ihm ſchwerer auf der Bruſt, daß er nicht Alles, wie er wollte, frei herausſagen durfte.

Durch das Aufſchieben war nur kurze Friſt gewonnen. Allzugroß war der Eifer der Gegner, den Unruhſtifter fortzuſchaffen; es kam jetzt darauf an, welche Wirkung die Weigerung Luther's hervorbringen würde. Denn daß er nicht einen Strich widerrufen werde, hatte er nach der Rückkehr in die Herberge aufs Neue erklärt. Am 18. April wurde er wieder um 4 Uhr abgeholt und mußte wohl zwei Stunden im Gedränge harren. Als er jetzt aber in die Verſammlung trat, war er ganz er ſelbſt, unbekümmert um alle Menſchenmeinung. Diesmal grüßte er die Verſammlung nach Hofbrauch, indem er beide Knie ein wenig beugte, er ſprach ehrerbietig, aber feſt, und ſeine Stimme, die hell und hoch war, wie einſt die Stimme Karl's des Großen, wurde überall im Saale verſtanden. Mit wohl überlegter Rede begrüßte er den

Kaiſer und die Verſammlung, und bat zuerſt um Verzeihung, wenn er in Wort, Geberde und Haltung wider die Hofſitte verſtoße, da er nicht an Fürſtenhöfen erzogen ſei, ſondern in Mönchswinkeln heraufgekommen. „In Einfalt des Gemüthes habe ich bis jetzt geſchrieben und gelehrt und auf Erden nichts Anderes geſucht, als die Ehre Gottes und die Unterweiſung der Chriſtgläubigen.“ Dann fuhr er fort: „Auf die beiden Fragen, welche mir geſtellt ſind, antworte ich ſo: Ich bekenne, wie geſtern, daß die aufgezählten Büchlein von mir ſind und in meinem Namen an den Tag gegeben ſind. Es müßte denn entweder durch Betrug oder durch ungefüges Wiſſen Anderer in einem Druck etwas geändert oder verkehrt ausgezogen ſein, denn ich bekenne mich nur zu dem, was von mir ſelbſt iſt. Nun ſind aber meine Bücher nicht von einerlei Art, denn in etlichen habe ich von Glauben und Sitten ganz evangeliſch und ſchlicht gehandelt. Dieſe Büchlein müſſen auch meine Gegner für nützlich halten und allerwege für werth, daß ſie von Chriſten geleſen werden. Auch die grimmige und grauſame Bulle des Papſtes nennt einige meiner Bücher unſchädlich, wiewohl ſie dieſelben wider Vernunft verdammt. Wollte ich nun anfangen, dieſe Schriften zu widerrufen, welche Freunde und Feinde zugleich bekennen, dann käme ich in Widerſpruch mit dem allgemeinen und übereinſtimmenden Bekenntniß.

Die zweite Reihe meiner Bücher iſt gegen das Papſtthum und das Thun der Päpſtlichen geſchrieben, gegen die, welche mit böſer Lehre und Beiſpiel die chriſtliche Welt verwüſtet und verderbt, die Gewiſſen der Gläubigen auf das Jämmerlichſte bedrängt, beſchwert und gepeinigt, auch Habe und Gut der hochrühmlichen deutſchen Nation durch unglaubliche Tyrannei ungerechter Weiſe verſchlungen haben. Wollte ich dieſe Bücher widerrufen, ſo würde ich nichts anderes thun, als ſolche Tyrannei und unchriſtliches Weſen ſtärken und ihm nicht allein die Fenſter, ſondern auch die Thüren

aufthun, daß es weiter und freier toben und ſchaden würde, und ſeine frechſte und allerſträflichſte Bosheit würde dem armen elenden Volk bis zur Unerträglichkeit beſtätigt und befeſtigt werden. Zumal, wenn man ſagen könnte, daß ſolche Vergrößerung des Unheils durch den Befehl und auf Betrieb Eurer Kaiſerlichen Majeſtät und des ganzen römiſchen Reiches erfolgt wäre. Lieber Gott, welch großer Schanddeckel der Bosheit und Tyrannei würde ich durch ſolchen Widerruf werden.

Die dritte Art meiner Bücher habe ich gegen einzelne beſondere Perſonen geſchrieben, welche die römiſche Tyrannei zu beſchützen und den Gottesdienſt, den ich gelehrt, zu vertilgen ſuchten. Ich bekenne, gegen dieſe Gegner heftiger geweſen zu ſein, als ſich geziemt, denn ich mache mich nicht zu einem Heiligen, ich ſtritt nicht für mich ſelbſt, ſondern für die Ehre Chriſti. Auch dieſe Bücher kann ich nicht widerrufen, denn durch meinen Widerruf und Rückzug würde der tyranniſche Grimm und wüthiges Regiment der Feinde geſtärkt werden.

Mein Herr Chriſtus hat geſagt, als er von dem Hohenprieſter über ſeine Lehre befragt und von einem Diener auf einen Backen geſchlagen ward: Habe ich übel geredet, ſo gib Zeugniß von dem Uebel. Da der Herr ſich nicht weigerte, einen Beweis wider ſeine Lehre anzuhören auch von dem ſchnödeſten Knecht, wieviel mehr geziemt mir, dem irrigen Menſchen, zu begehren und zu erwarten, ob mir jemand ein Zeugniß wider meine Lehre zu geben vermag. Deshalb flehe ich bei der Barmherzigkeit Gottes die Höchſten wie die Niedrigſten an, mir meinen Irrthum nachzuweiſen und mich mit den evangeliſchen und prophetiſchen Schriften zu überwinden. Bin ich darin unterwieſen, ſo will ich der allererſte ſein, der meine Bücher in das Feuer wirft.

Geſtern bin ich ernſthaft gemahnt worden, mich zu bedenken, daß Zwietracht, Aufruhr und Empörung durch

meine Lehre in der Welt erwachſen kann. Das habe ich genugſam bedacht und erwogen. Wahrlich, mir iſt das Allerfröhlichſte, zu ſehen, daß wegen des göttlichen Wortes fortan Uneinigkeit in der Welt entſteht, denn das iſt die Folge und das Geſchick, welches durch das göttliche Wort bereitet wird. Der Herr ſelbſt ſagt: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert, denn ich bin gekommen, den Mann zu erregen gegen ſeinen Vater. Hüten wir uns deshalb, das Wort Gottes zu verdammen unter dem Vorwand, Parteien und Uneinigkeit beizulegen, damit nicht eine Waſſerfluth unleidlichen Uebels über uns komme, das dem edlen Jüngling Kaiſer Carolus ein unglückſeliger Anfang ſeiner Regierung werde. Ich ſage das nicht, als wenn ſo großen Häuptern meine Lehre und Ermahnung nöthig ſei, ſondern weil ich meiner Heimat Deutſchland dieſen Dienſt zu erweiſen ſchuldig bin. Und ſo befehle ich mich der Kaiſerlichen Gnade und flehe, Kaiſerliche Majeſtät wolle nicht durch die böſe Meinung meiner Feinde mich in Ungnade kommen laſſen."

So ſprach am 18. April 1521 ein deutſcher Mann vor Kaiſer und Reich über die Herrſchaft des höchſten geiſtlichen Gebieters der chriſtlichen Welt. Die höfliche Beſcheidenheit des Eingangs, die vorſichtige Weiſe, in welcher er ſeine Bücher unterſchied, konnte auch den Gegnern als gute Rede erſcheinen. Aber bald ſtand er in der Verſammlung, fremdartig, wie aus einer andern Welt, einem alten Recken gleich, der ſeine Eiſenſtange zwiſchen zierlichen Rittern ſchwingt. Die gemüthliche Sicherheit, mit welcher er die Häupter der Kleriſei als nichtswürdige Böſewichter abſchildert, und endlich gar die kampfesfrohe Verſicherung: „Das Allerluſtigſte iſt mir, zu ſehen, wie jetzt Empörung entſteht", vor der hohen Verſammlung, welche gerade nichts mehr fürchtete, als die Uneinigkeit im Volke, das war keine Rede eines Bekümmerten, der für ſeinen Hals ſprach, ſondern der ſtolze Ausſpruch eines Gebieters, der zum Siege oder Untergange erkoren war.

Unheimlich dünkten auch dem Official die kühnen Worte und die dämoniſchen Augen des Mannes, und er verſuchte, ihn ſtrafend zu belehren: „In eurer Antwort war Stoß und Biß, nicht offene Erklärung. Ueber eure Sätze neu zu disputiren thut nicht noth, was ihr lehrt, haben ſchon Huß und andere Ketzer vorgetragen und dieſe Lehre iſt bereits auf dem Concilium zu Koſtnitz mit zureichendem Grunde von Papſt und Kaiſer verdammt worden. Darum begehre ich eine ſchlichte einfache Antwort, wollt ihr widerrufen oder nicht? Widerruft ihr, ſo werden eure unſchuldigen Büchlein erhalten bleiben, widerruft ihr nicht, ſo wird keine Rückſicht genommen auf das, was ihr ſonſt chriſtlich geſchrieben, und ihr gebt Kaiſerlicher Majeſtät Urſache, mit euch zu handeln, wie mit dem Huß und anderen geſchehen iſt.“ Darauf ſprach Luther die wohlbekannten Worte: „Da Kaiſerliche Majeſtät eine ſchlichte und gerade Antwort begehrt, ſo will ich eine Antwort geben, die nicht anſtößig und nicht beißend iſt. Ich glaube weder dem Papſt noch den Concilien allein, weil es am Tage liegt, daß dieſelben mehrmals geirrt und ſich ſelbſt widerſprochen haben. Werde ich nicht durch Zeugniß der Schrift oder mit deutlichen und augenſcheinlichen Gründen überwunden, ſo mag ich und will ich kein Wort corrigiren oder widerrufen, weil wider das Gewiſſen zu handeln heillos und gefährlich iſt.“

Der Official und Luther hatten zuerſt lateiniſch geredet, dann die Reden deutſch wiederholt. Nach den Worten Luther's entſtand Aufregung und Gemurmel im Saale, und die folgenden lateiniſchen Wechſelreden der beiden Kämpfer wurden nicht überall verſtanden. Der erzürnte Kaiſer aber frug noch durch den Official, ob denn Luther zu behaupten wage, daß die Concilien geirrt haben. Und als Luther antwortete: „Concilien können irren und haben geirrt und das von Koſtnitz hat gegen hellen und klaren Text der heiligen Schrift entſchieden, und ich will das beweiſen“, da hatte der Kaiſer genug gehört, entſetzt über ſolche Vermeſſenheit gab er das

Zeichen zum Aufbruch und Ende und Luther rief auf die feindſelige Geberde des Kaiſers und unter dem Geſchrei ſeiner Gegner zuletzt die deutſchen Worte, welche nach der Faſſung, die durch Luther's theologiſche Freunde in den Ausgaben ſeiner Werke überliefert iſt, lauteten: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helf mir, Amen" —, die aber in Wirklichkeit wahrſcheinlich ſo geſprochen wurden: „Ich kann nicht anders. Gott komm mir zu Hilf. Amen. Da bin ich."*)

Dieſe zwei Tage des 17. und 18. Aprils 1521 waren es, in denen die beiden Männer einander in das Angeſicht ſchauten, welche das Leben Deutſchlands zwieſpältig geſchieden haben, die großen Gegner, welche in den Urenkeln ihres Geiſtes einander bis auf unſere Zeit bekämpft haben, der burgundiſche Habsburger und der deutſche Bauernſohn, Kaiſer und Profeſſor, der eine, welcher deutſch nur mit ſeinem Pferde ſprach, und der andere, Ueberſetzer der Bibel und Bildner der neudeutſchen Schriftſprache, der eine Vorfahr der Jeſuitengönner, Urheber der habsburgiſchen Hauspolitik, der andere Vorgänger Leſſing's, der großen Dichter, Geſchichtſchreiber und Philoſophen. Es war eine verhängnißvolle Stunde deutſcher Geſchichte, als der junge Kaiſer, Herr der halben Erde, zu Worms das verachtende Wort ſprach: „Der ſoll mich nicht zum Ketzer machen." Denn damals begann der Kampf ſeines Hauſes mit dem Hausgeiſt des deutſchen Volkes. Ein Kampf von mehr als drei Jahrhunderten, Siege und Niederlagen auf beiden Seiten.

---

*) D. h. macht jetzt mit mir, was ihr wollt. — Die Ueberlieferung dieſer Ausrufe iſt im Wortlaut und in der Reihenfolge der Worte abweichend und unſicher. — „Gott komm mir zu Hilf" iſt von Peutinger bezeugt. Das „Da bin ich" ganz zuletzt, ſtatt des ruhigeren „Hier ſtehe ich" im Anfange, ſtammt aus einer gleichzeitigen Flugſchrift, welche in vier verſchiedenen Drucken erhalten iſt. Dergleichen Nachſätze erfindet man nicht, eher ſucht man ſie ſtattlicher zu formen. — Doch ſchon eine andere gleichzeitige Flugſchrift hat die Faſſung: „Ich kann nicht anders, hie ſtehe ich, Gott helf mir. Amen."

Wir aber haben, soweit menschliches Urtheil das Walten der Vorsehung in dem Geschick der Völker zu erkennen vermag, den Ausgang erlebt.

Es war auch das erste Mal und das einzige Mal, solange es eine deutsche Geschichte gibt, daß ein Mann aus dem Volke vor Kaiser und Reichstag die Forderungen seines Gewissens in Todesnoth so fest vertrat. Die Wirkung dieser Standhaftigkeit auf die deutschen Fürsten war groß, unermeßlich groß die auf das Volk. Als Friedrich der Weise aus dem Reichstag in seine Kammer kam, sagte er bewundernd und besorgt zu seinem Vertrauten: „Doctor Martinus hat wohl geredet, lateinisch und deutsch. Er ist mir viel zu kühn.“ Auch bei den Fürsten, welche kalt oder abgeneigt auf Luther und seine Lehre sahen, war die Achtung und Scheu vor dem Tapfern gestiegen.

Luther aber, da er aus dem Reichstag in seine Herberge zurückgekehrt war, rief, fröhlich die Hände zum Himmel erhebend: „ich bin durch, ich bin durch!“ Er hatte sich aus der Dornhecke, in der man ihn einhegen wollte, ins Freie gerettet.

Jetzt war er frei, aber Bann und Reichsacht schwebten über seinem Haupte; er war innerlich frei, aber er war frei wie das Thier des Waldes, und hinter ihm bellte die blutdürstige Meute. Er war auf dem Höhenpunkt seines Lebens angekommen, und die Mächte, gegen welche er sich empört hatte, ja die Gedanken, welche er selbst in dem Volke aufgeregt hatte, arbeiteten ihm seitdem gegen Leben und Lehre.

Mehr als vorher lag jetzt dem Kaiser am Herzen, daß mit dem hartnäckigen Ketzer ein Ende gemacht werde, denn gerade in diesen Tagen hatte er das Bündniß mit dem Papste geschlossen, worin er sich verpflichtete, die Irrlehre Luther's auszurotten. Doch die Mehrzahl der deutschen Fürsten begehrte immer noch weitere Verhandlung in kleinem Kreise, wo persönliche Einwirkung möglich war, voran der Erzbischof von

Trier ſelbſt, und Rückſicht auf die unwillkommene Stimmung der Deutſchen nöthigte den Kaiſer zum zweitenmal nachzugeben. Luther aber hatte jetzt die Aufgabe, klugem und dringendem Zureden Solcher zu widerſtehen, die auch er achtete. Bei dieſen Verhandlungen wurde ihm Vieles eingeräumt, nur ein allgemeines Concilium ſollte er als höchſten Richter über ſeine Lehre anerkennen. Er aber ſtand feſt auf ſeiner Behauptung, auch ein Concilium könne irren, wie das zu Koſtnitz geirrt habe. Zuletzt ſah Richard von Trier ein, daß durch Handeln von ſolchem Manne nichts zu gewinnen ſei; Luther ſelbſt bat, man möge ihn entlaſſen, und mit achtungsvollem Gruße ſchieden die Vermittler von ihm. Die Stunden dieſer geräuſchloſen Verhandlungen trugen zur Beſchwichtigung des Streites nichts bei; aber als Luther beim Abſchiede die frommen Worte ſprach: „Wie es dem Herrn gefallen hat, alſo iſt es ergangen, der Name des Herrn ſei gebenedeit", da durfte er in gehobener Stimmung ſich eines großen Sieges ſeiner Sache freuen, er hatte ſie vor Kaiſer und Reich behauptet. Vergebens mühten ſich die Feinde, durch Mäkeln an ſeiner Erſcheinung und ſeinem Verhalten den großen Eindruck abzuſchwächen, er war für ſeine Deutſchen ein Held geworden, zu dem ſie in Verehrung und ängſtlicher Theilnahme aufſchauten. Jeder Einſichtige erkannte, daß dieſer Lehrer des Volkes, wenn er am Leben blieb, fortan nicht nur für die Kirchenlehre, ſondern auch für die politiſchen Schickſale des Reiches von hoher Bedeutung ſein werde. Jetzt handelte es ſich für ſeine Freunde vor Allem darum, ob man ihn vor dem Untergange bewahren könne.

Schon zu Worms war Luthern eröffnet worden, daß er für einige Zeit verſchwinden müſſe. Die Gewohnheiten der fränkiſchen Ritter, unter denen er warme Verehrer hatte, legten den Gedanken nahe, ihn durch Bewaffnete aufheben zu laſſen. Kurfürſt Friedrich berieth mit ſeinen Getreuen die Entführung. Und es war ganz in der Weiſe dieſes

Fürſten, daß er ſelbſt den Ort der Verwahrung nicht wiſſen wollte, um im Nothfall ſeine Unkenntniß beſchwören zu können.*) Auch war es nicht leicht, Luthern mit dem Plan zu befreunden**), denn ſein tapferes Herz hatte irdiſche Furcht längſt überwunden, und mit einer begeiſterten Freude, in welcher viel Schwärmerei und etwas Humor war, ſah er auf die Verſuche der Romaniſten ihn aus der Welt zu ſchaffen, über den doch ein Anderer zu verfügen hatte, der durch ſeinen Mund ſprach.***) Widerwillig fügte er ſich. Das Geheimniß war nicht leicht zu bewahren, ſo geſchickt die Entführung auf die Wartburg auch ausgeführt wurde. Im

*) Elector . . . deliberavit cum suis et dedit mandatum consiliariis, ut abderent me, sed ille nescivit locum, ut si iusiurandum dandum esset, liquido iurare posset, se nescire locum; quamvis dixisset ad Georgium: sed si vellet scire, posset resciri. Georg iſt Spalatinus. Familiaria colloquia, Handſchrift in Hirzel's Bibliothek Bl. 29 b.

**) Luther's Brief an Melanchthon vom 12. Mai 1521.

***) Wie behaglich er ſeinen Tod anſah, erhellt aus vielen Stellen; hier nur eine aus der Wartburgzeit in der Widmung zum Evangelium von den zehn Ausſätzigen vom 17. September 1521: „Ich armer Bruder habe abermal ein neu Feuer angezündet, o ein großes Loch in der Papiſten Taſchen gebiſſen, weil ich die Beichte angegriffen habe. Wo ſoll ich jetzt bleiben, und wo werden ſie jetzt Schwefel, Pech, Feuer und Holz genug finden den giftigen Ketzer zu pülſern? Jetzt muß man gewiß die Kirchenfenſter ausbrechen, da etliche heilige Väter und geiſtliche Herren predigen, daß ſie Luft haben müßten, das Evangelium auszurufen, d. i. über den Luther zu läſtern, Mord zu ſchreien und zu ſprühen. Was ſollten ſie auch ſonſt dem armen Volk predigen; ein jeder muß predigen, was er kann. — Nur tot, tot, tot, ſchreien ſie, mit dem Ketzer! will er doch alle Dinge umkehren und den ganzen geiſtlichen Stand umſtoßen, worauf die Chriſtenheit ſteht. Nun ich hoffe, ſo ich deſſen würdig bin, es ſoll ihnen werden, daß ſie mich töten und über mir ihrer Väter Maß füllen; aber es iſt noch nicht Zeit, meine Stunde iſt noch nicht gekommen, ich muß zuvor das Schlangengezücht beſſer erzürnen und den Tod redlich um ſie verdienen, auf daß ſie Urſache haben, einen großen Gottesdienſt an mir zu vollbringen."

Anfange erfuhr von den Wittenbergern nur Melanchthon den Aufenthalt. Aber Luther war durchaus nicht der Mann, ſich geduldig irgend einem verdeckten Spiel zu fügen. Es entſtand bald ein emſiges Botelaufen zwiſchen der Wartburg und Wittenberg; welche Vorſicht man auch bei der Beſorgung der Briefe gebrauchte, es war ſchwer dem Gerücht entgegenzutreten. Luther erfuhr auf der Burg eher als die Wittenberger, was in der großen Welt vorging, er erhielt von allen Neuigkeiten ſeiner Univerſität Nachricht, und verſuchte den Muth ſeiner Freunde zu ſtärken und ihre Politik zu leiten. Rührend iſt, wie er Melanchthon zu kräftigen ſucht, dem die eigene unpraktiſche Art die Abweſenheit des ſtarken Freundes ſchmerzlich empfinden ließ. „Es geht ohne mich", ſchreibt er ihm, „nur Muth, ich bin euch gar nicht mehr nöthig; komme ich heraus, und ich kann nicht mehr nach Wittenberg zurück, ſo gehe ich in die Welt. Ihr ſeid die Männer, die Veſte des Herrn ohne mich gegen den Teufel zu halten." Seine Briefe adreſſirte er aus der Luft, aus Patmos, aus der Wüſte, „unter den Vögeln, die lieblich von den Zweigen ſingen und Gott mit allen Kräften Tag und Nacht loben". Einmal verſuchte er ſchlau zu ſein. Er legte dem Schreiben an Spalatin einen künſtlichen Brief bei: man glaube ohne Grund, daß er auf der Wartburg ſei; er lebe unter treuen Brüdern; es ſei auffallend, daß niemand an Böhmen denke; als Zugabe folgt ein — nicht bösartiger — Hieb auf Herzog Georg von Sachſen, ſeinen eifrigſten Feind. Dieſen Brief ſoll Spalatin mit ſorglicher Unachtſamkeit ſo verlieren, daß er zu den Händen der Gegner komme.*) Aber in ſolcher Diplomatie war er allerdings nicht conſequent, denn ſobald ſeine Löwennatur durch eine Nachricht aufgeregt wurde, war er kurz entſchloſſen nach Erfurt oder Wittenberg aufzubrechen. Schwer trug er

*) Dieſer Brief, den de Wette II, S. 32 ſucht, ſteht unter Nr. 329 ſeiner Sammlung.

die Muße ſeines Aufenthalts. Von dem Schloßhauptmann wurde er mit größter Aufmerkſamkeit behandelt, und dieſe Fürſorge bewährte ſich, wie damals Brauch war, zunächſt darin, daß der treue Mann mit Speiſe und Trank ſein Beſtes that. Das reichliche Leben, der Mangel an Bewegung, die friſche Bergluft, in welche der Theologe verſetzt war, wirkten auf Seele und Leib. Er hatte ſchon von Worms ein körperliches Leiden mitgebracht, dazu kamen Stunden finſterer Schwermuth, die ihn ſogar zur Arbeit untüchtig machten.

Zwei Tage hintereinander zog er mit zur Jagd. Aber ſein Herz war bei den wenigen Haſen und Rebhühnern, die von der Schaar der Menſchen und Hunde ins Garn gehetzt wurden. „Unſchuldige Thierlein! ſo hetzen die Papiſten.“ Einen kleinen Haſen am Leben zu erhalten, hatte er ihn in die Aermel ſeines Rockes gewickelt, da kamen die Hunde und zerbrachen dem Thier die Glieder im ſchützenden Rock. „So knirſcht Satan auch gegen die Seelen, die ich zu retten ſuche.“ Wohl hatte Luther Grund, ſich und die Seinen vor dem Satan zu wehren. Alle Autorität der Kirche hatte er geworfen, jetzt ſtand er ſchaudernd allein, nur das Letzte war ihm geblieben, die Schrift. Die alte Kirche hatte das Chriſtenthum in fortdauernder Entwicklung dargeſtellt. Eine lebendige Ueberlieferung, welche neben der Schrift lief, Concilien, Verordnungen der Päpſte hatten den Glauben nach den Zeitbedürfniſſen gerichtet, er hatte ſich wie ein bequemer Strom den ſcharfen Ecken der Volkscharaktere, großen Wandlungen der Bildung anbequemt. Es iſt wahr, dieſe erhabene Idee eines ewig lebenden Organismus hatte ſich nicht in ihrer Reinheit bewahrt, der beſte Theil ihres Lebens war geſchwunden, leere Schmetterlingshülſen wurden weiter erhalten, die alte demokratiſche Kirche hatte ſich in eine unverantwortliche Herrſchaft Weniger umgeformt, befleckt mit allen Laſtern einer gewiſſenloſen Ariſtokratie, ſchon im ſchreienden Gegenſatz gegen Vernunft und Volksgemüth.

Aber was Luther an die Stelle ſetzen konnte, das Wort der Schrift, das löſte von einem Wuſt ſeelenloſer Verbildungen, dagegen bedrohte es mit andern Gefahren. Was war die Bibel? Zwiſchen dem älteſten und jüngſten Schriftwerk des heiligen Buches lagen vielleicht anderthalb Jahrtauſende. Selbſt das neue Teſtament war nicht von Chriſtus ſelbſt geſchrieben, nicht einmal immer von ſolchen, welche die heilige Lehre aus ſeinem Munde vernommen hatten. Es war lange nach ſeinem Tode zuſammengeſtellt. Einzelnes darin mochte ungenau überliefert ſein. Alles war in einer fremden Sprache geſchrieben, die dem Deutſchen ſchwer verſtändlich war. Auch die größte Einſicht war in Gefahr falſch zu deuten, wenn nicht Gottes Gnade den Erklärer ebenſo erleuchtete, wie ſie die Apoſtel erleuchtet hatte. Die alte Kirche hatte ſich kurz geholfen, in ihr gab das Sacrament des Prieſteramtes ſolche Erleuchtung, ja der heilige Vater nahm ſogar die göttliche Vollmacht in Anſpruch, auch da das Rechte zu wollen, wo ſein Wille der Schrift widerſprach. Der Reformator hatte nichts als ſein ſchwaches menſchliches Wiſſen und ſein Gebet.

Zunächſt war unvermeidlich, er mußte ſeine Vernunft gebrauchen, ſelbſt der heiligen Schrift gegenüber war eine gewiſſe Kritik nothwendig. Auch Luthern blieb nicht verborgen, daß die Bücher des neuen Teſtaments von verſchiedenem Werth waren, es iſt bekannt, daß er lange nicht viel auf die Offenbarung Johannis gab, und daß ihm der Brief Jacobi für eine „ſtroherne" Epiſtel galt. Aber ſein Widerſpruch gegen Einzelheiten machte ihn niemals am Ganzen irre. Unerſchütterlich ſtand ſein Glaube, daß die heilige Schrift, wenige Bücher ausgenommen, bis auf Wort und Buchſtaben göttliche Offenbarung enthalte. Sie war ihm das Liebſte auf Erden, die Grundlage ſeines ganzen Wiſſens; er hatte ſich ſo hineingefühlt, daß er unter ihren Geſtalten lebte wie in der Gegenwart. Je drohender das Gefühl ſeiner Verantwortlichkeit, deſto heißer die Inbrunſt, mit welcher er ſich an die Schrift

klammerte.*) Und ein kräftiger Instinct für das Vernünftige und Zweckmäßige half ihm in der That über viele Gefahren hinweg, sein Scharfsinn hatte nichts von der haarspaltenden Sophistik der alten Lehrer, er verachtete unnöthige Spitzfindigkeiten und ließ mit bewunderungswürdigem Takt gern dahingestellt, was ihm unwesentlich erschien. Aber wenn er nicht gottlos oder wahnsinnig werden wollte, blieb ihm doch nichts weiter übrig, als die neue Lehre zu gründen auf Worte und Culturzustände, welche fünfzehnhundert Jahre vor ihm lebendig gewesen waren. Und er verfiel doch in einzelnen Fällen dem, was sein Gegner Eck den schwarzen Buchstaben nannte.

Unter solchem Zwange bildete sich seine Methode. Hatte er eine Frage zu lösen, so sammelte er alle Stellen der heiligen Schrift, welche ihm eine Antwort zu enthalten schienen, jede Stelle suchte er prüfend in ihrem Zusammenhange zu verstehen, dann zog er die Summa. Worin sie übereinstimmten, stellte er voran, wo sie von einander abwichen, bemühte er sich bescheiden eine Lösung zu finden, welche auch das Widersprechende vereinigte. Das Ergebniß machte er in seinem Innern fest unter Versuchungen, durch heißes Gebet. Bei solchem Verfahren mußte er zuweilen zu Resultaten kommen, die auch gewöhnlichem Menschenverstand angreifbar waren. Als er z. B. im Jahr 1522 unternahm, die Ehe aus der heiligen Schrift auf neue sittliche Grundlagen zu stellen so war Vernunft und Bedürfniß des Volkes allerdings auf

*) „Ich, Gott Lob, halte meine Lehre gewiß für Gotteswort und hab' die schweren Gedanken und Anfechtungen überwunden, da mein Herz eine Weile also sagte: Bist du's denn allein, der das rechte Wort Gottes rein hat, und die Andern allzumal haben's nicht? So ficht uns der Satan an." — „Wenn mich der Teufel müssig findet und ich an Gottes Wort nicht gedenke, so macht er mir ein Gewissen, daß ich die Regimente zerstöret und zerrissen, und gemacht, daß so viel Aergerniß und Aufruhr kommen sei. Wenn ich aber Gottes Wort ergreife, so habe ich gewonnen Spiel." — Und noch viele andere Stellen der Tischreden, z. B. bei Walch, S. 1254.

ſeiner Seite, wenn er die achtzehn Gründe des geiſtlichen Rechts, Ehe zu wehren und zu zerreißen, einer ſcharfen Kritik unterzog und die unwürdige Begünſtigung der Reichen vor den Armen verurtheilte. Aber es war doch wunderlich, wenn Luther allein aus der Bibel nachweiſen wollte, welche Verwandtſchaftsgrade erlaubt und verboten waren, zumal er auch das alte Teſtament heranzog, in welchem mehre ſeltſame Ehen ohne Widerſpruch des alten Jehovah vollzogen waren. Unzweifelhaft hatte Gott ſeinen Auserwählten einigemal geſtattet zwei Frauen zu haben.

Und dieſelbe Weiſe der Forſchung war es, welche ihn im Jahre 1529 während der Unterhandlungen mit den Reformirten ſo hartnäckig machte, damals, wo er „das iſt mein Leib" vor ſich auf den Tiſch ſchrieb und finſter auf die Thränen und die ausgeſtreckte Hand Zwingli's hinüber ſah. Nie war er beſchränkter geweſen, und doch nie gewaltiger, der furchtbare Mann, der ſeine Ueberzeugung im heftigſten innern Streit dem Zweifel und Teufel abgerungen hatte. Es war ein unvollkommenes Verfahren, und ſeine Gegner richteten nicht ohne Erfolg ihre Angriffe darauf. Mit ihm verfiel ſeine Lehre dem Schickſal aller menſchlichen Weisheit. Aber in dieſer Methode war auch ein ſtarker gemüthlicher Vorgang, bei welchem ſeine eigene Vernunft, Bildung und Herzensbedürfniß ſeiner Zeit viel mehr zur Geltung kamen, als er ſelbſt ahnte. Und ſie wurde der Ausgangspunkt, von dem eine gewiſſenhafte Forſchung das deutſche Volk zu der höchſten geiſtigen Freiheit emporgearbeitet hat.

Zu ſolcher großartigen Prüfung kamen dem ausgeſtoßenen Mönch auf der Wartburg auch kleinere Verſuchungen; er hatte längſt durch faſt übermenſchliche geiſtige Thätigkeit das überwunden, was als Sinnentrieb mit großem Mißtrauen betrachtet wurde, jetzt regte ſich kräftig die Natur, und er bittet mehrmals ſeinen Melanchthon, deshalb für ihn zu beten.

Da wollte das Schickſal, daß gerade in dieſen Wochen der unruhige Geiſt Karlſtadt's in Wittenberg auf die Prieſterehe fiel, und ſich in einer Schrift über das Cölibat dahin entſchied, Prieſter und Mönche binde das Gelübde der Eheloſigkeit nicht. Die Wittenberger waren im Allgemeinen einverſtanden, zunächſt Melanchthon, der dieſer Frage am unbefangenſten gegenüberſtand, denn er ſelbſt hatte nie die Weihen erhalten und war ſchon ſeit zwei Jahren verheiratet.

So wurde von außen her jetzt ein Knäuel von Gedanken und ſittlichen Aufgaben in Luther's Seele geworfen, deſſen Fäden ſein ganzes ſpäteres Leben umſpinnen ſollten. Was ihm fortan von herzlicher Freude und irdiſchem Glück gewährt war, beruhte auf der Antwort, die er für dieſe Frage fand. Was ihm möglich machte, die ſpätern Jahre zu ertragen, war das Glück ſeines Hauſes, von da ab erſt ſollte ſich die Blüthe ſeines reichen Herzens entfalten. So gnädig ſandte dem Einſamen das Geſchick gerade jetzt die Botſchaft, welche ihn aufs Neue und feſter mit ſeinem Volk verbinden ſollte. Und wieder eigenthümlich iſt, wie Luther dieſe Aufgabe behandelt. Sein frommes Gemüth und der conſervative Zug in ſeinem Weſen ſträubten ſich gegen die haſtige und ungründliche Weiſe, in welcher Karlſtadt folgerte. Man darf annehmen, daß ihn Manches, was er ſelbſt empfand, mißtrauiſch machte, ob nicht der Teufel dieſe bedenkliche Frage benutze, die Kinder Gottes zu verſuchen. Und doch dauerten ihn in ſeiner Haft die armen Mönche im Zwange des Kloſters ſo ſehr. Er ſuchte in der Schrift; mit der Prieſterehe wurde er leicht fertig. Aber von den Mönchen ſtand nichts in der Bibel. „Die Schrift ſchweigt, der Menſch iſt unſicher.“ Und dabei erſchien ihm als ein lächerlicher Einfall, daß auch ſeine nächſten Freunde heiraten könnten, und er ſchreibt an den vorſichtigen Spalatin: „Guter Gott, unſere Wittenberger wollen auch den Mönchen Weiber geben! nun, mir ſollen ſie keines an den Hals hängen“, und ironiſch

warnt er: „Hüte dich nur, daß du nicht auch heirateſt.“ Aber die Frage beſchäftigte ihn doch unaufhörlich, der Menſch lebt ſchnell in ſo großer Zeit. Allmählich kam er durch Melanchthon's Gründe, und wir dürfen annehmen, nach heißem Gebet zur Sicherheit. Was den Ausſchlag gab, ihm ſelbſt unbewußt, war doch die Erkenntniß, daß es vernünftig geworden ſei und für eine ſittlichere Begründung des bürgerlichen Lebens nothwendig, die Klöſter zu öffnen. Faſt drei Monate hatte er um die Frage gekämpft, am 1. November 1521 ſchrieb er den erwähnten Brief an ſeinen Vater.

Unermeßlich war die Wirkung ſeiner Worte auf das Volk, überall rührte ſich's in den Kreuzgängen, faſt aus allen Kloſterpforten ſchlüpften Mönche und Nonnen; zuerſt einzeln in heimlicher Flucht, bald löſten ſich ganze Conventе auf. Als Luther im nächſten Frühjahr, größere Sorge im Herzen, nach Wittenberg zurückkehrte, machten ihm die ausgelaufenen Nonnen und Mönche viel zu ſchaffen. Heimliche Briefe wurden von allen Enden an ihn befördert, häufig von aufgeregten Nonnen, die als Kinder von harten Eltern in die Klöſter geſteckt waren und jetzt geldlos, ſchutzlos bei dem großen Reformator Hilfe ſuchten. Nicht unnatürlich war, daß ſie ſich nach Wittenberg drängten. Da kamen neun Nonnen aus dem adligen Stift Nimbſchen angefahren, darunter eine Staupitz, zwei Zeſchau, Katharina von Bora; dann waren wieder ſechzehn Nonnen zu verſorgen, und ſo fort. Das arme Volk bauerte ihn ſehr, er ſchrieb ihretwegen, lief, ſie bei achtbaren Familien unterzubringen. Zuweilen freilich wurde ihm des Guten zu viel, zumal die Haufen entſprungener Mönche beläſtigten ihn. Er klagt: „Gleich wollen ſie heiraten und ſind die ungeſchickteſten Leute zu jeder Arbeit.“ Er gab durch ſeine kühne Löſung einer ſchwierigen Frage großes Aergerniß, er ſelbſt hatte peinliche Empfindungen, denn unter denen, die jetzt im Aufruhr zur bürgerlichen Geſellſchaft zurückkehrten, waren zwar hochgeſinnte Männer, aber auch rohe und ſchlechte.

Doch das alles machte ihn nicht einen Augenblick irre, er wurde, wie seine Art war, durch den Widerspruch nur entschlossener. Als er 1524 die Leidensgeschichte einer Klosterjungfrau, Florentina von Oberweimar, herausgab, wiederholte er in der Zuschrift, was er bereits so oft gepredigt hatte: „Gott läßt oft in der Schrift bezeugen, er wolle keinen gezwungenen Dienst haben, und niemand soll sein werden, er thue es denn mit Lust und Liebe. Hilf Gott! ist denn nicht mit uns zu reden? Haben wir denn nicht Sinn und Ohren? Ich sag's abermal, Gott will nicht gezwungenen Dienst haben, ich sag's zum drittenmal, ich sag's hunderttausendmal, Gott will keinen gezwungenen Dienst haben."*)

So trat Luther in die letzte Periode seines Lebens. Sein Verschwinden im Thüringer Wald hatte ungeheures Aufsehn gemacht. Die Gegner bebten vor dem Zorne, der sich in Stadt und Land gegen die erhob, welche man Mörder schalt. Aber die Unterbrechung seiner öffentlichen Thätigkeit wurde ihm doch verhängnißvoll. Solange er in Wittenberg Mittelpunkt des Kampfes war, hatten sein Wort, seine Feder die große Bewegung der Geister im Süden und Norden mit überlegener Gewalt beherrscht, jetzt arbeitete sie willkürlich, nach verschiedenen Richtungen, in vielen Köpfen. Einer der ältesten Genossen Luther's begann die Verwirrung, Wittenberg selbst wurde Tummelplatz einer abenteuerlichen Bewegung. Da litt es Luthern nicht länger auf der Wartburg. Schon einmal war er heimlich in Wittenberg gewesen, jetzt kehrte er gegen den Willen des Kurfürsten öffentlich dorthin zurück. Und jetzt begann er einen Heldenkampf gegen alte Freunde und gegen die Folgerungen, welche aus seiner eigenen Lehre geleitet wurden. Uebermenschlich war seine Thätigkeit. Er wetterte ohne Aufhören von der Kanzel, in der Zelle flog seine Feder. Aber er vermochte

*) Eyne geschicht wye Got eyner Erbarn kloster Jungfrawen außgeholffen hat. 1524. 4.

nicht, jeden abgefallenen Geiſt zurückzuführen, ſelbſt er konnte nicht verhindern, daß der Pöbel der Städte mit wüſter Unſitte gegen Einrichtungen der alten Kirche und gegen verhaßte Perſonen losbrach, daß die Erregung des Volkes auch politiſche Wetter zuſammenzog, daß der Ritter ſich gegen den Fürſten, der Bauer gegen den Ritter erhob. Und was mehr war, er konnte nicht wehren, daß die geiſtige Freiheit, die er den Deutſchen errungen hatte, bei frommen und gelehrten Männern ein ſelbſtändiges Urtheil über Glauben und Leben erzeugte, ein Urtheil, das auch ſeinen Ueberzeugungen widerſprach. Es kamen die düſtern Jahre des Bilderſturms, der Wiedertäufer, des Bauernkrieges, des leidigen Sacramentſtreites. Wie oft erhob ſich in dieſer Zeit die Geſtalt Luther's finſter und gewaltig über den Hadernden, wie oft erfüllten ihn ſelbſt die Verkehrtheit der Menſchen und eigener heimlicher Zweifel mit banger Sorge um die Zukunft Deutſchlands!

Denn in einer wilden Zeit, welche mit Feuer und Schwert zu töten gewöhnt war, faßte dieſer Deutſche die geiſtigen Kämpfe ſo hoch und rein wie kein Anderer. Jede Anwendung irdiſcher Gewalt war ihm in der Zeit der eigenen höchſten Gefahr tötlich verhaßt, er ſelbſt wollte nicht behütet ſein von ſeinem Landesherrn, ja er wollte keinen Menſchenſchutz für ſeine Lehre. Er focht mit ſcharfem Kiel gegen ſeine Feinde, aber der einzige Scheiterhaufen, den er anzündete, war gegen ein Papier; er haßte den Papſt wie den Teufel, aber er hat immer Verträglichkeit und chriſtliche Duldung gegen Papiſten geprebigt; er beargwöhnte manchen, in ſtillem Bunde mit dem Teufel zu ſtehn, er hat nie eine Hexe gebrannt. In allen katholiſchen Ländern flammten die Holzſtöße über Bekennern des neuen Glaubens, ſelbſt Hutten ſtand in ſtarkem Verdacht, einigen Mönchen die Ohren abgeſchnitten zu haben; Luther hatte herzliches Mitleid mit dem gedemüthigten Tetzel und ſchrieb ihm einen Troſtbrief. So human war ſeine Empfindung. Der Obrigkeit, die Gott eingerichtet hat, gehorſam

sein, war sein höchster politischer Grundsatz, nur wenn der Dienst seines Gottes gebot, loderte sein Widerspruch auf. Es war ihm beim Abschied von Worms befohlen worden, nicht zu predigen, ihm, der gerade damals für vogelfrei erklärt werden sollte; er ließ sich die Predigt nicht wehren, aber der ehrliche Mann hatte doch Sorge, man könne ihm das als Ungehorsam auslegen. Seine Auffassung des Reichszusammenhangs war noch ganz alterthümlich und ganz volksmäßig. Wie der Unterthan der Obrigkeit, so hatten die Landesherren und Kurfürsten dem Kaiser gehorsam zu sein nach Reichsgesetz.

An der Person Karl's V nahm er sein Lebelang menschlichen Antheil, nicht nur in jener ersten Zeit, wo er ihn als das „theure junge Blut" begrüßte, auch noch spät, als er wohl wußte, daß der spanische Burgunder der deutschen Reformation durch die Verhältnisse gezwungen Duldung gewähre. „Er ist fromm und still," sagte er von ihm, „er spricht in einem Jahre nicht so viel, als ich in einem Tage, er ist ein Glückskind"; gern rühmte er des Kaisers Mäßigung, Bescheidenheit und Langmuth. Als er schon längst die Politik des Kaisers verurtheilte und in der Stille dem Charakter desselben mißtraute, hielt er darauf, daß unter seinen Tischgästen mit Ehrfurcht von dem Herrn Deutschlands gesprochen würde, und sagte den Jüngeren entschuldigend: „Ein Politiker kann nicht so offen sein, als wir Geistliche."*) Noch 1530 war

*) Nach mehren Stellen der Tischreden, deren Herausgeber allerdings gelegentlich starke Aeußerungen Luther's abzudämpfen bemüht waren, aber in dem, was sie mittheilen, so zuverlässig berichten, wie etwa akademische Hefte den Vortrag eines gefeierten Lehrers wiedergeben. Wie bekannt, sind die Tischreden zusammengesetzt aus den Aufzeichnungen der gelehrten Hausgenossen Luther's, welche die Aussprüche ihres Gottesmannes sofort niederschrieben, gewöhnlich in der Sprechweise des Luther'schen Tisches, bald lateinisch, bald deutsch. Aus vielen solcher Hefte entstanden Sammlungen, aus mehren Sammlungen die alten Drucke. Die alte lateinische Ausgabe der Tischreden (Frankfurt a. M., 2 Bände, beide von 1571) ist nach der Sammlung von M. Antonius Lauterbach herausgegeben, deren bekannte

ſein Gutachten, daß es dem Kurfürſten Unrecht ſei, ſeinem Kaiſer mit den Waffen Widerſtand zu leiſten; erſt 1537 fügte er ſich widerſtrebend der freieren Anſicht ſeines Kreiſes — aber nicht zuerſt angreifen dürfe der gefährdete Fürſt. So lebendig war in dem Mann aus dem Volke noch die ehrwürdige Ueberlieferung von einem feſten, wohlgegliederten Bundesſtaat, in einer Zeit, wo der ſtolze Bau jener alten Sachſen- und Frankenkaiſer bereits ſo arg zerbröckelt war. Aber in ſolcher Reichstreue war keine Spur von ſklaviſchem Sinne; als ihn ſein Landesfürſt einſt veranlaßte, einen für die Oeffentlichkeit beſtimmten Brief zu ſchreiben, ſträubte ſich ſein Wahrheitsgefühl gegen die übliche Anrede an den Kaiſer: Allergnädigſter Herr, denn der Kaiſer ſei ihm nicht gnädig geſinnt. Und in ſeinem häufigen Verkehr mit Vornehmen war er von einer rückſichtsloſen Offenheit, die mehr als einmal den Hofleuten ſchrecklich wurde. Seinem eigenen Landesherrn hat er in aller Ergebenheit Wahrheiten geſagt, wie ſie nur ein großer Charakter ausſprechen darf, nur ein gutherziger anzuhören vermag. Im Ganzen hielt er wenig von den deutſchen Fürſten, ſo ſehr er einzelne achtete. Häufig und gerecht ſind ſeine Klagen über ihre Unfähigkeit, Zügelloſigkeit, ihre Laſter.*)

---

Handſchrift in der Bibliothek des Waiſenhauſes zu Halle erhalten iſt. Aber beim Druck iſt Vieles ausgelaſſen, Einiges geändert, der Druck des faſt unbekannten Buches iſt auffallend fehlerhaft.

*) Ein mildes Urtheil über den ſächſiſchen Hof in den Tiſchreden IV, § 127: „Ich habe neulich zu Hofe eine harte ſcharfe Predigt gethan wider das Saufen: aber es hilft nicht. Taubenheim und Minkwitz ſagen: es könne zu Hofe nicht anders ſein, denn die Muſica und alles Ritter- und Saitenſpiel wäre gefallen, nur noch mit Saufen würde jetzt an Höfen Aufmerkſamkeit erwieſen. Und zwar unſer gnädigſter Herr und Kurfürſt (Johann Friedrich) iſt ein großer ſtarker Herr, kann wohl einen guten Trunk ausſtehen, was er verträgt, machet einen Andern neben ihm trunken; wenn er ein Buhler wäre, ſo würde es ſein Fräulein nicht gut haben. Aber wenn ich wieder zu dem Fürſten komme, ſo will ich nichts Anders thun, denn bitten, daß er überall ſeinen Unterthanen und Hof-

Auch den Adel betrachtete er gern mit Ironie, die Plumpheit der Mehrzahl mißfiel ihm höchlich.*) Und einen demokratischen Widerwillen empfand er gegen die harten und eigennützigen Rechtsgelehrten, welche die Geschäfte der Fürsten besorgten, nach Gunst arbeiteten, die armen Leute quälten; dem besten von ihnen räumte er nur sehr zweifelhafte Aussicht auf die Gnade Gottes ein. Dagegen war sein ganzes Herz bei den Unterdrückten; er schalt zuweilen die Bauern, ihre Verstocktheit, ihren Kornwucher, aber er pries auch oft ihren Stand, sah mit herzlichem Mitleid auf ihre Lasten und gedachte wohl, daß er von Haus aus zu ihnen gehörte.

Doch das alles gehörte zum weltlichen Regiment, er diente dem geistlichen. Auch die volksmäßige Vorstellung saß fest in seiner Seele, daß zwei herrschende Gewalten nebeneinander die deutsche Nation zu regieren hätten, Kirchenmacht und Fürstenmacht. Und er hatte gutes Recht, sein Gebiet von Pflichten und Rechten mit Stolz der weltlichen Politik gegenüberzustellen. In seinem geistlichen Gebiet war Gemeinsinn, Opfermuth, eine Fülle idealen Lebens, im weltlichen Regiment fand er überall engherzigen Eigennutz, Räuberei, Betrug und Schwäche. Zornig kämpfte er dafür, daß die Obrigkeit sich nicht zu ordnen anmaße, was dem Seelsorger und der Selbständigkeit seiner Gemeinde zustehe. Vom Standpunkt seines Glaubens, nach dem Gesetz seiner Bibel beurtheilte er alle Staatskunst. Wo ihm das Schriftwort durch weltliche Politik gefährdet schien, erhob er seine Stimme, gleichgiltig, wen sie traf. Es war nicht seine Schuld, daß er stark war und die Fürsten schwach, und ihn, den Mönch, den Professor,

---

leuten bei ernster Strafe gebieten wolle, daß sie sich ja wohl vollsaufen sollen. Vielleicht, wenn es geboten würde, möchten sie das Widerspiel thun."

*) Merkwürdig ist folgende Stelle ebendaselbst: „Der Adel will regieren und kann doch nichts und versteht nichts. Der Papst aber weiß es nicht allein, sondern kann auch regieren in der That. Der geringste Papist kann mehr regieren als zehn vom Adel am Hofe."

den Seelsorger darf kein Vorwurf treffen, wenn der protestantische Fürstenbund der schlauen Staatskunst des Kaisers gegenüberstand wie ein Rudel Hirsche. Er selbst war sich klar bewußt, daß italienische Staatsklugheit nicht seine Sache war; wenn der rührige Landgraf von Hessen einmal dem geistlichen Rath nicht folgte, so achtete ihn Luther darum im Stillen um so mehr. „Er hat seinen eigenen Kopf, es gelingt ihm, er hat einen weltlichen Verstand."

Jetzt, seit Luther's Rückkehr nach Wittenberg, brauste im Volke eine demokratische Fluth. Luther hatte die Klöster geöffnet, jetzt verlangte man Abhilfe für viele andere gesellschaftliche Schäden: die Noth der Bauern, die geistlichen Steuern, die Pfründenwirthschaft, die schlechte Rechtspflege. Luther's ehrliches Herz hegte warmes Mitgefühl für diese Bewegung. Er ermahnte und schalt die Grundherren und Fürsten. Aber als sich die wilden Wogen des Bauernkrieges auch über seine Saaten ergossen, als blutige Gewaltthat sein Gemüth verletzte und er empfand, daß die Schwärmer und Rottengeister eine Herrschaft über die Bauernhaufen ausübten, welche auch seiner Lehre Vernichtung drohte, da warf er sich im höchsten Zorn der rohen Masse entgegen. Wild und kriegerisch klang sein Ruf an die Fürsten, ihm war das Greulichste geschehen, das Evangelium der Liebe war geschändet durch die freche Willkür solcher, welche sich seine Bekenner nannten. Seine Ansicht war auch hierin die richtige; es gab in Deutschland leider keine bessere Macht als die der Fürsten, auf ihnen beruhte trotz allem die Zukunft des Vaterlandes, weder die unfreien Bauern, noch die räuberischen Edelleute, noch die vereinzelten Reichsstädte, welche wie Inseln in der schwellenden Brandung standen, gaben eine hinreichende Bürgschaft. Er hatte ganz Recht in der Sache, aber dieselbe hartköpfige, unbeugsame Art, welche bis dahin seine Kämpfe gegen die römische Kirche so volksthümlich gemacht hatte, wandte sich jetzt gegen das Volk selbst. Ein Schrei des Entsetzens

und Abſcheus ging durch die Maſſe. Er war ein Verräther. Der ſeit acht Jahren der Liebling und Held des Volkes geweſen war, er wurde plötzlich der untreue, verhaßte Mann. Aufs Neue wurde ihm Sicherheit und Leben bedroht, noch fünf Jahre nachher war es für ihn der Bauern wegen gefährlich, nach Mansfeld zu ſeinem kranken Vater zu reiſen. Der Zorn der Menge arbeitete auch gegen ſeine Lehre, die Winkelprediger und neuen Apoſtel behandelten ihn als verlornen, verdorbenen Mann.

Er war gebannt, er war geächtet und vom Volke verflucht. Auch viele wohlmeinende Männer hatten ſeinen Sturm gegen Eheloſigkeit der Prieſter und Kloſterleben nicht gebilligt. Die Landedelleute drohten den Geächteten auf der Landſtraße aufzuheben, weil er die Nonnenklöſter vernichtet hatte, in welche, ähnlich wie in Findelhäuſer, die ehelichen Töchter des armen Adels ſchon in früher Kindheit geworfen wurden. Die römiſche Partei frohlockte, der neuen Ketzerei war genommen, was ſie bis dahin mächtig gemacht hatte. Luther's Leben und ſeine Lehre ſchien dem Untergang nahe.

Da beſchloß Luther zu heiraten. Zwei Jahre hatte Käthe von Bora im Hauſe des Stadtſchreibers, ſpäteren Bürgermeiſters Reichenbach zu Wittenberg gelebt, ein kräftiges, ſtattliches Mädchen, auch ſie die verlaſſene Tochter einer Familie des meißniſchen Landadels.*) Zweimal hatte ſich Luther bemüht, ihr einen Gatten zu werben, wie er in väterlicher Sorge ſchon mehren ihrer Gefährtinnen gethan hatte, endlich erklärte Katharina, ſie werde keinen Mann freien, wenn nicht

*) Noch iſt die Unterſuchung über ihre Familie nicht beendet. Das Beſte darüber in Seidemann's Anmerkungen zum ſechſten Theil von Luther's Briefen. Darnach erſcheinen die Bora in Urkunden des Dresdner Archivs ſeit dem 13. Jahrhundert. Die Bora-Keſſel in Schleſien, jetzt ebenfalls ausgeſtorben, ſcheinen nicht verwandt, wenigſtens iſt das Wappen ein anderes. Ueber Katharina's Eltern wiſſen wir nichts Sicheres, ihre Geſchwiſter aber klammerten ſich ſpäter an Luther's Fürſprache.

Luthern ſelbſt oder ſeinen Freund Amsdorf. Luther war verwundert, aber er entſchloß ſich kurz. Von Lucas Kranach begleitet, hielt er um ſie an und ließ ſich auf der Stelle mit ihr trauen. Dann bat er die Freunde zum Hochzeitſchmaus, ſuchte bei Hofe um den Wildbraten nach, den der Landesherr ſeinen Profeſſoren bei Hochzeiten zu ſchenken pflegte, und empfing von der Stadt Wittenberg den Tiſchwein als Feſtgeſchenk. Wie es damals in Luther's Seele ausſah, möchten wir gern verſtehen. Sein ganzes Weſen war auf das Höchſte geſpannt, die wilde Urkraft ſeiner Natur ſtieß nach allen Seiten, tief war er erſchüttert über das Unheil, das rings um ihn aus verbrannten Dörfern und erſchlagenen Männern aufſtieg. Wäre er ein Fanatiker ſeiner Ideen geweſen, er hätte jetzt wohl in Verzweiflung geendigt. Aber über der ſtürmiſchen Unruhe, die bis zu ſeiner Vermählung in ihm erkennbar iſt, glänzte ihm wie ein reines Licht gerade jetzt die Ueberzeugung, daß er Hüter des göttlichen Rechtes unter den Deutſchen ſei, und daß er, um bürgerliche Ordnung und Sitte zu ſchützen, die Meinung der Menſchen zu leiten habe, nicht aber ihr zu folgen. Wie heftig er im Einzelnen eifert, gerade jetzt erſcheint er vorzugsweiſe conſervativ, feſter als je in ſich geſchloſſen. Daneben hatte er allerdings die Anſicht, daß ihm nicht mehr lange zu leben beſtimmt ſei, und in manchen Stunden erwartete er mit Sehnſucht das Martyrium. So ſchloß er auch ſeine Ehe im völligen Einklang mit ſich ſelbſt. Er hatte ſich vollſtändig in die Nothwendigkeit und Schriftmäßigkeit der Ehe hineingetrieben, ſeit den letzten Jahren hatte er alle ſeine Bekannten zum Heiraten gedrängt, zuletzt ſogar einen alten Gegner, den Erzbiſchof von Mainz. Er ſelbſt gibt zwei Gründe an, die ihn beſtimmt haben. Er hatte ſeinen Vater auf lange Jahre des Sohnes beraubt, es war ihm wie eine Sühne, dem alten Hans einen Enkel zu hinterlaſſen, wenn er ſelbſt ſterbe. Auch Trotz war dabei: die Gegner triumphirten, Luther ſei gedemüthigt, alle Welt nahm jetzt Aerger-

niß an ihm, er wollte ihr noch mehr Aergerniß geben in ſeiner guten Sache.

Er war von kräftiger Natur, aber es war kein Zug roher Sittlichkeit in ihm. Und wir dürfen annehmen, daß der beſte Grund, den er keinem Freunde geſteht, zuletzt doch der entſcheidende war. Lange hatte das Geſchwätz der Leute mehr gewußt als er, jetzt wußte auch er, daß Katharina ihm hold war. „Ich bin nicht verliebt und nicht in Leidenſchaft, aber ich bin ihr gut," ſchreibt er einem ſeiner liebſten Freunde. — Und dieſe Ehe, gegen die Meinung der Zeitgenoſſen unter dem Hohngeſchrei der Gegner geſchloſſen, wurde ein Bund, dem wir Deutſche ebenſo viel verdanken als den Jahren, in denen er, ein Geiſtlicher der alten Kirche, für ſeine Theologie die Waffen getragen hatte. Denn von jetzt wurde der Gatte, der Vater, der Bürger auch Reformator des häuslichen Lebens ſeiner Nation, und gerade der Segen ſeiner Erdentage, an welchem Proteſtanten und Katholiken gleichen Antheil haben, ſtammt aus der Ehe zwiſchen einem ausgeſtoßenen Mönch und einer entlaufenen Nonne.

Denn noch einundzwanzig arbeitvolle Jahre ſollte er als Bildner ſeiner Nation wirken. Jetzt wurde ſein größtes Werk, die Ueberſetzung der Bibel beendigt, und an dieſer Arbeit, die er im Verein mit ſeinen Wittenberger Freunden zum Abſchluß brachte, erwarb er die volle Gewalt über die Sprache des Volkes, eine Proſa, welche zuerſt durch dies Werk ihren Reichthum und ihre Kraft gebrauchen lernte. Wir wiſſen, in welchem großen Sinne er die Arbeit unternahm, ein Buch für das Volk wollte er ſchaffen, emſig ſtudirte er dazu Redeweiſe, Sprichwörter und techniſche Ausdrücke, die im Volksmunde lebten. Noch die Humaniſten hatten oft ein unbehilfliches verſchränktes Deutſch geſchrieben mit ungefügen Sätzen in unſchöner Erinnerung an den lateiniſchen Stil. Jetzt erhielt die Nation zur täglichen Erbauung ein Werk, das mit einfachem Wort in kurzen Sätzen die tiefſte Weisheit und das

beſte geiſtige Beſitzthum der Zeit darſtellte. Mit den übrigen Werken Luther's wurde die deutſche Bibel Grundlage der neudeutſchen Sprache. Und dieſe Sprache, in welcher unſere ganze Literatur und unſer geiſtiges Leben Ausdruck gefunden hat, iſt eine unvertilgbare Habe geworden, welche in den ſchwerſten Zeiten, ſelbſt verunziert und entſtellt, die einzelnen deutſchen Stämme erinnert hat, daß ſie zuſammengehören. Noch wächſt bei uns jeder Einzelne aus der Mundart ſeiner Heimat herauf, noch heut iſt die Sprache der Bildung, Poeſie und Wiſſenſchaft, an welcher Luther mehr geſchaffen hat als irgend ein andrer einzelner Mann, das Band, welches alle deutſchen Seelen zur Einheit zuſammenſchließt.

Und nicht weniger bedeutet, was derſelbe Mann für das bürgerliche Leben der Deutſchen that. Hausandacht, Ehe und Kinderzucht, Gemeindeleben und Schulweſen, Sitte, Vergnügen, alle herzlichen Empfindungen, alle geſellſchaftliche Freude weihte er durch ſeine Lehre und Schrift, überall war er bemüht neue Markſteine zu ſetzen, tieferen Grund zu graben. Kein Gebiet menſchlicher Pflicht gab es, über welches er ſeine Deutſchen nicht nachzudenken zwang. Durch ſeine zahlreichen Sermone und kleinen Schriften wirkte er ins Weite, durch zahlloſe Briefe, in denen er Anfragenden Rath und Troſt gab, auf die Einzelnen. Wenn er die Zeitgenoſſen unabläſſig trieb ſelbſtthätig zu prüfen, ob ein Herzenswunſch berechtigt ſei oder nicht, was der Vater dem Kinde, der Unterthan der Obrigkeit, der Rathsherr ſeiner Bürgerſchaft zu gewähren ſchuldig ſei, ſo war der Fortſchritt, der durch ihn gemacht wurde, deshalb ſo bedeutend, weil er auch hier das Gewiſſen des Einzelnen frei machte und an die Stelle äußern Zwangs, gegen den ſich die Selbſtſucht bisher trotzig empört hatte, überall gemüthvolle Selbſtbeherrſchung ſetzte. Wie ſchön begreift er die Nothwendigkeit, die Kinder durch Schulunterricht zumal in alten Sprachen zu bilden, wie warm empfiehlt er ſeine geliebte Muſik zur Einführung in den Schulen, wie groß wird ſein

Blick, wenn er die Rathsherren ermahnt, auch Stadtbibliotheken anzulegen. Und wieder, wie gewiſſenhaft ſucht er bei Verlobung und Ehe dem Herzen der Liebenden ein Recht zu ſichern gegenüber der harten elterlichen Gewalt. Wohl iſt auch ſein Geſichtskreis durch die Worte der Schrift begrenzt, aber überall klingt durch ſein Predigen, Treiben und Schelten der ſchöne Grundton ſeiner deutſchen Natur, das Bedürfniß von Freiheit und Zucht, von Liebe und Sittlichkeit. Das alte Sacrament der Ehe hatte er geworfen, aber höher, edler, freier geſtaltete er das innerliche Verhältniß zwiſchen Mann und Weib; die unbehilflichen Kloſterſchulen hatte er befehdet, überall in Dorf und Stadt, ſoweit ſein Einfluß reichte, blühten beſſere Bildungsſtätten für die Jugend auf; Meſſe und lateiniſchen Kirchengeſang hatte er abgeſchafft, er gab dafür Verehrern und Gegnern die regelmäßige Predigt und das deutſche Kirchenlied.

Die große Bedeutung, welche Luther's Lehre nicht nur in den Seelen der Deutſchen, auch in den politiſchen Verhältniſſen des Reiches gewonnen hatte, iſt ſchon neun Jahre nach den Tagen von Worms in Luther's Leben erkennbar. Zu Worms war er den Feinden ein einzelner verruchter Ketzer, deſſen Tod die gefährliche Irrlehre wegſchaffen konnte, im Jahre 1530 aber übergaben auf dem Reichstage zu Augsburg die Fürſten und Stände, welche ſich von der alten Kirche gelöſt hatten, dem Kaiſer ein Bekenntniß ihres Glaubens, und dieſes Bekenntniß wurde Grundlage einer geſicherten politiſchen Stellung des Proteſtantismus, es war trotz aller Klauſeln, welche noch daran hingen, in Wahrheit der erſte Friedensvertrag, welchen die ſiegreiche neue Lehre mit dem heiligen römiſchen Reiche abſchloß. Da war es nun eine ſeltſame Fügung, daß der ehrliche Luther, ähnlich wie einſt auf der Wartburg, auf einem anderen feſten Sitz ſeines Kurfürſten, auf der Veſte Koburg wieder in Verborgenheit, in Tracht und mit dem Bart eines ritterlichen Mannes, den Erfolg

abzuwarten hatte, und wieder datirte er seine Briefe geheimnißvoll aus der Einsamkeit und aus dem Reiche der Vögel und ermahnte Melanchthon zu tapferem Beharren. Denn während seine Freunde und Mitarbeiter zu Augsburg bei der großen Bekenntnißschrift thätig waren, sollte er, der immer noch unter der Reichsacht stand, nicht in das Landgebiet katholischer Herren und vor die Augen des Kaisers, der ihn geächtet hatte, geführt werden. Aber diese Acht von 1521, wie bedeutungslos war sie geworden! Wenige Monate, nachdem sie erklärt war, hatte die steigende Aufregung im Volke und der maßlose Eifer anderer Unzufriedener die Feinde Luther's zu dem Bekenntniß genöthigt, daß es das größte Glück sein würde, wenn der verschwundene Luther noch am Leben wäre. Seitdem hatte er ebenso gewaltig wie gegen den Papst, sich gegen das socialistische Treiben im Volke erhoben, und er hatte durch den Zauber seines starken Wesens und mit der Fülle seines deutschen Gemüthes so viel für Zucht und Ordnung im Volke gethan, daß selbst seine Gegner etwas von dem Segen fühlten. Aber freilich, neben hohen Erfolgen hatte er auch große Beschränkung seiner Wirksamkeit erlebt. Zu Worms war er der Einzige gewesen, in Wahrheit der Vertreter des deutschen Gewissens und der geistliche Führer der ganzen starken Bewegung, welche sich im deutschen Volke erhob; im Jahre 1530 war er Haupt und Führer einer großen Partei, nur einer Partei, neben welcher andere Richtungen und Parteien heraufkamen. Auch in der alten Kirche war die Scheu vor der öffentlichen Meinung größer, die Gläubigkeit inniger und gemüthvoller geworden. Neben Luther hatte sich die Lehre Zwingli's auch in Deutschland ausgebreitet, und unten im Volke arbeitete die Lehre der Wiedertäufer feindlich gegen ihn, wie gegen den Bau der alten Kirche. Auch er selbst war ein Anderer; nicht mehr der todesfrohe Märtyrer, sondern der umsichtige Berather seiner Fürsten und ein eifriger, strenger Bauherr an seiner neuen Kirche. Und er, der auf der Wart-

burg wegen der Eheloſigkeit der Mönche in Gewiſſenszweifeln gerungen hatte, er ſchrieb jetzt neben Erklärungen bibliſcher Schriften auch in guter Laune herzliche Briefe in ſein eigenes Haus, an ſeine Tiſchgenoſſen und an ſeinen kleinen Sohn: über den Reichstag der Dohlen, die um die Thürme der Veſte Koburg lärmten, und über einen ſchönen Himmelsgarten, in dem fromme Kinder ſingen und ſpringen, auf kleinen Pferdlein mit goldenen Zäumen reiten und mit der Armbruſt ſchießen. Der Apoſtel der Deutſchen war zu einem großen geiſtlichen Hausherrn in Deutſchland geworden.

Immer reiner trat mit den Jahren in ſeiner Seele das Bedürfniß hervor, alles Holde, Gute und Herzliche, was ihm die Welt entgegentrug, als göttlich zu empfinden. In ſolchem Sinne war er immer fromm und immer weiſe, in der Natur, in ehrbarer Fröhlichkeit unter ſeinen Genoſſen, wenn er ſeine Frau neckte, ſeine Kinder im Arm hielt. Vor dem Fruchtbaum, den er voll Obſt hängen ſah, ſtand er vergnügt über die Pracht: „Wenn Adam nicht gefallen wäre, hätten wir immer alle Bäume ſo bewundert.“ Eine große Birne nahm er erſtaunt in die Hand: „Seht, vor einem halben Jahre war ſie tiefer unter der Erde, als ſie lang und groß iſt, und ſaß im äußerſten Wipfel der Wurzel. Dieſe allerkleinſten und unachtſamſten Creaturen ſind die größten Wunderwerke. Gott iſt in der geringſten Creatur, als in einem Baumblatt oder Gräslein!“ Zwei Vöglein machten in des Doctors Garten ein Neſt und flogen am Abend heran, oft von den Vorübergehenden geſcheucht; er rief ihnen zu: „Ach du liebes Vöglein, fliehe nicht, ich gönne dir's von Herzen wohl, wenn du mir's nur glauben könnteſt. Aber ſo vertrauen auch wir unſerm Gott nicht.“ Große Freude war ihm die Geſelligkeit mit treuen Männern, dann trank er vergnügt ſeinen Wein, die Unterhaltung flog lebendig über Großes und Kleines, er urtheilte mit prächtiger Laune über Feinde und gute Bekannte, lachte und erzählte luſtige Schwänke und wiſchte dabei, wenn

er in Erörterungen kam, mit der Hand über ſeine Knie — denn dieſe Geberde war ihm eigen — oder er ſang wohl ſelbſt, ſchlug die Laute, und richtete eine Cantorei auf. Was Menſchen in Ehrbarkeit fröhlich machte, war ihm lieb, die herrlichſte Kunſt die Muſica; mild urtheilt er über den Tanz und ſprach — fünfzig Jahre vor Shakeſpeare — wohlwollend von der Komödie, denn ſie lehre gleich einem Spiegel, wie ſich ein jeglicher halten ſoll.*)

Wenn er ſo mit Melanchthon zuſammenſaß, dann war Magiſter Philipp der Milde, Gelehrte, der zu gewagten Behauptungen ſeines kräftigen Freundes wohl einmal die kluge Einſchränkung hinzufügte. War dann von reichen Leuten die Rede und Frau Käthe konnte ſich nicht enthalten, ſehnſüchtig zu bemerken: „Hätte mein Herr einen ſolchen Sinn gehabt, ſo wäre er ſehr reich geworden," dann entſchied Melanchthon ernſthaft: „Das iſt unmöglich, denn die ſo auf allgemeinen Nutzen trachten, die können nicht ihrem Nutzen anhängen." — Ein Thema aber gab es, worin die beiden Männer gern aneinander geriethen. Melanchthon war ein großer Freund der Aſtrologie. Und dieſe Wiſſenſchaft ſah Luther mit ſouveräner Verachtung an; Luther dagegen war durch ſeine Methode der bibliſchen Erklärung — ach, und durch geheime politiſche Sorgen — zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Ende der Welt nahe ſei. Das ſchien wieder dem gelehrten Melanchthon ſehr zweifelhaft. Wenn alſo Melanchthon von Himmelszeichen und Aſpecten anfing, und Luther's Erfolge daraus erklärte, daß dieſer unter dem Zeichen der Sonne geboren ſei, dann rief Luther: „Ich gebe nicht ſo viel auf euern Sol. Ich bin eines Bauern Sohn, mein Vater, Großvater, Ahnherr ſind rechte Bauern geweſen." — „Ja," verſetzte Melanchthon, „auch im Dorfe würdet ihr ein Oberſter, Schultheiß oder ein erſter Knecht über die andern geworden ſein." „Ich aber," rief

*) Querela M. Lutheri, Bas. 1554 p. 6. — Tiſchreden. Walch, 2277.

Luther ſiegreich, „bin ein Baccalaureus, Magiſter, ein Mönch geworden, das ſteht im Geſtirne nicht; darnach bin ich dem Papſt in die Haare gefallen und er mir wieder, ich habe eine Nonne zum Weibe genommen und etliche Kinder mit ihr gezeugt, wer hat das in den Sternen geſehen?“ Und wieder fuhr Melanchthon in ſeinen aſtrologiſchen Deutungen fort, begann vom Kaiſer Karl und erklärte, dieſem Herrn ſei beſtimmt im Jahre 1584 zu ſterben. Da brach Luther ſtark heraus: „So lange ſteht die Welt gar nicht mehr. Denn wenn wir den Türken wegſchlagen, iſt die Prophezeiung Danielis erfüllt und am Ende. Dann iſt der jüngſte Tag gewißlich vor der Thür.“ —

Wie liebenswürdig iſt er als Vater in der Familie! Als ſeine Kinderlein vor dem Tiſch ſtanden und mit allem Fleiß auf das Obſt und die Pfirſiche ſahen, ſagte er: „Wer da ſehen will das Bild eines, der ſich in Hoffnung freut, der hat hier das rechte Conterfei. Ach daß wir den jüngſten Tag ſo fröhlich anſehen könnten! Adam und Eva werden viel beſſeres Obſt gehabt haben, unſeres ſind eitel Holzäpfel dagegen. Auch die Schlange, meine ich, war damals die ſchönſte Creatur, freundlich und holdſelig, noch trägt ſie ihr Krönlein, aber nach dem Fluch hat ſie die Füße und ihren ſchönen Leib verloren.“ So ſah er ſeinem dreijährigen Söhnchen zu, welches ſpielte und mit ſich ſelbſt plauderte: „Dies Kind iſt wie ein Trunkener, es weiß nicht, daß es lebet, und lebet doch ſicher und fröhlich dahin, ſpringet und hüpfet. Solche Kinder ſind gern in großen weiten Gemächern, wo ſie Raum haben.“ Und er zog das Kind an ſich: „Du biſt unſeres Herrgotts Närrchen, unter ſeiner Gnade und Vergebung der Sünden, nicht unter dem Geſetz, du fürchteſt dich nicht, biſt ſicher und bekümmerſt dich um nichts; wie du es machſt, ſo iſt's unverderbt. Die Eltern haben die jüngſten Kinder allezeit am liebſten; mein kleiner Martin iſt mein liebſter Schatz, ſolche Kinderlein bedürfen der Eltern Sorge und Liebe am meiſten.

Darum ſteigt die Liebe der Eltern allezeit einfältig niederwärts. Wie muß Abraham zu Sinne geweſen ſein, da er ſeinen jüngſten und liebſten Sohn wollte opfern, er wird der Sarah nichts davon geſagt haben. Dieſer Gang wird ihm ſauer angekommen ſein." — Seine geliebte Tochter Magdalena lag auf dem Tode, da klagte er: „Ich habe ſie ſehr lieb, aber lieber Gott, da es dein Wille iſt, daß du ſie dahin nehmen willſt, ſo will ich ſie gern bei dir wiſſen. Magdalena, mein Töchterchen, du bleibſt gern hier bei deinem Vater und ziehſt auch gern zu jenem Vater." Da ſprach das Kind: „Ja, herzer Vater, wie Gott will." Und als ſie ſtarb, fiel der Vater vor dem Bett auf ſeine Knie, weinte bitterlich und betete, daß ſie Gott erlöſen wolle. Da entſchlief ſie in des Vaters Händen. Und als das Volk kam die Leiche beſtatten zu helfen und den Doctor nach Gewohnheit anredete, ſagte er: „Ich bin ja fröhlich im Geiſt, aber das Fleiſch will nicht heran, das Scheiden vexiret einen über die Maßen ſehr. Wunderlich iſt's, zu wiſſen, daß ſie gewiß im Frieden und ihr wohl iſt, und doch noch ſo traurig zu ſein."

Sein Dominus oder Herr Käthe, wie er die Gattin gern in Briefen an die Freunde nannte, hatte ſich bald zu einer tüchtigen Wirthin gebildet. Und ſie hatte nicht geringe Mühe. Kleine Kinder, der Mann oft kränklich, eine Anzahl Tiſchgänger, Magiſter und arme Studenten, ein immer offenes Haus, dem ſelten gelehrte oder vornehme Gäſte fehlten, und dazu ein knapper Haushalt und ein Gatte, der lieber gab als nahm, und der in ſeinem Eifer einmal, als ſie in Wochen lag, ſogar über das Pathenſilber der Kleinen herfiel, um ein Almoſen zu geben. Luther kann z. B. im Jahre 1527 nicht acht Gulden für ſeinen früheren Prior und Freund Briesger auslegen. Traurig ſchreibt er ihm: „Drei ſilberne Becherlein (Hochzeitsgeſchenke) ſind gegen 50 Gulden verpfändet, das vierte iſt wieder verkauft, das Jahr hat 100 Gulden Schulden gebracht. Lucas Kranach will meine Bürgſchaft nicht mehr

annehmen, damit ich mich nicht ganz ruinire." — Einigemal lehnt Luther Geſchenke ab, auch ſolche, welche ihm ſein Landesherr anbietet; es ſcheint, daß die Rückſicht auf Weib und Kinder ihm in der letzten Zeit doch etwas haushälteriſchen Sinn gab. Als er ſtarb, betrug ſeine Hinterlaſſenſchaft in ungefährer Schätzung 8—9000 Gulden, darunter ein Landgütchen, ein großer Garten, zwei Häuſer; das war ſicher vorzugsweiſe Frau Käthe's Verdienſt. Aus der Art, wie Luther ſie behandelt, ſehen wir, wie glücklich ſeine Häuslichkeit war. Wenn er Anſpielungen auf das behende Schwatzen der Frauen macht, er hatte wenig Recht dazu, denn er ſelbſt war durchaus kein Mann, den man wortkarg nennen durfte. Wenn ſie ſich herzlich freut, allerlei Fiſche aus dem kleinen Teich ihres Gartens aufſetzen zu können und der Doctor wieder über ihre Freude ſeelensvergnügt iſt, und nicht verfehlt, eine angenehme Betrachtung über das Glück der Genügſamkeit daranzuhängen. Oder wenn ihr einmal das Leſen im Pſalter zu viel wird und ſie ihm antwortet, ſie höre genug vom Heiligen, leſe täglich viel und könne auch wohl davon reden, Gott wolle nur, daß ſie darnach handle, und der Doctor auf dieſe verſtändige Antwort erſeufzt: „So fängt der Ueberdruß an Gottes Wort an, es werden eitel neue Bücher kommen und die Schrift wird wieder in den Winkel geworfen." — Aber dies feſte Verhältniß von zwei guten Menſchen war längere Zeit nicht ohne geheimes Weh. Wir vermögen nur zu ahnen, was an der Seele der Frau nagte, wenn noch im Jahre 1527 Luther in gefährlicher Krankheit von ihr letzten Abſchied nahm mit den Worten: „Du biſt mein ehelich Weib, dafür ſollſt du dich gewiß halten."

Aehnlich, wie mit ſeinen Lieben, verkehrte Luther auch mit den hohen Mächten ſeines Glaubens. Alle guten Geſtalten aus der Bibel waren ihm wie treue Freunde, ſeine lebhafte Einbildungskraft hatte ihr Weſen vertraulich zugerichtet, und gern malte er ſich ihre Zuſtände mit der Treuherzigkeit eines

Kindes aus. Als ihn Veit Dietrich frug, was wohl der Apoſtel Paulus für eine Perſon geweſen ſei, erwiederte Luther ſchnell: „Er war ein unanſehnliches, hageres Männlein, wie Philippus Melanchthon.“ Ein anmuthiges Bild war ihm die Jungfrau Maria; „ſie iſt ein feines Mädchen geweſen,“ ſagte er bewundernd, „ſie muß eine gute Stimme gehabt haben.“ Und den Erlöſer dachte er ſich am liebſten als Kind bei den Eltern, wie er dem Vater das Eſſen auf den Holzplatz trägt und wie Maria, wenn er zu lange ausbleibt, frägt: „Wo biſt du denn ſo lange geweſen, Kleiner?“ Nicht auf dem Regenbogen in Glorie, nicht als Vollſtrecker des Geſetzes ſoll man den Heiland denken, die Vorſtellung iſt dem Menſchen zu hoch und furchtbar, nur als armen Dulder, der unter den Sündern lebt und für ſie ſtirbt.

Auch ſein Gott war ihm durchweg Hausherr und Vater. Gern vertiefte er ſich in den weiſen Haushalt der Natur. Er ergeht ſich in ſtaunender Betrachtung, wie viel Holz Gott ſchaffen müſſe. „Niemand kann ausrechnen, was Gott nur allein braucht, die Sperlinge und unnützen Vögel zu ernähren, die koſten ihm in einem Jahre allein mehr, als der König von Frankreich Einkommen hat. Und nun denke man das Andere.“ — „Gott verſteht alle Handwerke: in ſeiner Schneiderei macht er dem Hirſch einen Rock, der hundert Jahre hält; als ein Schuſter gibt er ihm Schuhe an die Beine, und bei der lieben Sonne iſt er ein Koch. — Er könnte wohl reich werden, wenn er wollte, wenn er die Sonne aufhielte, die Luft einſchlöſſe, wenn er dem Papſt, Kaiſer, Biſchöfen und Doctoren mit Tod drohte, ſobald ſie ihm nicht zur Stunde hunderttauſend Gulden zahlten. Da er das aber nicht thut, ſind wir undankbare Unfläther.“ — Und ernſtlich denkt er darüber nach, wo die Nahrungsmittel für ſo viele Menſchen herkommen; der alte Hans Luther hatte behauptet, es gäbe mehr Menſchen als Korngarben; der Doctor glaubte zwar, daß mehr Garben wachſen als Menſchen, aber doch mehr Menſchen

als Mandeln Korn; die Mandel Korn aber gibt kaum einen Scheffel, und davon kann ein Mensch doch nicht das ganze Jahr hindurch leben.“ — Sogar ein Düngerhaufen lud ihn zu herzlicher Betrachtung ein. „Gott hat ebenso viel aufzuräumen als zu schaffen, wenn er nicht beständig fortbrächte, die Menschen hätten die Welt längst vollgeschmissen.“ Und wenn Gott den Gottesfürchtigen oft ärger straft als den Gottlosen, so handelt er ihm wie ein ernster Hauswirth, der seinen Sohn öfter stäupt als den argen Knecht, aber heimlich sammelt er dem Sohn einen Schatz zum Erbe, den Knecht stößt er zuletzt vor die Thür. — Und fröhlich zieht er den Schluß: „Kann mir unser Herrgott verzeihen, daß ich ihn wohl zwanzig Jahre mit Messehalten geärgert habe, so kann er mir auch zu Gute halten, daß ich bisweilen ihm zu Ehren einen guten Trunk thue. Die Welt lege es aus wie sie wolle.“

Auch wundert er sich sehr darüber, daß Gott so hart mit den Juden zürne. „Seit fünfzehnhundert Jahren beten sie heftig mit Ernst und großem Eifer, wie ihre Gebetbüchlein zeigen, und er läßt sich ihnen die ganze Zeit nicht mit einem Wörtlein merken. Wenn ich so beten könnte, wie sie beten, ich wollte für zweihundert Floren Bücher darum geben. Es muß ein großer unsäglicher Zorn sein. Ach, lieber Gott, strafe lieber mit Pestilenz, als daß du so stillschweigest!“

Wie ein Kind betete Luther alle Morgen und Abende, oft am Tage, ja während des Essens. Gebete, die er auswendig wußte, sprach er immer wieder mit heißer Andacht, am liebsten das Vaterunser, dann sagte er seinem Gott den kleinen Katechismus auf; den Psalter trug er als Gebetbüchlein immer bei sich. Wenn er in leidenschaftlicher Sorge war, dann wurde sein Gebet ein Sturm, ein Ringen mit Gott, dessen Gewalt, Größe und dessen heilige Einfalt sich schwer mit andern menschlichen Empfindungen vergleichen läßt. Dann war er der Sohn, der verzweifelnd zu den Füßen seines Vaters liegt, oder der treue Diener, der zu seinem Fürsten fleht. Denn unerschütter-

lich war ſeine Ueberzeugung, daß man durch Bitten und Mahnen auf Gottes Entſchlüſſe einwirken könne. Und ſo wechſelt in ſeinem Gebet Erguß der Empfindungen mit Klage, ja mit ernſten Vorſtellungen. Es iſt oft berichtet, wie er den todkranken Melanchthon im Jahre 1540 zu Weimar wieder zum Leben brachte. Als Luther ankam, traf er Magiſter Philippus im Verſcheiden, ohne Beſinnung, mit gebrochenen Augen. Luther erſchrak gewaltig und ſprach: „Behüte Gott, wie hat der Teufel dieſes Organon geſchändet!“ Dann kehrte er der Geſellſchaft den Rücken und trat zum Fenſter, wie er gern that, wenn er betete. „Allhier,“ ſagte dann Luther ſelbſt, „mußte mir unſer Herrgott herhalten, denn ich warf ihm den Sack vor die Thür und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, die ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, ſo daß er mich anhören mußte, wenn ich anders ſeinen Verheißungen trauen ſollte.“ Darauf faßte er Melanchthon bei der Hand: „Seid getroſt, Philipp, ihr werdet nicht ſterben.“ Und Melanchthon fing unter dem Zauber ſeines ſtarken Freundes zur Stelle an Athem zu ſchöpfen, und erhielt die Beſinnung wieder. Er wurde hergeſtellt.

Wie Gott die Quelle alles Guten, ſo war für Luther der Teufel Hervorbringer des Schädlichen und Schlechten. Luther ſtammte aus einer Hütte, in welcher der alte Schauer vor den Geiſtern des Fichtenwaldes und der finſtern Erdſpalte, welche als Eingang zu den Metallgängen des Gebirges galt, noch ſtark und lebendig war. Sicher war die Phantaſie des Knaben oft beſchäftigt geweſen mit verdunkelten Ueberlieferungen des heidniſchen Götterglaubens. Er war gewöhnt, unheimliche Gewalten zu empfinden in den Schrecken der Natur wie in dem Leben der Menſchen. Als er Mönch wurde, verdüſterten ſich ſolche Erinnerungen der Kindheit zur Geſtalt des bibliſchen Teufels, aber der geſchäftige Verſucher, der überall um das Leben des Mannes lauerte, behielt in dem Glauben Luther's immer viel von dem Weſen der altgermaniſchen heidniſchen

Geiſter. In den Reden Luther's, welche ſeine Tiſchgenoſſen aufzeichneten, macht der Teufel noch die ſchädlichen Stürme, ein Engel aber die guten Winde, wie einſt die Rieſenadler vom Weltrande her durch ihren Flügelſchlag thaten*), er ſitzt als Nix unter der Brücke und zieht Mädchen ins Waſſer, mit denen er in Ehe lebt, er dient als Hausgeiſt im Kloſter, bläſt als Kobold das Feuer an, legt als Zwerg ſeine Wechſelkinder in die Wiegen der Menſchen, bethört als Nachtmar die Schlafenden, auf das Dach zu ſteigen, und tobt als Poltergeiſt in den Kammern. Namentlich durch dieſe letzte Thätigkeit ſtörte er Luthern einige Mal. Zwar der Tintenfleck auf der Wartburg iſt nicht zur Genüge beglaubigt, aber von einem unerfreulichen Geräuſch, welches Satan ebendaſelbſt bei nächtlicher Weile mit einem Sack Haſelnüſſe angeſtellt hat, wußte Luther wohl zu erzählen. Auch im Kloſter zu Wittenberg polterte der Teufel, als Luther bei Nacht im Rempter ſtudirte, unter ihm in der Kirchenhölle ſo lange, bis Luther ſeine Büchlein zuſammenraffte und zu Bett ging. Später ärgerte er ſich, daß er dem „Hanswurſt" nicht getrotzt hatte.

Aus dieſer Art von Teufelei machte er ſich nicht viel, die böſen Geiſter, welche ſo arbeiteten, nannte er wohl ſchlechte Teufel. Seine Meinung war, daß der Teufel unzählige ſeien. „Nicht alle ſind geringe Partekenteufel, ſondern Landteufel und Fürſtenteufel, die ſich eine ſehr lange Zeit, wohl über fünftauſend Jahre, wohl geübt und verſucht haben, und auf das allerklügſte und liſtigſte geworden ſind." „Wir", ſagte er, „haben die großen Teufel, welche Doctores theologiae ſind, die Türken und Papiſten haben ſchlechte und geringe Teufel, welche nicht theologiſche, ſondern juriſtiſche Teufel ſind." Von ihnen kam alles Böſe auf Erden, Krankheiten — Luther hatte ſtarken Verdacht, daß der Schwindel, der ihn lange plagte,

*) Winde ſind nichts anderes, denn gute oder böſe Geiſter. Tiſchreden, Walch 1182.

nicht natürlich sei —, Feuersbrunst — „wo ein Feuer aufgeht, sitzt alle Mal ein Teufelein dahinter und bläst in die Flamme" —, Mißwachs und Krieg — „und wenn uns Gott nicht die lieben heiligen Engel zu Hütern und Hakenschützen zugegeben hätte, welche wie eine Wagenburg um uns lagern, so wäre es bald mit uns aus." Und wie Luther schnell bei der Hand war, sich Charakteristisches auszumalen, so wußte er auch vom Teufel, daß er hochmüthig war und verächtliche Behandlung nicht ertragen konnte. Er gab deshalb gern den Rath, ihn durch Hohn und spöttische Fragen zu vertreiben. Satan war auch ein trauriger Geist und konnte die fröhliche Musik durchaus nicht leiden.*)

Doch die furchtbarste Thätigkeit übte, nach Luther's Auffassung, der Teufel in der Seele des Menschen. Dort flößte er unlautere Gedanken ein, aber auch den Zweifel, die Schwermuth und Niedergeschlagenheit. Dem tiefsinnigen Luther lag Alles, was er so fest und fröhlich aussprach, vorher mit fürchterlicher Gewalt auf dem Gewissen. Zumal in der Nacht, wenn er erwachte, stand der Teufel schadenfroh an seinem Lager und raunte ihm Angstvolles zu, dann rang sein Geist nach Freiheit, oft lange vergeblich. Und merkwürdig ist, wie der Sohn des 16. Jahrhunderts bei solchem innern Kampf verfuhr. Einigemal war es ihm Erlösung, wenn er den nicht am meisten respectirten Theil des Körpers zum Bett herausstreckte. Die Geberde, durch welche damals Fürst wie Bauer abwehrende Verachtung auszudrücken beliebten, half, wo nichts Anderes helfen wollte. Aber nicht immer befreite ihn die aufspringende gute Laune. Jede neue Forschung in der Schrift, jede wichtige Predigt über eine neue Glaubensfrage warf

*) Einmal neigte Luther zu der Ansicht, daß er selbst einen oder zwei besondere Teufel zu Gegnern hätte, die stark auf ihn lauschten, und daß sie im Schlafhause im Kloster mit ihm spazieren gegangen seien. „Wenn sie mir den Kopf ganz ausgemergelt haben", sagte er, „können sie mir in den H — kriechen; da gehören sie hin." Tischreden, Walch 1203.

ihn wieder in Gewiſſenskämpfe. Dann gerieth er wohl ſo in Aufregung, daß ſeine Seele unfähig wurde zu ſyſtematiſchem Denken und Tage lang in Angſt bebte. Als ihn die Frage der Mönche und Nonnen beſchäftigte, ſtieß ihm ein Bibelſpruch auf, der ihm, wie er in ſeiner Aufregung meinte, Unrecht gab. Das Herz im Leibe zerſchmolz ihm, er wurde faſt vom Teufel erwürgt. Da beſuchte ihn Bugenhagen, Luther führte ihn auf den Gang hinaus und zeigte ihm den drohenden Spruch.*) Und Bugenhagen, wahrſcheinlich durch die Haſt des Freundes angeſteckt, begann auch zu zweifeln, ohne die Größe der Qual zu ahnen, welche Luther ausſtand. Da erſt erſchrak Luther. Wieder verging ihm eine fürchterliche Nacht. Am nächſten Morgen trat Bugenhagen wieder ein. „Ich bin recht zornig," ſagte er, „erſt jetzt habe ich den Text genau angeſehen, die Stelle hat ja einen weit andern Sinn." „Und es iſt wahr," erzählte ſpäter Luther, „es war ein lächerliches Argument. Ja, lächerlich für den, der bei ſich ſelber iſt und nicht in der Anfechtung."

Oft klagte er gegen ſeine Freunde über die Schrecken dieſer Kämpfe, die ihm der Teufel verurſache. „Er iſt von Anbeginn nie ſo grimmig und zornig geweſen, als jetzt am Ende der Welt. Ich fühle ihn ſehr wohl. Er ſchläft viel näher bei mir als meine Käthe, das heißt, er machet mir mehr Unruhe als ſie mir Freude." Luther wurde nicht müde, den Papſt als Antichriſt und das päpſtliche Weſen als teufliſch zu ſchelten. Wer aber genauer zuſieht, der wird auch hinter dieſem Teufelshaß die unvertilgbare Pietät erkennen, in welcher das treue Gemüth des Mannes an die alte Kirche gebunden war. Was ihm zur Anfechtung wurde, waren oft nur fromme Erinnerungen aus der Jugendzeit, die im ſchreiendſten Gegenſatz ſtanden zu den Wandlungen, die er als Mann durchgemacht hatte.

*) Es iſt die Stelle 1. Timoth. 5, 11. Sie hat auf dieſe Frage keinen Bezug.

Denn kein Menſch wird ganz umgeformt durch die großen Gedanken und Thaten ſeiner Mannesjahre. Wir ſelbſt werden nicht neu durch neues Thun, unſer inneres Leben ruht in der Summe aller Gedanken und Empfindungen, die wir jemals gehabt haben. Wer vom Schickſal erkoren wird, das größte Neue zu ſchaffen dadurch, daß er großes Altes vernichtet, der ſchlägt zugleich einen Theil ſeines eigenen Lebens in Trümmer. Er muß Pflichten verletzen, um größere Pflichten zu erfüllen. Je gewiſſenhafter er iſt, deſto tiefer fühlt er den Schnitt, den er in die Ordnung der Welt gemacht hat, auch in ſeinem Innern. Das iſt der heimliche Schmerz, ja die Reue jedes großen geſchichtlichen Charakters. Es gibt wenig Sterbliche, welche dieſes Weh ſo tief empfunden haben wie Luther. Und das Große in ihm iſt gerade, daß er durch ſolchen Schmerz niemals gehindert wurde das Kühnſte zu thun. — Uns aber erſcheint dies als ein tragiſches Moment in ſeinem innern Leben.

Und ein anderes, das verhängnißvollſte für ihn, lag in der Stellung, welche er ſelbſt zu ſeiner Lehre einnehmen mußte. Die Autorität der Schrift allein hatte er ſeinem Volke übrig gelaſſen, mit Inbrunſt klammerte er ſich an ihre Worte als an den letzten feſten Anker des Menſchengeſchlechts. Vor ihm hatte der Papſt mit ſeiner Kirche die Schriftworte gedeutet, mißdeutet, ergänzt, jetzt war er in derſelben Lage. Er mit einem Kreiſe abhängiger Freunde mußte für ſich das Vorrecht in Anſpruch nehmen, die Meinung der bibliſchen Worte recht zu verſtehen und auf das Leben ſeiner Zeit richtig anzuwenden. Das war eine übermenſchliche Aufgabe, und der ſie auf ſich nahm, mußte nothwendig einigen von den Uebelſtänden verfallen, die er ſelbſt an der katholiſchen Kirche ſo großartig bekämpft hatte. Feſt geſchloſſen und ehern war das Gefüge ſeines Geiſtes, er war geſchaffen zum Herrſcher, wie jemals ein ſterblicher Menſch; aber gerade das Rieſige und Dämoniſche ſeiner Willenskraft mußte ihn zuweilen zum Tyrannen machen. Wenn er doch Duldſamkeit übte, bei mehren wichtigen Gelegenheiten,

mit innerer Selbſtüberwindung oder mit innerer Freiheit, ſo war dies nur der Segen ſeiner guten Natur, der auch hier ſich geltend machte. Aber nicht ſelten wurde er der Papſt der Proteſtanten. Ihm und ſeinem Volke blieb keine Wahl. Man hat ihm in neuer Zeit zum Vorwurf gemacht, daß er ſo wenig gethan, die Laien durch eine Presbyterialverfaſſung zur Mitwirkung heranzuziehen. Nie war ein Vorwurf ungerechter. Was in der Schweiz bei kräftigen freien Bauergemeinden möglich war, das war damals in Deutſchland ganz unausführbar. Nur das Bürgerthum der größeren Städte umfaßte ſo viel Einſicht und Kraft, um die proteſtantiſchen Geiſtlichen zu überwachen; aber faſt neun Zehntheile der Evangeliſchen in Deutſchland waren gedrückte Landleute, in der Mehrzahl gleichgiltig und widerwillig und ſeit dem Bauernkriege verwildert, ihnen mußte die neue Kirche ihre Zucht aufdrängen wie verwahrloſten Kindern. Wer das bezweifelt, der blicke auf die Berichte der Viſitationen, und achte auf die unausgeſetzten Klagen der Reformatoren über die Rohheit ihrer armen Gemeinden. Aber noch Anderes beengte den großen Mann. Der Herrſcher über die Seelen des deutſchen Volkes ſaß in einer kleinen Stadt unter armen Univerſitätsprofeſſoren und Studenten, unter einer kraftloſen Bürgerſchaft, über welche er oft zu klagen Veranlaſſung hatte. Alle Leiden deutſcher Spießbürgerei, der widerwärtige Streit mit kleinen Gelehrtenſeelen und plumpen Nachbarn blieben ihm nicht erſpart; und in ſeiner Natur war Vieles, was ihn dagegen beſonders reizbar machte. Kein Menſch trägt ungeſtraft in ſich das Gefühl, ein bevorzugtes Werkzeug Gottes zu ſein, wer ſo lebt, paßt nicht mehr in das enge und kleine Gefüge der bürgerlichen Geſellſchaft. Wäre Luther nicht im letzten Grunde ſeines Herzens beſcheiden, im Verkehr mit Andern von unendlicher Gutherzigkeit geweſen, er hätte den nüchternen, verſtändigen Leuten, welche kühl neben ihm ſtanden, ganz unerträglich erſcheinen müſſen. So geſchah es nur manchmal,

daß er mit den Bürgern der Stadtbehörde, der Juriſten-facultät ſeiner Univerſität, den Räthen ſeines Landesherrn gewaltig zuſammenſtieß. Er hatte nicht immer Recht, aber er ſetzte ſeinen Willen gegen ſie faſt immer durch, denn der Wucht ſeines Zornes zu trotzen wagte ſelten jemand. Dazu kamen ſchwere körperliche Leiden. In den letzten Jahren ſeines Lebens war durch ihre häufige Wiederkehr auch ſeine unge-heure Kraft erſchöpft; er empfand das ſehr ſchmerzlich und betete unabläſſig zu ſeinem Gott, er möge ihn zu ſich nehmen. Noch war er ſeinen Jahren nach kein Greis, aber er ſelbſt erſchien ſich alt, uralt, und unheimlich in einer fremden irdiſchen Welt. Gerade dieſe Jahre, nicht reich an großen Begebenheiten, erſchwert durch politiſches und Stadtgezänk, erfüllt mit Verbitterung und grämlichen Stunden, werden, ſo hoffen wir, jeden, der das Leben des großen Mannes un-befangen überblickt, mit Rührung erfüllen. Die Flamme ſeines Lebens hatte ſein ganzes Volk erwärmt, in Millionen die Anfänge einer höhern menſchlichen Entwicklung hervorgerufen, Millionen blieb der Segen, er ſelbſt empfand zuletzt faſt nur die Qual! Einſt hatte er ſo freudig gehofft als Märtyrer zu ſterben, jetzt wünſchte er ſich die Ruhe des Grabes wie ein dauerhafter, vieljähriger, müder Arbeiter. Auch das iſt ein tragiſches Menſchenloos.

Der größte Schmerz aber, den er empfand, lag in der Stellung ſeiner Lehre zum Leben der Nation. Er hatte auf ſein reines Evangelium eine neue Kirche gegründet, hatte dem Geiſt und dem Gewiſſen des Volkes ungleich größern Gehalt gegeben. Um ihn blühte ein neues Leben auf, ſo viel mehr Wohlſtand, ſo viel gute Künſte, Malerei und Saitenſpiel, behaglicher Genuß, im Bürgerſtand feinere Bildung. Und doch ſchwebte etwas in der deutſchen Luft, unheimlich, ver-derbendrohend. Die Regierenden grimmig entzweit; fremde Gewalten im Anzuge gegen das Volk, der Kaiſer aus Spanien, der Papſt aus Rom, der Türke aus dem Mittelmeer; die

Schwärmer und Rottengeiſter mächtig, die Hierarchie noch nicht gefallen. Ja, ſein Evangelium ſelbſt, hatte es die Nation zu größerer Einigkeit und Macht zuſammengeſchloſſen? Nur größer war der Unfriede geworden, von den weltlichen Intereſſen einzelner deutſcher Fürſten ſollte die Zukunft ſeiner Kirche abhängen. Und er kannte auch die beſten unter ihnen! Es nahte Greuliches, die Schrift ſollte erfüllt werden, nahe war der jüngſte Tag. Dahinter aber würde Gott eine neue Welt aufbauen, ſchöner, herrlicher, reiner, voll Friede und Segen, eine Welt, in der kein Teufel mehr ſein ſollte, wo jede Menſchenſeele über Blüthe und Frucht der neuen Himmelsbäume mehr Freude empfinden würde, als ſich das jetzige Geſchlecht über Gold und Silber freut, wo die ſchönſte aller Künſte, die Muſik, in Tönen erklingen ſollte, viel entzückender als das herrlichſte Lied guter Cantores auf dieſer Welt. Dort würde der gute Menſch alle Lieben wieder finden, die er hier gehabt und verloren.*)

Immer mächtiger wurde in ihm die Sehnſucht des Menſchen nach idealer Reinheit des Daſeins. Wenn er das Ende der Welt erwartete, ſo waren es verdämmerte Erinnerungen des deutſchen Volkes aus fernſter Vergangenheit, welche noch an dem Himmel des neuen Reformators hingen. Und doch war es zugleich ein prophetiſches Ahnen naher Zukunft. Nicht das Weltende bereitete ſich vor, aber der dreißigjährige Krieg. —

So ſtarb er. — Als der Wagen mit ſeiner Leiche durch die thüringiſchen Lande fuhr, läuteten alle Glocken in Dorf und Stadt, und die Leute drängten ſich ſchluchzend an ſeinen Sarg. Es war ein guter Theil der deutſchen Volkskraft, der mit dieſem einen Manne eingeſargt wurde. Und Philipp Melanchthon ſprach in der Schloßkirche zu Wittenberg vor

*) So in mehren Stellen der Tiſchreden. Sein letztes Abendgeſpräch an der Tafel des Mansfelders in Eisleben, wenige Stunden vor ſeinem Tode, war über das Wiederſehen von Vater, Mutter und Freunden in jenem Leben.

ſeiner Leiche: „Ein jeder, der ihn recht erkannt, muß dieſes zeugen, daß er ein ſehr gütiger Mann geweſen, mit allen Reden holdſelig, freundlich und lieblich, und gar nicht frech, ſtürmiſch, eigenſinnig oder zänkiſch. Und war doch daneben ein Ernſt und eine Tapferkeit in ſeinen Worten und Geberden, wie in einem ſolchen Manne ſein ſoll. Sein Herz war treu und ohne Falſch. Die Härte, ſo er wider die Feinde der Lehre in Schriften gebrauchte, kam nicht aus zänkiſchem und boshaftem Gemüth, ſondern aus großem Ernſt und Eifer zu der Wahrheit. Er hat einen ſehr großen Muth und Mannheit erzeigt und ſich nicht bald ein kleines Rauſchen erſchrecken laſſen. Nicht iſt er durch Dräuen, Gefahr und Schreckniß verzagt worden. Er iſt auch von ſo hohem, ſcharfem Verſtand geweſen, daß er allein vor Andern in verwirrten, dunkeln und ſchweren Händeln bald erſehen konnte, was zu rathen und zu thun war. Er war auch nicht, wie vielleicht etliche meinten, ſo unachtſam, daß er nicht gemerkt hätte, wie es allenthalben mit der Regierung ſtehe. Er wußte recht wohl, wie das Regiment beſchaffen iſt, und achtete mit beſonderem Fleiß auf Sinn und Willen der Leute, mit denen er zu thun hatte. — Wir aber ſollen ein ſtetig, ewig Gedächtniß dieſes unſers lieben Vaters behalten und ihn aus unſerm Herzen nicht laſſen.“*)

So war Luther. Eine dämoniſche Natur, ſchwerflüſſig und ſcharf begrenzt ſein Geiſt, gewaltig und maßvoll ſein Wollen, rein ſeine Sittlichkeit, voll Liebe ſein Herz. Weil ſich außer ihm keine andere Manneskraft erhob, ſtark genug, Führer der Nation zu werden, hat das deutſche Volk für Jahrhunderte die Herrſchaft auf der Erde verloren. Die Herrſchaft der Deutſchen im Reich des Geiſtes aber ruht auf ihm.

---

*) Die Rede wurde lateiniſch gehalten, gleich darauf durch Gaspar Creutziger verdeutſcht.

Um nun am Schluß ihn selbst sprechen zu lassen, sei hier ein Brief an Kurfürst Friedrich den Weisen mitgetheilt, geschrieben in den Tagen, wo Luther's ganze Kraft sich am mächtigsten zusammenfaßte. Der vorsichtige Fürst hatte ihm befohlen, auf der Wartburg zu bleiben, weil er ihn zu Wittenberg nicht schützen könne, denn der Zorn des Herzogs von Sachsen, seines Vetters, werde sofort auf Ausführung der Reichsacht gegen Luthern bestehen. Da schrieb Luther an seinen Landesherrn:

„Durchlauchtigster, Hochgeborner Kurfürst, Gnädigster Herr! Ew. Kurfürstlichen Gnaden Schrift und gnädiges Bedenken ist mir am Freitag Abend zugekommen, als ich am Morgen Sonntag wegreiten wollte. Daß es Ew. Kurfürstl. Gnade aufs Allerbeste meine, bedarf freilich bei mir weder Beweises noch Zeugnisses, denn ich achte mich davon überzeugt, soweit menschliches Wissen reicht. —

In meiner Sache aber, gnädigster Herr, antworte ich so: Eure Kurfürstliche Gnade weiß, oder weiß Sie es nicht, so lasse Sie es sich hiermit kund sein, daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel durch unsern Herrn Jesum Christum habe, so daß ich mich wohl, wie ich auch von jetzt ab thun will, als einen Knecht und Evangelisten hätte rühmen und schreiben können. Daß ich mich aber zum Verhör und Gericht*) erboten habe, ist geschehen, nicht weil ich an der Wahrheit zweifelte, sondern aus überflüssiger Demuth, die Andern zu locken. — Ich hab' Ew. Kurfürstl. Gnaden genug gethan, daß ich dies Jahr lang meinen Platz geräumt habe, Ew. Kurfürstl. Gnaden zu dienen. Denn der Teufel weiß sehr wohl, daß ich's aus keiner Furcht gethan habe. Er sah mein Herz wohl, da ich zu Worms ankam, denn wenn ich gewußt hätte, daß so viel Teufel auf mich gelauert hätten, als Ziegel auf den

*) In Worms.

Dächern ſind, ſo wäre ich dennoch mitten unter ſie geſprungen mit Freuden.

Nun iſt Herzog Georg noch ſehr ungleich auch nur einem einzigen Teufel. Und ſintemal der Vater der unergründlichen Barmherzigkeit uns durch das Evangelium zu freudigen Herren gemacht hat über alle Teufel und den Tod, und uns gegeben hat den Reichthum der Zuverſicht, daß wir dürfen zu ihm ſagen: „Herzliebſter Vater,“ ſo kann Ew. Kurfürſtl. Gnade ſelbſt ermeſſen, daß es ſolchem Vater die höchſte Schmach wäre, wenn wir ihm nicht vertrauten, daß wir auch Herren über Herzog Georg's Zorn ſind. Von mir weiß ich wohl, ich wollte in ſein Leipzig hineinreiten — Ew. Kurfürſtl. Gnade verzeihen mir meine närriſchen Reden, — wenn's gleich neun Tage eitel Herzoge George regnete, und ein jeder wäre neunfach wüthender als dieſer iſt. Er hält meinen Herrn Chriſtus für einen Mann, der aus Stroh geflochten iſt, das kann dieſer mein Herr und ich eine Zeit lang wohl leiden. Ich will aber Ew. Kurfürſtl. Gnaden nicht verbergen, daß ich für Herzog Georg nicht einmal, ſondern gar oft gebeten und geweint habe, daß ihn Gott erleuchten wolle. Ich will auch noch einmal bitten und weinen, nachher nimmermehr. Und ich bitte, Ew. Kurfürſtl. Gnaden wolle auch helfen und bitten laſſen, ob wir das Unheil von ihm wenden können, das — ach Herr Gott! auf ihn eindringt ohne Unterlaß. Ich wollte Herzog Georg ſchnell mit einem Wort erwürgen, wenn es damit gethan wäre.

Solches ſei Ew. Kurfürſtl. Gnade geſchrieben in der Meinung, daß Sie wiſſe, ich komme gen Wittenberg in einem gar viel höhern Schutz als dem des Kurfürſten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Kurfürſtl. Gnaden Schutz zu begehren. Ja, ich meine, ich wollte Ew. Kurfürſtl. Gnaden mehr ſchützen als Sie mich ſchützen könnten. Sogar, wenn ich wüßte, daß mich Ew. Kurfürſtl. Gnade ſchützen könnte und wollte, ſo wollte ich nicht kommen; dieſer Sache kann kein

Schwert rathen oder helfen, Gott muß hier allein ſchaffen, ohne alles menſchliche Zuthun. Darum, wer am meiſten glaubt, der wird hier am meiſten ſchützen.

Weil ich denn nun ſpüre, daß Ew. Kurfürſtl. Gnade noch gar ſchwach im Glauben iſt, kann ich in keinerlei Weiſe Ew. Kurfürſtl. Gnaden für den Mann anſehen, der mich ſchützen oder retten könnte.

Da nun Ew. Kurfürſtl. Gnade begehrt zu wiſſen, was Sie thun ſoll in dieſer Sache, zumal Sie meint, Sie habe viel zu wenig gethan, ſo antworte ich unterthänig, Ew. Kurfürſtl. Gnaden hat ſchon allzuviel gethan und ſollte gar nichts thun. Denn Gott will und kann nicht leiden Ihr oder mein Sorgen und Treiben. Er will es ſich überlaſſen ſehn, ſich und keinem Andern. Darnach mag ſich Ew. Kurfürſtl. Gnaden richten.

Glaubt Ew. Kurfürſtl. Gnaden dies, ſo wird Sie ſicher ſein und Friede haben; glaubt Sie nicht, ſo glaube doch ich und muß den Unglauben von Ew. Kurfürſtl. Gnaden ſich in der Sorge quälen laſſen, welche alle Ungläubigen mit Recht leiden. Dieweil ich denn Ew. Kurfürſtl. Gnade nicht folgen will, ſo iſt Sie für Gott entſchuldigt, ſo ich gefangen oder getötet würde. Vor den Menſchen ſoll Ew. Kurfürſtl. Gnaden ſich alſo halten. Sie ſoll als ein Kurfürſt der Obrigkeit gehorſam ſein, und Kaiſerliche Majeſtät in Ihren Städten und Ländern mit Leib und Gut walten laſſen, wie ſich's nach Reichsordnung gebührt, und ſoll ſich ja nicht wehren noch widerſetzen, noch Widerſtand oder irgend ein Hinderniß ſuchen gegen die Gewalt, wenn dieſe mich fahen oder töten will. Denn die Gewalt ſoll niemand brechen als allein der, welcher ſie eingeſetzt hat, ſonſt iſt's Empörung und wider Gott. Ich hoffe aber, ſie werden die Vernunft gebrauchen und erkennen, daß Ew. Kurfürſtl. Gnaden in einer zu hohen Wiege geboren iſt, als daß Sie ſelbſt Stockmeiſter an mir werden ſollten. Wenn Ew. Kurfürſtl. Gnaden das Thor offen läßt und das

freie Kurfürſtliche Geleit hält, falls die Feinde ſelbſt kämen mich zu holen oder ihre Geſandten, ſo hat Ew. Kurfürſtl. Gnaden dem Gehorſam genug gethan. Sie können ja nicht mehr von Ew. Kurfürſtl. Gnaden fordern, als daß ſie den Aufenthalt des Luther bei Ew. Kurfürſtl. Gnaden erfahren wollen. Und das ſoll ihnen werden, ohne Ew. Kurfürſtl. Gnaden Sorge, Arbeit und Gefahr. Denn Chriſtus hat mich nicht gelehrt, zum Schaden eines Andern ein Chriſt zu ſein. Werden ſie aber ſo unvernünftig ſein und gebieten, daß Ew. Kurfürſtl. Gnaden ſelbſt die Hand an mich lege, ſo will ich alsdann ſagen, was zu thun iſt; ich will Ew. Kurfürſtl. Gnaden vor Schaden und Gefahr an Leib, Gut und Seele ſichern in meiner Sache; glaube dies Ew. Kurfürſtl. Gnaden oder glaube Sie es nicht.

Hiermit befehle ich Ew. Kurfürſtl. Gnaden Gottes Gnade; über das Weitere wollen wir reden, ſobald es noth iſt. Denn dieſe Schrift habe ich eilend abgefertigt, damit nicht Ew. Kurfürſtl. Gnaden Betrübniß ankomme bei dem Gerücht über meine Ankunft, denn ich ſoll und muß jedermann tröſtlich und nicht ſchädlich werden, will ich ein rechter Chriſt ſein. Es iſt ein anderer Mann als Herzog Georg, mit dem ich handle, er kennt mich faſt wohl, und ich kenne ihn nicht übel. Wenn Ew. Kurfürſtl. Gnade glaubte, ſo würde Sie Gottes Herrlichkeit ſehen. Weil Sie aber noch nicht glaubt, hat Sie auch noch nichts geſehen. Gott ſei die Lieb und Lob in Ewigkeit. Amen. Gegeben zu Borna bei dem Geleitsmann am Aſchermittwoch Ao. 1522.

Ew. Kurfürſtl. Gnaden unterthäniger Diener Martin Luther."

5.

## Deutsche Fürsten auf dem Reichstage.

(1547.)

Luther war gestorben. Ueber seinem Grabe tobte der schmalkaldische Krieg. Karl V durchzog im Triumph das gedemüthigte Deutschland.

Wenn im Aufgange des 16. Jahrhunderts die deutschen Fürsten und unmittelbaren Herren mit Gesandten der freien Städte zum Reichstag ritten, so versammelten sie sich, um mit den beiden Oberherren Deutschlands zu verhandeln. Diese beiden Oberherren waren der Papst und der Kaiser.

Immer noch regierte der Papst im heiligen römischen Reiche deutscher Nation nicht nur als oberster Bischof in geistlichen Angelegenheiten, sondern ebenso sehr als politischer Machthaber. Der dritte Theil Deutschlands stand unter geistlichen Landherren, die der Papst wenigstens zu bestätigen hatte. Den größten Theil seiner Einnahmen bezog er aus dem Reiche, auf den Reichstagen saßen seine Legaten zwischen den geistlichen und weltlichen Kurfürsten und eröffneten Reichstage auch ohne den Kaiser. Als der Kaiser den Pfalzgrafen Friedrich den Sieghaften nicht in der Kurwürde bestätigte, nahm dieser weltliche Fürst die Bestätigung vom Papst; jeden schweren politischen Handel suchte der Papst vor seinen Hof zu ziehen, ja er verlieh Zollrechte, erklärte kaiserliche Achtsbefehle für ungiltig und wagte aus eigener Macht Zehnten auszuschreiben.

Auch der Kaiſer war noch dem Namen nach der Mittelpunkt des Reiches, noch galt er als letzte Quelle aller Machtfülle, noch beeilte ſich bei ſeinem Regierungsantritt Alles, alte Freiheiten und Vorrechte durch ihn beſtätigen zu laſſen, noch war er höchſter Richter und höchſter Kriegsherr. Aber er konnte aus dem Reiche keinen Kriegsmann und keinen Thaler Geld erheben außer nach Bewilligung des Reichstages. Und was die Hauptſache war, er konnte Steuern und Lehnskrieger nur durch die Landherren ſelbſt erhalten, ſäumige oder widerſetzliche Glieder des Reiches konnte nur eine Execution zwingen, welche ein neuer Reichstag bewilligte, und mit ſolcher Execution mußten einzelne Stände des Reiches bevollmächtigt werden. Zögernd und ſpärlich war die Geldbewilligung der Reichstage, ſo unvollſtändig die Einlieferung, daß auch das Bewilligte faſt zum Spott wurde.

Innerhalb der Grenzen des Reichs herrſchten Kurfürſten, Fürſten, Grafen, Herren und Reichsſtädte in ihrem Landgebiet in vielen Abſtufungen der Hoheitsrechte. Die größeren Fürſten waren im Innern thatſächlich unabhängige Herrſcher, nur durch ihre Landſchaft, die Lehnsleute und Städte, beſchränkt, zumal in Steuererhebung. Die weltlichen Fürſten rangen unabläſſig ihre Macht zu erweitern, kleinere reichsunmittelbare Nachbarn niederzudrücken, die Hoheitsrechte des Kaiſers einzuengen. Sie hatten in den letzten Jahrhunderten das Kaiſerthum faſt zu einem Schatten gemacht. Nur durch Ausbreitung ſeiner Hausmacht wußte Kaiſer Maximilian ſich ihnen gegenüber zu behaupten. Auch ihre Landgebiete bildeten noch kein geſchloſſenes Ganze, faſt durch ganz Deutſchland lag großer und kleiner, geiſtlicher und weltlicher Beſitz bunt durcheinander; unendlich und unaufhörlich war der Widerſtreit der Intereſſen, waren gewaltſame Beſitznahmen, Bündniſſe, Fehden.

Wir überſehen leicht, daß es zwei Wege gab dieſen unbehilflichen Staatsbau des Mittelalters umzuformen. Entweder wuchs die Macht der größeren Fürſten ſo hoch, daß

der weltliche Einfluß des Papstes und die Oberhoheit des Kaisers abgestoßen wurden; dann zerfiel Deutschland in eine Anzahl einzelner Staaten, deren Zerwürfnisse, Kriege und Schicksale durch Jahrhunderte Mitteleuropa in Schwäche und Verwirrung stürzen mochten, und die endlich unter anderen Culturverhältnissen zu neuen Versuchen führen konnten, eine staatliche Einheit wiederherzustellen. Es wurde das Schicksal Deutschlands, bis in unsere Zeit auf diesem gefahrvollen Wege hinzugleiten.

Oder es gelang dem Kaiser, zu den alten Grundlagen seiner Gewalt eine so große thatsächliche Macht zu fügen, daß der Widerstand aller Landherren gebrochen und Deutschland allmählich in einen modernen Staat verwandelt wurde, der die einzelnen Landschaften entweder zur vollständigen Einheit zusammenschloß, oder doch wenigstens alle höchste Regierungsgewalt in der Hand eines Herrschers vereinigte. Einen solchen Staat haben die Habsburger des 16. Jahrhunderts, bewußter und hartnäckiger die des 17. Jahrhunderts erstrebt, ihre Versuche wurden dem deutschen Volk und ihnen selbst zum Unheil. — Und doch öffnete sich im Jahre 1519, als Maximilian starb, einem klugen Fürsten auch bei mäßiger Hausmacht eine großartige Aussicht. Es war die Zeit gekommen, wo ein deutscher Kaiser seine Gewalt hoch über die Häupter aller Fürsten erheben und mit unwiderstehlicher Kraft jeden Gegner niederwerfen konnte. Freilich, durch Geld und Landsknechte allein waren die deutschen Fürsten schwerlich zu beugen, am wenigsten von einem aus ihrer Mitte. Aber gerade damals zog sich in Deutschland neben Kaiser- und Fürstenmacht eine neue Gewalt zusammen, stürmisch fordernd, fähig das Größte zu schaffen: die öffentliche Meinung. Jene Reformbewegung in der Kirche enthielt auch alle Keime für große staatliche Umbildungen. Kam ein Kaiser, der den Bedürfnissen des deutschen Gemüths entsprach, der sich mit der Reformation verband und dieselbe im großen Sinn für

ſeine Zwecke zu benutzen wußte, er hatte es in der Hand, aus dem Reich einen neuen Staat, eine einige deutſche Kirche zu bilden. Es war der höchſte Preis, der je einem ehrgeizigen Fürſten geboten wurde. Und wie günſtig war ſeine Lage. Die Nation wogte tief empört gegen Hierarchie und römiſchen Einfluß; begann doch die Reformation mit einem Kampf gegen den erſten geiſtlichen Kurfürſten. Drei Kurhüte, mehr als ſiebzig Reichswürden, zuſammen das größte Drittheil des geſammten deutſchen Landes waren in der Hand geiſtlicher Herren. Sie alle fielen bei einer Reformation, welche Kaiſer und Volk gemeinſam unternahmen. Dem Kaiſer als Oberlehnsherrn wurde die Verfügung über dieſe Landgebiete. Wie vorſichtig er auch ihre Beſitzer bei der Verweltlichung ſchonte, ein Theil ihrer Jahreseinkünfte, die Hälfte der Gelder, welche alljährlich nach Rom floſſen, waren völlig hinreichend ein Reichsheer zu unterhalten. Und ferner, der Kaiſer fand in der Bewegung Kräfte, ſein Reichsheer unwiderſtehlich zu machen. Die evangeliſchen Prädicanten vermochten nicht, unbehilfliche Bauernhaufen im Augenblick zu kriegstüchtigen Schaaren umzuformen, aber ſie hätten dem Söldnerheer ihres Kaiſers viel von der Begeiſterung und dem Todesmuth eingeflößt, den die beſſeren unter ihnen in ihrem eigenen Leben bewährt haben. Noch mehr, umfaſſende politiſche Reformideen wurden in dem Kreiſe der Hutten und Sickingen lebendig. Die Verbindung der Ritter und Städte, wie ſie Hutten empfahl, eine Neubelebung des Ritterſtandes durch den Stand ſelbſt, war allerdings nur das Traumgebild eines begeiſterten Schwärmers. Aber ein deutſcher Kaiſer konnte wohl in ſolchen Ideen eine Handhabe finden, die widerſtrebenden Intereſſen der Bauern, Städte, Ritter wenigſtens ſo weit zu verſöhnen, daß ſie ſämmtlich ſeinen Zwecken dienten. Mit ſolchen Verbündeten, durch feſtbegründete Einnahmen geſtärkt, Führer eines Heeres, welches zum erſten Mal ſeit den Kreuzzügen durch eine große Idee begeiſtert war, wie hätten ihm die deutſchen

Fürſten widerſtanden, ſie, die ſeit der Zeit Armin's die alte Untugend bewahrt haben uneinig zu ſein. Wohl hatte auch ein ſolcher Kaiſer Grund alte Familien zu ehren, er hatte nicht nöthig ihnen die Kurhüte vom Haupte zu werfen, aber er vermochte ſie zu Würdenträgern eines großen Reiches herabzudrücken, in welchem das höchſte Gericht und die Heereskraft unter ihm allein ſtand.

Doch was uns groß und ausführbar erſcheint, war es auch ſo erkennbar für die Augen der Zeitgenoſſen? — Daß eine neue Zeit herankomme, daß große Reformen unvermeidlich ſeien, daß mit dem Papſt abgerechnet werden müſſe, daß Gericht und Heerweſen der Beſſerung dringend bedürftig ſeien, daß die Uneinigkeit, der Eigennutz, die Geſetzloſigkeit ein Unglück für das geſammte Volk ſeien, empfand doch jeder der Klügeren.

Es wurde auf Jahrhunderte ein Verhängniß Deutſchlands, daß ihm hier der Mann fehlte. Der Mächtigſte unter den Lebenden, Kurfürſt Friedrich von Sachſen, war 1519 in höherem Alter, kinderlos, ein gewiſſenhafter Herr, abhold allen gewaltſamen Neuerungen, eine milde, wohlwollende Natur, klug in den ſchwierigſten Geſchäften, kein Krieger, kein kühner Egoiſt. Und dieſer Fürſt ſollte Kaiſer werden; die Krone wurde ihm angeboten, wenn er die Hand ausſtreckte, ſank ſie auf ſein Haupt. Er aber wollte nicht. Für ſich wollte er nichts. Er hatte längſt die Hoffnung aufgegeben, auf ſeinem Wege der friedlichen Verhandlungen viel zum Guten zu ändern. „Die Raben wollen einen Geier haben," ſagte er ſeinen Getreuen, als ſie ihm Vorwürfe machten, daß er die Wahl Karl's V unterſtützte. Der thätigſte Kurfürſt der Gegenpartei, Richard von Trier, derſelbe, welcher kurz darauf dem Sickingen ſiegreich widerſtand, eilte vor der Kaiſerwahl noch bei Nacht in die Herberge des Wettiners, beſchwor ihn die Würde anzunehmen und gelobte, einen Theil der Arbeit auf ſeinen jüngern Schultern zu tragen. Vergebens. Fried-

ließ wollte nicht. Es war derselbe Geist, der einige Jahre darauf, als in Wittenberg die Bilder gestürmt wurden, erklärte, er wolle lieber mit einem Stecken in der Hand aus seinem Lande pflegen, als da Gewalt brauchen, wo das Gesetz Gottes sein Amt. Doch einer der Fürsten dachte groß von sich selbst. In dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg flammte das Gelübden auf, die Kaiserkrone für sich zu fordern; seine eigene Ehre war dagegen.

Es ist schwer, den deutschen Fürsten in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ihre Stellung war unglücklich für ihre Charakterbildung und für die Entwicklung einer großartigen politischen Thätigkeit. Sie waren zu viel um gelehrte Gelehrten zu sein, nicht mächtig genug, um bei gewöhnlicher Menschenkraft Angelegenheiten der Nation groß zu behandeln. Auch waren sie in der Mehrzahl nichts Anderes als aufgeputzte Hunter ihre Selbstsucht erfüllen Kriegen, Jubelfest, ihre Hilfe kaum, ihre Gegenheit gleichen. Das Privatleben vieler ist durch schwarze Gräuelthaten befleckt. Nicht wenige unter ihnen waren von Herzen fromm, ihre Rechtgläubigkeit wurde zwar so mißlich wie hoffen, zuweilen ein Auge zu drücken bei Verfolgung aber sie hat nicht ihren politischen Gesichtskreis zu erweitern. In der großen Mannigfaltigkeit der Persönlichkeiten aus einzelnen Gliedern und nicht wenigen verschiedenen Nationen sind gemeinsame Grundzüge des deutschen Volkscharakters nicht zu verkennen. Bei vielen ist ein ganzartiger Sinn die hervorstechende Eigenschaft, patriarchalisches Regiment wohl wollende gutherzige Treue und das Einzelne und Kleine. Von vielen wird ist Liebhaber der Musik und seine Kapellen Nachfolgen, mehre Studenten, seiner Majestät Kraft von Gaben, der die vergnügten Mußestunden vor der Schulstudierung zu sich kommen läßt, sie mit dem Evangelium tröstete und Verzeihung bat, daß er seine Pflicht gegen sie erfüllen müsse und ihnen zum Abschiede die Hand bot. Und neben solchen steht ein

übermüthiges, ruchloſes Geſchlecht, mit Laſtern, wie aus der Zeit der fränkiſchen Brunhild und Fredegunde; ſo Herzog Ulrich von Würtemberg, der Hans Hutten im Walde erſtach, weil er die Gattin deſſelben begehrte; Heinrich der Jüngere von Braunſchweig, der als Mörder und Brandſtifter vor Kaiſer und Reich verklagt wurde, Entführer der Jungfrau von Trotha, die er auf der Stauffenburg verwahrte, nachdem er an ihrer Stelle einen leeren Sarg hatte begraben laſſen; Markgraf Albrecht der Jüngere von Brandenburg, jener erbarmungsloſe Bandenführer, und andre. Und wenn an den meiſten Fürſtenhöfen die Rückſicht auf Gemahlin und Kinder doch zu einiger Mäßigung zwang, den geiſtlichen Fürſten fiel auch dieſe Beſchränkung weg. Sie ſtanden in dem ſchlechteſten Ruf; die kräftigeren unter ihnen trugen Harniſch und Jagdſpieß lieber als das Kirchengewand, in dem ſich einige ſehr ungeſchickt bewegten. Es gab Erzbiſchöfe und Biſchöfe, denen das Ritual ihrer Kirche wenig bekannt war. Als einſt eine lateiniſche Anrede zu halten war, ergab ſich, daß die höchſten Kirchenfürſten nicht lateiniſch zu ſprechen vermochten, und der Brandenburger mußte ſie halten. Die Dirnenwirthſchaft war an den geiſtlichen Höfen bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts ſehr arg, die Biſchöfe nahmen als förmliches Vorrecht in Anſpruch frei zu ſein von den Verpflichtungen, welche die Kirche dem Klerus aufgelegt hatte.

Allmählich zwar übten die Reformation und die daraus hervorgehende Wiederbelebung der alten Kirche ihren humaniſirenden Einfluß auf die Herren deutſcher Erde. Sie wurden beſſer unterrichtet, auch ihre Herrſchaft erhielt ſeit der Reformation eine ganz ungehoffte Vergrößerung. Sie wurden in anderem Sinne Gebieter des Landes, als ſie bis dahin geweſen waren. In dem proteſtantiſchen Theil Deutſchlands hörte die alte Herrſchaft der Kirche plötzlich auf, ein großer Theil der päpſtlichen und biſchöflichen Gewalt ging auf die Landesherren über. Zunächſt wurden dadurch ihre Einnahmen

wesentlich vermehrt. Allerdings verwendeten die gewissenhaften auf das Drängen ihrer Geistlichen eine große Anzahl der eingezogenen Kirchengüter, Stiftungen und Benefizien auf die neue Geistlichkeit und zur Ausstattung von Schulen; aber auch in diesem Falle vermochten sie die Landesverwaltung besser einzurichten, und sie machten die Erfahrung, daß die Leistungsfähigkeit ihrer Unterthanen unter der neuen Kirchenzucht wuchs und die Erhebung der Steuern durch geschulte Beamte lohnender wurde. Die katholischen weltlichen Fürsten erkannten die unermeßlichen Vortheile, welche die Sachsen, Hessen und später die Württemberger als oberste Bischöfe und Patrone ihrer Landeskirchen erstellten, und sie ließen sich ihre Treue gegen die alte Kirche theuer bezahlen, indem auch sie einen Theil des Kirchenvermögens für sich nahmen. Auch ihre Kirche war durch die Reformation in die demüthige Stellung eines Schutzbedürftigen gekommen, und sie konnte in der nächsten Zeit nicht daran denken, die Landesherren stark zu verletzen; denn von der Glaubenstreue der Fürsten hing ihr Fortbestehen ab; und das üble Beispiel der protestantischen Landgebiete lag abzumahnen und lockte unablässig. Auch die alte Kirche brauchte neue Mittel sich der vornehmen Laien zu versichern, ihr half die hingebende Treue und diplomatische Kunst des Jesuitenordens, seine Fürstenerziehung und seine begabten Kräfte im Beichtstuhl und in den Geschäften, um ihren Einfluß auf die begehrlichen Gebieter des Landes zu behaupten.

Kaum geringere Erhebung wurde der fürstlichen Hausmacht durch die neue Beamtenbildung der römisch gebildeten Juristen, welche allmählich die Gerichte und Verwaltungsstellen der Einzelgebiete besetzten. Wie das Reichskammergericht waren auch die Gerichte der Landesherren häufigen Angriffen durch die öffentliche Meinung ausgesetzt; die gelehrten Richter und Sachwalter wurden vom Volke gern der Habsüchtigkeit, Weitschweifigkeit und Bestechlichkeit bezichtigt. Dennoch war ein

unermeßlicher Fortschritt, daß die unbehilfliche und verkommene Rechtspflege des deutschen Mittelalters, sowie die unerträgliche Vielheit und Verschiedenheit der Rechtsbräuche allmählich gebändigt wurde durch ein Rechtsgebäude, welches zwar aus der Fremde von einem untergegangenen Volksthum hergeholt war, aber durch die scharfe Logik seiner Bestimmungen und durch die nüchterne, klare und genaue Auffassung der Rechte und Pflichten die sinnbildlichen Handlungen und hundert unverständig gewordene Gewohnheiten in den Hintergrund drängte. Durch die strenge Folgerichtigkeit seines Wesens wurden zahllose Ortsgesetze, Ordnungen und Willküren einander allmählich ähnlicher geformt, wenn auch zunächst nur vermittelst gezwungener Deutung der heimischen Rechtsgrundsätze, die aus längst überwundenen Culturzuständen herrührten. Zahllos waren die Härten des neuen Rechts und drückend seine fremdartige Unbilligkeit, aber auch bei der unbehilflichsten Anwendung wurde dasselbe dem Handel und Verkehr eine weit bessere Stütze als die alten Vorschriften über Leihkauf und Wucher, und dem Angeklagten menschlicher als ein Schöffengericht unwissender Bauern. — Die Landeskirche, die Schulen und die römisch geschulten Beamten begannen über einem kräftigen Volke den modernen Staat der Fürsten zu formen, der im folgenden Jahrhundert sich despotischer über einem zerschlagenen und zerstörten Volke aufbauen sollte — als die letzte Rettung desselben.

Noch in anderer Weise empfanden die protestantischen Fürsten des Reiches den ungeheuren Werth dieses Fortschritts. Sie waren durch die Reformation Gebieter ihrer Zugehörigen geworden, wie niemals seit Karl dem Großen ein deutscher Herr Gebieter über Deutsche gewesen war. Denn im Einverständniß mit ihren Geistlichen befahlen sie auch in Kirchensachen, sie waren Vorkämpfer und oberste Würdenträger ihrer Glaubensgenossen. Diese Ehre hatten sie sogar vor dem Kaiser voraus. Und diese neue Majestät, welche ihr Haupt verklärte,

mußte der Kaiser ihnen vielleicht beneiden, in jedem Fall, wenn er ein guter Katholik war, hassen und für ketzerischen Frevel halten. Die deutschen Fürsten waren nicht zu leiten gewesen zu Gunsten einer deutschen Hausmacht, als noch beide Theile, Fürsten und Kaiser, gemeinsam gegen den Papst haderten; wie sollten sie fortan einem Kaiser dienstfertig sein, seit sie in ihrem Lande höhere Regentenmacht genossen als der Kaiser selbst, und seit dem Kaiser als Gottesfrevel erscheinen konnte, was sie am höchsten hob.

Und wieder müssen wir sagen, die Reformation brachte die Erhebung der Fürsten nur deshalb, weil sich kein deutscher Kaiser fand, der die Einsicht und Neigung hatte, dieses ungeheure Kraftmittel für das Kaiserthum Deutschlands auszunützen. Dies ward der Nation zum Verhängniß.

Durch deutsche Fürsten wurde Karl, Herr von Niederburgund und Niederland, König von Spanien und Neapel, Herzog von Mailand, Oberherr der neuen Welt jenseit des Oceans, auch Kaiser in Deutschland. Es ist bekannt, wie lange und geschäftig das Räntespiel für ihn und König Franz von Frankreich sich kreuzte. Kein Kurhaus war, welchem nicht Geldsummen oder Vortheile von beiden Theilen angeboten wurden, und keines, welches nicht für seinen eigenen Nutzen unterhandelte; zuletzt gab doch der Wille Friedrich's des Weisen den Ausschlag. Theuer hat seine Familie diesen Entschluß bezahlt.

Als der junge König zu Aachen gekrönt wurde, als er sein Pferd zur Freude der schauenden Menge so lustig aufsteigen ließ, und als nach der Krönung durch die Herolde ausgerufen wurde, päpstliche Heiligkeit bewillige, daß Seine Majestät den Titel „erwählter römischer Kaiser" annehmen dürfe, da fehlten im Festzuge die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Fürsten der beiden Häuser, welche fortan die deutsche Opposition gegen das Haus Habsburg führen sollten.

Mit der Wahl Karl's V war das Schickſal Deutſchlands entſchieden. Er war nicht ganz Burgunder, nicht immer Spanier, nicht Italiener, am wenigſten Deutſcher. Zu hoch war ſeine Erdenſtellung, als daß er das Lebensbedürfniß einer der vielen Völkerſchaften, welche ihm gehorchten, zur Hauptaufgabe ſeines Lebens hätte machen können. Und es war das Furchtbare ſeiner erhabenen Stellung, daß er nur perſönliche Politik treiben konnte, bald dieſes, bald jenes Land dem Zuge ſeiner Pläne unterordnend, deren letztes Ziel war, die Vortheile ſeiner Familie wahrzunehmen. Wäre Karl weniger klug und weniger mäßig geweſen, das Unerträgliche ſolches Gegenſatzes wäre ſofort in allen ſeinen Staaten als ein Unglück gefühlt worden. Aber ſelten hat ein Fürſt verſtanden, eine innerlich unhaltbare Stellung ſo lange ſiegreich zu behaupten.

Denn wie wenig er im deutſchen Reich heimiſch wurde, er war hier doch nicht unbeliebt. Wie Luther ſelbſt ſah ihn auch das deutſche Volk an. Faſt rührend erſcheint uns das Vertrauen und die Anhänglichkeit, mit welcher die Deutſchen dem Enkel Maximilian's entgegenkamen. Sein vornehmes, gehaltenes, ruhiges Weſen machte überall großen Eindruck. Im Anfange wurde man nicht müde das Beſte von ihm zu hoffen, ſpäter freuten ſich auch die Proteſtanten, die ſeine Ungunſt erfahren hatten, wenn er dem Papſt entgegentrat und den König von Frankreich beſiegte. Lange fühlte ſich die deutſche Nation durch den Ruhm ſeiner glänzenden Herrſchaft gehoben. Karl that, was ihm möglich war, er ſchonte die Vorurtheile der Deutſchen, ſah ihnen mehr nach als einem andern ſeiner Völker, und verſtand, auch wo er Partei war, ſeine Gegner durch Gnade und Würde zu verſöhnen. Aber endlich kam doch das Jahr, wo ihm Stolz und Anſprüche ſo geſteigert waren, daß die ungelenke Selbſtändigkeit der proteſtantiſchen Partei unerträglich wurde. Da brach der innere Gegenſatz als Haß hervor. Plötzlich erhob ſich gegen ihn ein Sturm im Volke.

Wieder schwoll die kleine Literatur zu einem Meer wie in den ersten Jahren Luther's; in Versen und Prosa wurde gegen ihn gefochten und mehr auf die Bundesgenossenschaft des Himmels gehofft, als klug war. Der protestantische Moritz, Nachfolger des Herzogs Georg von Sachsen, jenes eifrigsten Gegners der Reformation, verband sich mit dem Kaiser gegen seine eigene Familie, die protestantische Partei wurde geschlagen.

Und jetzt stand Kaiser Karl auf der Höhe seiner Macht. Die Schlacht bei Mühlberg war gewonnen, der schmalkaldische Bund ruhmlos zerfallen. Die protestantischen Fürsten und Städte beeilten sich, ihren Frieden mit dem Herrn von halb Europa zu machen, dem sie in unheilvoller Stunde die Herrschaft über ihre Häupter entgegengetragen hatten. Von der Saale zog er, den gefangenen Kurfürsten von Sachsen und den verhafteten Landgrafen von Hessen mit sich führend, im Triumphzuge, geleitet von seinem Kriegsheer, spanischen und niederländischen Söldnern und deutschen Landsknechten, nach Augsburg. Dort strömte zum Reichstag fast Alles zusammen, was Deutschland an Gewaltigen besaß, um Verzeihung oder Belohnung zu erwerben, dem mächtigsten Gebieter, den Deutschland seit Jahrhunderten gesehn, den Hof zu machen, die eigene und des Landes Zukunft zu entscheiden, Abenteuer und Vergnügen zu finden. — In diesem Gewühl von unabhängigen Fürsten und kleinen Landgebietern, Höflingen, Gauklern, Kriegsleuten und Bürgergesandtschaften war auch ein Bürgersohn aus Greifswald thätig, Bartholomäus Saftrow, Unterhändler der Herzoge von Pommern, welche, durch ihre protestantische Verbindung stark blosgestellt, vorzogen, nicht selbst vor den Augen des Kaisers zu erscheinen. Saftrow hat in seinem Lebenslauf (herausgegeben von Wehrmann, Greifswald 1823, 3 Theile) einige lebhafte Schilderungen hinterlassen von dem, was er nach der Schlacht bei Mühlberg, auf dem Siegeszuge nach Augsburg und auf dem Reichstage erlebte. Der geschichtliche Werth seiner Erzählung ist nicht

unbedeutend. Er beobachtete in ſeiner untergeordneten Stellung gut, urtheilte nüchtern und hatte doch Verbindungen genug, um ein richtiges Bild von dem Charakter der großen Herren zu erhalten. Und wie unſicher einzelne ſeiner Anekdoten ſein mögen, im Ganzen helfen ſie dazu, Menſchen und große Ereigniſſe in einem neuen Lichte zu zeigen. Das Folgende iſt eine getreue Uebertragung ſeiner Worte (Theil II, S. 26 folg.), doch mußte aus dem weitläufigen, oft durch Mittheilung von Actenſtücken unterbrochenen Bericht Einzelnes herausgenommen werden.

Bartholomäus Saſtrow, nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 in das kaiſerliche Lager nach Halle geſchickt, beginnt folgendermaßen:

„Die pommerſchen Räthe beſchloſſen, daß ich im kaiſerlichen Lager bleiben und bei Georg von Wedell meinen Schutz ſuchen ſollte. Dieſer hinterpommerſche Edelmann hatte ſeinen eigenen Vetter erſtochen, war in Ungnade bei Herzog Barnim, diente aber jetzt dem Kaiſer mit neunundzwanzig Pferden. Durch meine Beſchützung machte er ſich bei den pommerſchen Herzögen ſo verdient, daß Herzog Barnim auf mein fleißiges Schreiben die gefaßte Ungnade fallen ließ und ihn in ſeinem Eigenthum wieder herſtellte. Bin alſo mit meinem Leibhengſt im kaiſerlichen Heer bis Augsburg geblieben. Wie es mir auf dieſem Zuge gegangen und was ich geſehen und mit angehört, folgt hier genau verzeichnet.

Es ſoll im Kriege gewöhnlich und ungeſtraft ſein, daß ein Kamerad dem andern ein Pferd ſtiehlt, und der Hergang iſt folgender. Wenn einem eines Andern Pferd gefällt, erkauft er einen verſchlagenen Reiterknaben mit etwa ſechs oder ſieben Thalern, daß er ihm das Pferd in die Hand liefere; dann ſchickt er es fünf oder ſechs Wochen von dannen, damit es ein wenig vergeſſen werde, verändert es an Schwanz, Mähne, Zopf und andern Abzeichen und läßt es ſich dann wieder ins Lager bringen. Das that im kaiſerlichen Heer

Kaiſer ſelbſt heraus und ſagte: „Liebe Deutſche, ich weiß, ihr habt keine Schuld, gebt euch zufrieden, ich will euch euern erlittenen Schaden erſtatten und bei meiner kaiſerlichen Ehre morgen am Tage vor euern Augen die Spanier henken laſſen.“ Damit wurde der Alarm geſtillt. Am andern Tage ließ der Kaiſer den Schaden in beiden Lagern, dem deutſchen und ſpaniſchen, beſichtigen und ſchätzen, und da ſich befand, daß den Deutſchen achtzehn Junker und Knechte und ſiebzehn Pferde erſchoſſen waren, den Spaniern aber ſiebzig Perſonen, ſo ließ der Kaiſer den deutſchen Reitern anſagen, Seine Majeſtät wollte die Summe erſtatten, zu welcher die Pferde geſchätzt worden ſeien, wäre auch nicht abgeneigt geweſen, wie er den Tag zuvor verſprochen, die Spanier henken zu laſſen; da die Deutſchen aber ſelbſt geſehen, daß die Spanier den vierfachen Schaden erlitten hätten, und ſie alſo genug gerochen wären, wollte der Kaiſer hoffen und allergnädigſt befinden, die Deutſchen würden daran erſättigt und zufrieden ſein.

Am 18. Juni gegen Abend haben die beiden Kurfürſten, Moritz von Sachſen und Brandenburg, den Landgrafen Philipp von Heſſen zwiſchen ſich nach Halle geführt. Dort hat er am andern Tag gegen Abend um 6 Uhr auf dem großen Saal in des Kaiſers Wohnung im Beiſein vieler Herren, Kurfürſten, Fürſten, fremder Potentaten, Botſchafter, Grafen, Oberſten, Befehlshaber und einer großen Anzahl Zuſchauer, ſo viele ins Gemach gehn und von außen durch die Fenſter hereinſehen konnten, mit ſeinem Kanzler, der neben ihm auf den Knien lag, den Fußfall gethan. Aber als der Kanzler demüthig genug die Abbitte that, kniete der Landgraf, der ein ſpöttiſcher Herr war, und lachte ganz ſchimpflich.*) Da winkte ihm der Kaiſer mit dem Finger, ſah zornig und ſagte:

*) Bedeutet bei Saſtrow noch nicht mehr als ſpöttiſch, Schimpf einen Scherz, der den Andern erniedrigt.

„Wohl, ich will dich lachen lehren.“ Was nachfolgend auch geſchah.

Der Kaiſer rückte von Halle nach Naumburg und blieb dort drei Tage. Als die Kaiſerlichen ſich vor Naumburg ſammelten und die Kaiſerliche Majeſtät draußen vor dem Thore etwas wartete, hatte ſie einen ſammtenen Hut auf und einen ſchwarzen Mantel um, zwei Finger breit mit Sammt beſetzt. Als aber ein Schlagregen einfiel, ſchickte er in die Stadt und ließ ſich ſeinen grauen Filzmantel und Filzhut herausholen; mittlerweile drehte er ſeinen Mantel um, hielt den Hut unter den Mantel, ließ ſich auf den bloßen Kopf regnen. Armer Mann! der etliche Tonnen Goldes verwenden könnte, das ſammtene Hütlein aber und den Mantel nicht vom Regen verderben, ſondern lieber das bloße Haupt naß werden läßt. — Der Landgraf wurde von den Spaniern allerwegen einen Tag vor dem Kaiſer geführt. Die Spanier hielten allenthalben übel Haus. Denn am andern Tage lagen längs dem Wege, den doch der Kaiſer zog, der toten Körper nicht wenige; ſie wirthſchafteten auch übel mit Weibern, Jungfrauen und Männern, verſchonten keine Weibsperſon — —*).

Hinter Koburg wurden wir in ein Dorf an einer ſchönen, luſtigen Wieſe einquartiert. Dort ſattelte ich mein Pferd ab und ließ es auf der Wieſe bis zum andern Tage laufen. In dem Dorfe war ein ſchönes Haus eines Edelmanns, der Hof ſtand ſperrweit offen, darin ein Wagen mit vier ſtarken Pferden, darauf lagen zwei Fäſſer mit köſtlichem Wein, und viele Kapaune, Kraniche, Faſane liefen umher. Wir ſchlugen ſie flugs tot, brachten ſie in unſer Zelt, rupften ſie, brieten und ſotten ſie am Feuer; wir hatten ganz unſern Willen, füllten unſere Futterſäcke aus dem vollen Haferboden und

*) Was Saſtrow von ihren Greueln ſah, muß hier weggelaſſen werden. Die Thatſachen werden noch gräßlicher durch die Gleichgiltigkeit, mit welcher der Sohn einer harten Zeit ſie berichtet.

übermüthiges, ruchloſes Geſchlecht, mit Laſtern, wie aus der Zeit der fränkiſchen Brunhild und Fredegunde; ſo Herzog Ulrich von Würtemberg, der Hans Hutten im Walde erſtach, weil er die Gattin deſſelben begehrte; Heinrich der Jüngere von Braunſchweig, der als Mörder und Brandſtifter vor Kaiſer und Reich verklagt wurde, Entführer der Jungfrau von Trotha, die er auf der Stauffenburg verwahrte, nachdem er an ihrer Stelle einen leeren Sarg hatte begraben laſſen; Markgraf Albrecht der Jüngere von Brandenburg, jener erbarmungsloſe Bandenführer, und andre. Und wenn an den meiſten Fürſtenhöfen die Rückſicht auf Gemahlin und Kinder doch zu einiger Mäßigung zwang, den geiſtlichen Fürſten fiel auch dieſe Beſchränkung weg. Sie ſtanden in dem ſchlechteſten Ruf; die kräftigeren unter ihnen trugen Harniſch und Jagdſpieß lieber als das Kirchengewand, in dem ſich einige ſehr ungeſchickt bewegten. Es gab Erzbiſchöfe und Biſchöfe, denen das Ritual ihrer Kirche wenig bekannt war. Als einſt eine lateiniſche Anrede zu halten war, ergab ſich, daß die höchſten Kirchenfürſten nicht lateiniſch zu ſprechen vermochten, und der Brandenburger mußte ſie halten. Die Dirnenwirthſchaft war an den geiſtlichen Höfen bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts ſehr arg, die Biſchöfe nahmen als förmliches Vorrecht in Anſpruch frei zu ſein von den Verpflichtungen, welche die Kirche dem Klerus aufgelegt hatte.

Allmählich zwar übten die Reformation und die daraus hervorgehende Wiederbelebung der alten Kirche ihren humaniſirenden Einfluß auf die Herren deutſcher Erde. Sie wurden beſſer unterrichtet, auch ihre Herrſchaft erhielt ſeit der Reformation eine ganz ungehoffte Vergrößerung. Sie wurden in anderem Sinne Gebieter des Landes, als ſie bis dahin geweſen waren. In dem proteſtantiſchen Theil Deutſchlands hörte die alte Herrſchaft der Kirche plötzlich auf, ein großer Theil der päpſtlichen und biſchöflichen Gewalt ging auf die Landesherren über. Zunächſt wurden dadurch ihre Einnahmen

wesentlich vermehrt. Allerdings verwendeten die gewissenhaften auf das Drängen ihrer Geistlichen eine große Anzahl der eingezogenen Kirchengüter, Stiftungen und Beneficien auf die neue Geistlichkeit und zur Ausstattung von Schulen; aber auch in diesem Falle vermochten sie die Landesverwaltung besser einzurichten, und sie machten die Erfahrung, daß die Leistungsfähigkeit ihrer Unterthanen unter der neuen Kirchenzucht wuchs und die Erhebung der Steuern durch geschulte Beamte lohnender wurde. Die katholischen weltlichen Fürsten erkannten die unermeßlichen Vortheile, welche die Sachsen, Hessen und später die Würtemberger als oberste Bischöfe und Patrone ihrer Landeskirchen erhielten, und sie ließen sich ihre Treue gegen die alte Kirche theuer bezahlen, indem auch sie einen Theil des Kirchenvermögens für sich nahmen. Auch ihre Kirche war durch die Reformation in die demüthige Stellung eines Schutzbedürftigen gekommen, und sie konnte in der nächsten Zeit nicht daran denken, die Landesherren stark zu verletzen; denn von der Glaubenstreue der Fürsten hing ihr Fortbestehen ab, und das üble Beispiel der protestantischen Landgebiete lag allzunahe und lockte unablässig. Auch die alte Kirche brauchte neue Mittel sich der vornehmen Laien zu versichern, ihr half die hingebende Treue und diplomatische Kunst des Jesuitenordens, seine Fürstenerziehung und seine begabten Köpfe im Beichtstuhl und in den Geschäften, um ihren Einfluß auf die begehrlichen Gebieter des Landes zu behaupten.

Kaum geringere Erhebung wurde der fürstlichen Hausmacht durch die neue Beamtenbildung der römisch geschulten Juristen, welche allmählich die Gerichte und Verwaltungsstellen der Einzelgebiete besetzten. Wie das Reichskammergericht waren auch die Gerichte der Landesherren häufigen Angriffen durch die öffentliche Meinung ausgesetzt, die gelehrten Richter und Sachwalter wurden vom Volke gern der Rabulisterei, Weitschweifigkeit und Bestechlichkeit bezichtigt. Dennoch war ein

unermeßlicher Fortschritt, daß die unbehilfliche und verkommene Rechtspflege des deutschen Mittelalters, sowie die unerträgliche Vielheit und Verschiedenheit der Rechtsbräuche allmählich gebändigt wurde durch ein Rechtsgebäude, welches zwar aus der Fremde von einem untergegangenen Volksthum hergeholt war, aber durch die scharfe Logik seiner Bestimmungen und durch die nüchterne, klare und genaue Auffassung der Rechte und Pflichten die sinnbildlichen Handlungen und hundert unverständig gewordene Gewohnheiten in den Hintergrund drängte. Durch die strenge Folgerichtigkeit seines Wesens wurden zahllose Ortsgesetze, Ordnungen und Willküren einander allmählich ähnlicher geformt, wenn auch zunächst nur vermittelst gezwungener Deutung der heimischen Rechtsgrundsätze, die aus längst überwundenen Culturzuständen herrührten. Zahllos waren die Härten des neuen Rechts und drückend seine fremdartige Unbilligkeit, aber auch bei der unbehilflichsten Anwendung wurde dasselbe dem Handel und Verkehr eine weit bessere Stütze als die alten Vorschriften über Leihkauf und Wucher, und dem Angeklagten menschlicher als ein Schöffengericht unwissender Bauern. — Die Landeskirche, die Schulen und die römisch geschulten Beamten begannen über einem kräftigen Volke den modernen Staat der Fürsten zu formen, der im folgenden Jahrhundert sich despotischer über einem zerschlagenen und zerstörten Volke aufbauen sollte — als die letzte Rettung desselben.

Noch in anderer Weise empfanden die protestantischen Fürsten des Reiches den ungeheuren Werth dieses Fortschritts. Sie waren durch die Reformation Gebieter ihrer Zugehörigen geworden, wie niemals seit Karl dem Großen ein deutscher Herr Gebieter über Deutsche gewesen war. Denn im Einverständniß mit ihren Geistlichen befahlen sie auch in Kirchensachen, sie waren Vorkämpfer und oberste Würdenträger ihrer Glaubensgenossen. Diese Ehre hatten sie sogar vor dem Kaiser voraus. Und diese neue Majestät, welche ihr Haupt verklärte,

mußte der Kaiſer ihnen vielleicht beneiden, in jedem Fall, wenn er ein guter Katholik war, haſſen und für ketzeriſchen Frevel halten. Die deutſchen Fürſten waren nicht zu leiten geweſen zu Gunſten einer deutſchen Hausmacht, als noch beide Theile, Fürſten und Kaiſer, gemeinſam gegen den Papſt haderten; wie ſollten ſie fortan einem Kaiſer dienſtfertig ſein, ſeit ſie in ihrem Lande höhere Regentenmacht genoſſen als der Kaiſer ſelbſt, und ſeit dem Kaiſer als Gottesfrevel erſcheinen konnte, was ſie am höchſten hob.

Und wieder müſſen wir ſagen, die Reformation brachte die Erhebung der Fürſten nur deshalb, weil ſich kein deutſcher Kaiſer fand, der die Einſicht und Neigung hatte, dieſes ungeheure Kraftmittel für das Kaiſerthum Deutſchlands auszunützen. Dies ward der Nation zum Verhängniß.

Durch deutſche Fürſten wurde Karl, Herr von Niederburgund und Niederland, König von Spanien und Neapel, Herzog von Mailand, Oberherr der neuen Welt jenſeit des Oceans, auch Kaiſer in Deutſchland. Es iſt bekannt, wie lange und geſchäftig das Ränkeſpiel für ihn und König Franz von Frankreich ſich kreuzte. Kein Kurhaus war, welchem nicht Geldſummen oder Vortheile von beiden Theilen angeboten wurden, und keines, welches nicht für ſeinen eigenen Nutzen unterhandelte; zuletzt gab doch der Wille Friedrich's des Weiſen den Ausſchlag. Theuer hat ſeine Familie dieſen Entſchluß bezahlt.

Als der junge König zu Aachen gekrönt wurde, als er ſein Pferd zur Freude der ſchauenden Menge ſo luſtig aufſteigen ließ, und als nach der Krönung durch die Herolde ausgerufen wurde, päpſtliche Heiligkeit bewillige, daß Seine Majeſtät den Titel „erwählter römiſcher Kaiſer" annehmen dürfe, da fehlten im Feſtzuge die beiden Kurfürſten von Sachſen und Brandenburg, die Fürſten der beiden Häuſer, welche fortan die deutſche Oppoſition gegen das Haus Habsburg führen ſollten.

Mit der Wahl Karl's V war das Schickſal Deutſchlands entſchieden. Er war nicht ganz Burgunder, nicht immer Spanier, nicht Italiener, am wenigſten Deutſcher. Zu hoch war ſeine Erdenſtellung, als daß er das Lebensbedürfniß einer der vielen Völkerſchaften, welche ihm gehorchten, zur Hauptaufgabe ſeines Lebens hätte machen können. Und es war das Furchtbare ſeiner erhabenen Stellung, daß er nur perſönliche Politik treiben konnte, bald dieſes, bald jenes Land dem Zuge ſeiner Pläne unterordnend, deren letztes Ziel war, die Vortheile ſeiner Familie wahrzunehmen. Wäre Karl weniger klug und weniger mäßig geweſen, das Unerträgliche ſolches Gegenſatzes wäre ſofort in allen ſeinen Staaten als ein Unglück gefühlt worden. Aber ſelten hat ein Fürſt verſtanden, eine innerlich unhaltbare Stellung ſo lange ſiegreich zu behaupten.

Denn wie wenig er im deutſchen Reich heimiſch wurde, er war hier doch nicht unbeliebt. Wie Luther ſelbſt ſah ihn auch das deutſche Volk an. Faſt rührend erſcheint uns das Vertrauen und die Anhänglichkeit, mit welcher die Deutſchen dem Enkel Maximilian's entgegenkamen. Sein vornehmes, gehaltenes, ruhiges Weſen machte überall großen Eindruck. Im Anfange wurde man nicht müde das Beſte von ihm zu hoffen, ſpäter freuten ſich auch die Proteſtanten, die ſeine Ungunſt erfahren hatten, wenn er dem Papſt entgegentrat und den König von Frankreich beſiegte. Lange fühlte ſich die deutſche Nation durch den Ruhm ſeiner glänzenden Herrſchaft gehoben. Karl that, was ihm möglich war, er ſchonte die Vorurtheile der Deutſchen, ſah ihnen mehr nach als einem andern ſeiner Völker, und verſtand, auch wo er Partei war, ſeine Gegner durch Gnade und Würde zu verſöhnen. Aber endlich kam doch das Jahr, wo ihm Stolz und Anſprüche ſo geſteigert waren, daß die ungelenke Selbſtändigkeit der proteſtantiſchen Partei unerträglich wurde. Da brach der innere Gegenſatz als Haß hervor. Plötzlich erhob ſich gegen ihn ein Sturm im Volke.

Wieder ſchwoll die kleine Literatur zu einem Meer wie in den erſten Jahren Luther's, in Verſen und Proſa wurde gegen ihn gefochten und mehr auf die Bundesgenoſſenſchaft des Himmels gehofft, als klug war. Der proteſtantiſche Moritz, Nachfolger des Herzogs Georg von Sachſen, jenes eifrigſten Gegners der Reformation, verband ſich mit dem Kaiſer gegen ſeine eigene Familie, die proteſtantiſche Partei wurde geſchlagen.

Und jetzt ſtand Kaiſer Karl auf der Höhe ſeiner Macht. Die Schlacht bei Mühlberg war gewonnen, der ſchmalkaldiſche Bund ruhmlos zerfallen. Die proteſtantiſchen Fürſten und Städte beeilten ſich, ihren Frieden mit dem Herrn von halb Europa zu machen, dem ſie in unheilvoller Stunde die Herrſchaft über ihre Häupter entgegengetragen hatten. Von der Saale zog er, den gefangenen Kurfürſten von Sachſen und den verhafteten Landgrafen von Heſſen mit ſich führend, im Triumphzuge, geleitet von ſeinem Kriegsheer, ſpaniſchen und niederländiſchen Söldnern und deutſchen Landsknechten, nach Augsburg. Dort ſtrömte zum Reichstag faſt Alles zuſammen, was Deutſchland an Gewaltigen beſaß, um Verzeihung oder Belohnung zu erwerben, dem mächtigſten Gebieter, den Deutſchland ſeit Jahrhunderten gefühlt, den Hof zu machen, die eigene und des Landes Zukunft zu entſcheiden, Abenteuer und Vergnügen zu finden. — In dieſem Gewühl von unabhängigen Fürſten und kleinen Landgebietern, Höflingen, Gaunern, Kriegsleuten und Bürgergeſandtſchaften war auch ein Bürgersſohn aus Greifswald thätig, Bartholomäus Saſtrow, Unterhändler der Herzöge von Pommern, welche, durch ihre proteſtantiſche Verbindung ſtark bloßgeſtellt, vorzogen, nicht ſelbſt vor den Augen des Kaiſers zu erſcheinen. Saſtrow hat in ſeinem Lebenslauf (herausgegeben von Mohnike, Greifswald 1823, 3 Theile) einige lebhafte Schilderungen hinterlaſſen von dem, was er nach der Schlacht bei Mühlberg, auf dem Siegeszuge nach Augsburg und auf dem Reichstage erlebte. Der geſchichtliche Werth ſeiner Erzählung iſt nicht

unbedeutend. Er beobachtete in seiner untergeordneten Stellung gut, urtheilte nüchtern und hatte doch Verbindungen genug, um ein richtiges Bild von dem Charakter der großen Herren zu erhalten. Und wie unsicher einzelne seiner Anekdoten sein mögen, im Ganzen helfen sie dazu, Menschen und große Ereignisse in einem neuen Lichte zu zeigen. Das Folgende ist eine getreue Uebertragung seiner Worte (Theil II, S. 26 folg.), doch mußte aus dem weitläufigen, oft durch Mittheilung von Actenstücken unterbrochenen Bericht Einzelnes herausgenommen werden.

Bartholomäus Sastrow, nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 in das kaiserliche Lager nach Halle geschickt, beginnt folgendermaßen:

„Die pommerschen Räthe beschlossen, daß ich im kaiserlichen Lager bleiben und bei Georg von Wedell meinen Schutz suchen sollte. Dieser hinterpommersche Edelmann hatte seinen eigenen Vetter erstochen, war in Ungnade bei Herzog Barnim, diente aber jetzt dem Kaiser mit neunundzwanzig Pferden. Durch meine Beschützung machte er sich bei den pommerschen Herzögen so verdient, daß Herzog Barnim auf mein fleißiges Schreiben die gefaßte Ungnade fallen ließ und ihn in seinem Eigenthum wieder herstellte. Bin also mit meinem Leibhengst im kaiserlichen Heer bis Augsburg geblieben. Wie es mir auf diesem Zuge gegangen und was ich gesehen und mit angehört, folgt hier genau verzeichnet.

Es soll im Kriege gewöhnlich und ungestraft sein, daß ein Kamerad dem andern ein Pferd stiehlt, und der Hergang ist folgender. Wenn einem eines Andern Pferd gefällt, erkauft er einen verschlagenen Reiterknaben mit etwa sechs oder sieben Thalern, daß er ihm das Pferd in die Hand liefere; dann schickt er es fünf oder sechs Wochen von dannen, damit es ein wenig vergessen werde, verändert es an Schwanz, Mähne, Zopf und andern Abzeichen und läßt es sich dann wieder ins Lager bringen. Das that im kaiserlichen Heer

vor Halle auch ein deutſcher Edelmann, ließ durch einen Knaben einen ſpaniſchen Hengſt ſtehlen, und als er ihn einige Wochen in ſeiner Heimat gehalten hatte und meinte, das Gericht ſei nunmehr kalt geworden, wurde der Gaul wieder ins Lager gebracht. Nun lagen die deutſchen Reiter, wohl acht oder mehr Schwadronen, auf einer ſchönen Wieſe, einem luſtigen Ort an der Saale, die Spanier aber lagen auf der Höhe um das Schloß. Der geſtohlene Hengſt wurde gegen Abend zum Tränken in die Saale geritten; ein ſpaniſcher Junge erkennt den Gaul, ſpricht, er gehöre ſeinem Herrn, und will mit ihm davon. Der deutſche Junge will ſich ihn nicht nehmen laſſen, er bekommt drei bis vier deutſche Reiter zum Beiſtande, der Spanier zehn bis zwölf, der deutſche zwanzig bis dreißig, die beiden Haufen wachſen je länger je mehr und beginnen in einander zu ſchießen. Die Spanier hatten der Höhe wegen großen Vortheil vor den Deutſchen, die faſt unter ihnen lagen, ſie ſchoſſen durch die Zelte der Deutſchen etliche vom Adel am Tiſch zu Tode, die Deutſchen ſchonten die Spanier ihrerſeits auch nicht. Der Kaiſer ſchickte einen ſpaniſchen Herrn heraus, der hatte einen wohlgeſtalteten ſpaniſchen Gaul unter ſich, den Hals voll prangender goldener Ketten, er ſollte die deutſchen Reiter zufrieden ſprechen und den Alarm ſtillen. Da ſchrien die Deutſchen einander zu: „Schieß in den ſpaniſchen Böſewicht!“ Als er nun auf die Brücke kommt, um über die Saale zu reiten, erſchießt einer den Gaul unter ihm, daß der Bekettete von der Brücke in die Saale ſtürzt und darin erſaufen muß. Da ſchickt der Kaiſer den Sohn König Ferdinand's, den Erzherzog Maximilian, der nachmals römiſcher Kaiſer wurde, hinaus, für gewiß haltend, daß ſie dieſem Gehör geben und ſich beſchwichtigen laſſen würden. Aber ſie ſchrien gleichfalls: „Man ſchlage auf den ſpaniſchen Böſewicht!“ Da ſchlägt ihn einer auf den rechten Arm, und ich habe geſehen, daß er den Arm einige Wochen in einer ſchwarzen Binde trug. Zuletzt kam der

Kaiſer ſelbſt heraus und ſagte: „Liebe Deutſche, ich weiß, ihr habt keine Schuld, gebt euch zufrieden, ich will euch euern erlittenen Schaden erſtatten und bei meiner kaiſerlichen Ehre morgen am Tage vor euern Augen die Spanier henken laſſen.“ Damit wurde der Alarm geſtillt. Am andern Tage ließ der Kaiſer den Schaden in beiden Lagern, dem deutſchen und ſpaniſchen, beſichtigen und ſchätzen, und da ſich befand, daß den Deutſchen achtzehn Junker und Knechte und ſiebzehn Pferde erſchoſſen waren, den Spaniern aber ſiebzig Perſonen, ſo ließ der Kaiſer den deutſchen Reitern anſagen, Seine Majeſtät wollte die Summe erſtatten, zu welcher die Pferde geſchätzt worden ſeien, wäre auch nicht abgeneigt geweſen, wie er den Tag zuvor verſprochen, die Spanier henken zu laſſen; da die Deutſchen aber ſelbſt geſehen, daß die Spanier den vierfachen Schaden erlitten hätten, und ſie alſo genug gerochen wären, wollte der Kaiſer hoffen und allergnädigſt befinden, die Deutſchen würden daran erſättigt und zufrieden ſein.

Am 18. Juni gegen Abend haben die beiden Kurfürſten, Moritz von Sachſen und Brandenburg, den Landgrafen Philipp von Heſſen zwiſchen ſich nach Halle geführt. Dort hat er am andern Tag gegen Abend um 6 Uhr auf dem großen Saal in des Kaiſers Wohnung im Beiſein vieler Herren, Kurfürſten, Fürſten, fremder Potentaten, Botſchafter, Grafen, Oberſten, Befehlshaber und einer großen Anzahl Zuſchauer, ſo viele ins Gemach gehn und von außen durch die Fenſter hereinſehen konnten, mit ſeinem Kanzler, der neben ihm auf den Knien lag, den Fußfall gethan. Aber als der Kanzler demüthig genug die Abbitte that, kniete der Landgraf, der ein ſpöttiſcher Herr war, und lachte ganz ſchimpflich.*) Da winkte ihm der Kaiſer mit dem Finger, ſah zornig und ſagte:

*) Bedeutet bei Saſtrow noch nicht mehr als ſpöttiſch, Schimpf einen Scherz, der den Andern erniedrigt.

„Wohl, ich will dich lachen lehren.“ Was nachfolgend auch geſchah.

Der Kaiſer rückte von Halle nach Naumburg und blieb dort drei Tage. Als die Kaiſerlichen ſich vor Naumburg ſammelten und die Kaiſerliche Majeſtät draußen vor dem Thore etwas wartete, hatte ſie einen ſammtenen Hut auf und einen ſchwarzen Mantel um, zwei Finger breit mit Sammt beſetzt. Als aber ein Schlagregen einfiel, ſchickte er in die Stadt und ließ ſich ſeinen grauen Filzmantel und Filzhut herausholen; mittlerweile drehte er ſeinen Mantel um, hielt den Hut unter den Mantel, ließ ſich auf den bloßen Kopf regnen. Armer Mann! der etliche Tonnen Goldes verwenden könnte, das ſammtene Hütlein aber und den Mantel nicht vom Regen verderben, ſondern lieber das bloße Haupt naß werden läßt. — Der Landgraf wurde von den Spaniern allerwegen einen Tag vor dem Kaiſer geführt. Die Spanier hielten allenthalben übel Haus. Denn am andern Tage lagen längs dem Wege, den doch der Kaiſer zog, der toten Körper nicht wenige; ſie wirthſchafteten auch übel mit Weibern, Jungfrauen und Männern, verſchonten keine Weibsperſon — —*).

Hinter Koburg wurden wir in ein Dorf an einer ſchönen, luſtigen Wieſe einquartiert. Dort ſattelte ich mein Pferd ab und ließ es auf der Wieſe bis zum andern Tage laufen. In dem Dorfe war ein ſchönes Haus eines Edelmanns, der Hof ſtand ſperrweit offen, darin ein Wagen mit vier ſtarken Pferden, darauf lagen zwei Fäſſer mit köſtlichem Wein, und viele Kapaune, Kraniche, Faſane liefen umher. Wir ſchlugen ſie flugs tot, brachten ſie in unſer Zelt, rupften ſie, brieten und ſotten ſie am Feuer; wir hatten ganz unſern Willen, füllten unſere Futterſäcke aus dem vollen Haferboden und

*) Was Saſtrow von ihren Greueln ſah, muß hier weggelaſſen werden. Die Thatſachen werden noch gräßlicher durch die Gleichgiltigkeit, mit welcher der Sohn einer harten Zeit ſie berichtet.

nahmen den Wein, die Pferde und den Wagen mit bis nach Nürnberg, doch unterwegs tranken wir den Wein aus. Wagen und Pferde verkauften wir zu Nürnberg, was sie gelten wollten, denn wir hatten sie billig gekauft. Herzog Friedrich von Liegnitz, der seines Vaters wegen auch dem kaiserlichen Lager nachzog, kam zu uns, da er sah, daß wir so gute Schnabelweide hatten. Den behielten wir bei uns zu Gast. Wir hatten zwei Dirnen in köstlichen seidenen Kleidern bei uns sitzen, — — saßen da die ganze Nacht, die ohnedies nicht lange währte. Am Morgen wollte ich meinen Hengst wieder satteln und zäumen, so war er mir in der Nacht gestohlen; ich nahm wiederum den nächsten, den ich ergreifen konnte, putzte ihn, legte den Sattel darauf und ritt meine Straße. —

Nach Bamberg kamen wir am 1. Juli. Der Kaiser zog gegen Mittag mit starkem Volke ein, er aber saß auf einem kleinen Rößlein. In der Vorstadt war eine Straßenbiegung im rechten Winkel, gerade in diese Ecke ward der gefangene Kurfürst von Sachsen logirt, daß er feldwärts aus der Vorstadt hinaus und längs der Vorstadt in die eigentliche Stadt sehen konnte. Er stand oben am Fenster, um den Einzug anzusehen. Als nun der Kaiser in der Ecke an den Kurfürsten kam, neigte dieser sich vor ihm gar tief, aber der Kaiser verließ ihn nicht mit den Augen, solange er auf ihn sehen konnte, und lachte gar spöttisch.

Am 3. Juli schrieb der Kaiser den Reichstag zum 1. September nach Augsburg aus. Im Stift Bamberg haben die Spanier an die vierhundert Frauen, Jungfrauen und Mägde bis nach Nürnberg mit sich genommen. Dort haben sie dieselben wieder zurücklaufen lassen; die Eltern, Männer und Brüder sind ihnen gefolgt, der Vater suchte seine Tochter, der Mann seine Ehefrau, der Bruder seine Schwester bis nach Nürnberg, da bekam ein jeder die Seine wieder. Ist das nicht eine unartige Nation? Nach geendigtem Kriege, im Freundesland, im Beisein der Kaiserlichen

Majeſtät, da doch der Kaiſer gar ſtrenges Regiment hielt! Alle Abend, wenn er ſein Zelt aufſchlug, ließ er auch einen Galgen aufrichten, ließ ſie auch tapfer anbinden. Das half jedoch nichts.

Der Kaiſer zog mit ſeinem Kriegszeuge gemächlich vorwärts, denn es war eine große Hitze in den Hundstagen. Unterdeß ritt ich mit Georg von Wedell ſpazieren, die Kriegsleute entlang, was gar luſtig anzuſehen war, eines jeden Rüſtung und Wehr in der Schlachtordnung. Bald waren wir bei den ſpaniſchen Kriegsleuten, bald bei den deutſchen, und konnten doch am Abend wieder bei unſern Reitern ſein. Die Marſchirenden hielten nicht den rechten Fahrweg, ſondern gingen in gerader Linie, ſie machten eine anſehnliche Straße, viermal breiter als die Landſtraße; was ihnen entgegen war, mußte weichen, die Zäune wurden niedergeriſſen, die Gräben wurden zugeſchüttet.

Zu Nürnberg, wo ich den Schutz Georg von Wedell's oder eines Andern nicht nöthig hatte, bin ich in ein Wirthshaus geritten, in welchem der obgemeldete Herzog von Liegnitz auch Herberge genommen. Auch Kaiſerliche Majeſtät iſt mit großem Comitat herangezogen und ſo lange in Nürnberg geblieben, daß ſie zu Augsburg bequem um den 1. September ankommen konnte. Der Herzog von Liegnitz hat ſich ſeines Saufens befliſſen, iſt ſtets voll geweſen, und um dazu in Nürnberg Geſellſchaft zu haben, da ihm ſeine zugeordneten Räthe bei dem Schwärmen keine Geſellſchaft leiſten wollten, hat er die Hofleute des Markgrafen Johann gerne bei ſich gehabt, die denn mit ihm ein unbändiges Trinken verführt haben. Als ſie einſt ſehr bezecht waren, hat der Herzog mit ſechs Markgräflichen ſich den rechten Aermel von Wamms und Hemde ſchneiden laſſen, ſo daß der Arm ganz nackend war, hat die Hoſen aufgelöſt und das Hemde zwiſchen den Hoſen und dem Wamms rund herum etwas ausgezogen. So ſind ſie ohne Schuhe, auf den Socken, mit bloßem Haupte,

vor ihnen das große Spiel, die Spielleute der Stadt Nürnberg, welche aus aller Macht so laut blasen mußten, als sie konnten, die Gasse entlang vorwärts gezogen, einer nach dem andern, bald nach dem Mittagessen, aus der Herberge nach dem Logement des Herzogs Heinrich von Braunschweig. In der einen Hand hatte der Herzog ein Paar Würfel, in der andern Hand etliche Goldstücke. Da kam eine Welt von Leuten herzugelaufen, zumal von den fremden Nationen, Spanier und Italiener, und sahen diesen deutschen Ebriaken zu. Der Wein überwand sie; als sie zum Braunschweiger hinaufkamen, schlug der Liegnitzer mit beiden Händen vor dem Braunschweiger auf den Tisch, aus der einen Hand hatte er das Geld verloren, in der andern hatte er nur einen Würfel, konnte nicht lallen, sondern stürzte an dem Tische nieder. Der Braunschweiger ließ ihn durch vier seiner Edelleute aufheben, eine Stiege hinauftragen und in ein Bett legen. Der Kaiser soll übel damit zufrieden gewesen sein, daß den Deutschen vor andern Nationen solch grausamer Spott widerfuhr.

Nun waren aber bei dem Herzog von Liegnitz Anzeichen genug, daß er nicht übel erzogen war. Denn ich hatte etliche Tage vorher über Tisch, als er ziemlich bezecht war, gehört, wie er ganze Geschichten des alten Testaments, nicht wie sie in der Bibel stehn, sondern mit seinen eigenen Worten nicht nur recitirte, sondern auch auf seines Vaters Geschäfte, die er beim Kaiser verrichten sollte, so geschickt berichtete, daß ich mich verwundert habe — darum sieht man hier die Frucht des Volltrinkens, daß man aus einer Sünde in die andere fällt. Denn als er keine andere Saufgesellschaft mehr bekommen konnte, kam er in der Nacht vor meine Kammer, klopfte und rief so lange, daß er mich erweckte und ich ihm antworten mußte, er bat um Gottes willen, ich möchte aufstehen und mit ihm saufen. Ich sagte aber, das wäre meine Art nicht, und bat unterthänig, er möchte mich, besonders

aber ſich ſelbſt mit ſolchem verſchonen, bis ich ihn von der Kammer, die ich nicht öffnen wollte, los wurde.

Als der Kaiſer ſechzehn Tage zu Nürnberg ſtill gelegen hatte und am Morgen früh nach Augsburg vorrücken wollte, ſtand dieſer Herzog doch einmal ſo früh auf, daß er ſchon um ſechs Uhr nach des Kaiſers Logis ritt, aber der Kaiſer war ſchon zwei Stunden zuvor zum Thore hinaus. Da ſchämte ſich der Herzog nach Augsburg zu folgen, und ſchickte zwei ſeiner Räthe gen Augsburg nach. Er aber blieb bei ſeinem unordentlichen Leben, ritt zwar mit ſeinem Hofgeſinde zurück in ſein Land, aber in dem unordentlichen Saufen ließ er nicht nach. Zu Liegnitz in ſeinem Lande ſaß er einſt beim Trunk, da führte der Weg zwei Studioſen, welche ihre Eltern und Freunde beſuchen wollten, durch Liegnitz. Die ſaßen allda zum Morgen, machten ſich auch mit Singen etwas fröhlich, daß es der Herzog hörte. Da ſchickte er zu ihnen, ließ ſie greifen, ſtracks zum Thore hinausführen und ihnen die Köpfe abhauen. Den andern Morgen, ehe er wieder zu trinken anfing, ritten etliche ſeiner Räthe mit ihm ſpazieren und führten ihn gerade auf den Platz, wo die zwei Studenten enthauptet waren. Als er das Blut ſah und fragte, was das wäre, und ſie ihm vermeldeten, es wäre Blut von den beiden Studioſen, die er den Tag zuvor hätte abhauen laſſen, da wunderte er ſich und fragte, was ſie gethan hätten? Als er nun wieder ſtark bezecht war, befahl er ſeinen Räthen bei Strafe ihres Lebens, ihn in den Thurm zu ſetzen und mit Waſſer und Brod zu ſpeiſen, und wenn ſie es anders mit ihm machen würden, wollte er ihnen die Köpfe von dem Rumpf hauen laſſen. Sie gingen mit ihm hin zum Thurm, worin bereits Gefangene ſaßen; zu denen wurde er hinabgelaſſen und dem Thurmhüter befohlen, ihn nicht wieder herauszulaſſen und mit nichts Anderem als Waſſer und Brot zu ſpeiſen. Als er nun den Trunk ausgeſchlafen hatte und ſich etwas ermuntern konnte, unterhielt er ſich mit den

Gefangenen und rief dem Kerkermeiſter zu, daß er ihn wieder herausbringen ſollte. Der jedoch ſagte, es wäre ihm zu hart verboten, zeigte es aber den Räthen an. Dieſe zogen die Sache hin bis auf den dritten Tag. Er hörte nicht auf, dem Kerkermeiſter zu befehlen, daß er die Räthe bitte, ſie möchten nachgeben und ihn loslaſſen. Da gingen ſie zu ihm in das Gefängniß und hörten ihn ſelbſt flehn und bitten. Sie aber ſagten, er hätte es ihnen bei Kopfabhauen verboten, und ſie wüßten, daß er damit nicht ſcherze, deshalb dürften ſie ihn nicht herauskommen laſſen. Er verſprach es aber ſo hoch und theuer, ſie nicht zu beſchweren, daß ſie ihn aus dem Thurm kommen ließen.

Ungefähr drei Jahre darauf wollte er nach Stettin reiten, alles nur, um mit den Hofleuten dort zu trinken. Als ſolches Herzog Barnim erfuhr, zog er mit ſeinem ganzen Hofgeſinde fort nach dem Kloſter Colbitz, ließ nur das fürſtliche Frauenzimmer zurück. Der Liegnitzer kommt nach Stettin; auf dem Schloſſe wird ihm geſagt, daß weder der Herzog noch jemand von den Hofjunkern zur Stelle ſei, und er wird nach der Stadt in ein Haus eingewieſen, worin gerade ein alter Mann im Todeskampfe lag, weil man vermeinte, daß er deshalb um ſo eher von dannen rücken würde. Aber er blieb nicht nur, ſondern ging auch zu dem Kranken ans Bett und ſagte ihm etwas aus Gottes Wort vor, ſo lange bis er verſchied, und drückte ihm die Augen zu. Valentin, der mit der Armenbüchſe umging, kam zu ihm ins Haus, dem ſteckte er etliche Thaler in die Büchſe und ließ ſchwarzes Tuch holen, ſich und dem Valentin zu Mänteln, und wollte dem Toten mit Valentin auch zum Begräbniß folgen. Das wollte doch die Herzogin nicht geſtatten, ſondern ließ ihn auf's Schloß laden in das Gemach über der Kanzlei, damit ſie mit einander reden könnten. Ich war damals auch zu Stettin auf dem Hofe in der Küche und wollte über den Hof hinuntergehn, da ſtand dieſer Herzog an dem Fenſter, ſtieß den

Kopf zum Fenſter hinaus, ſperrte mit beiden Händen den Mund gegen mich voneinander und ſchrie mich laut an: „Bui!“ Da ich zu Nürnberg gelernt hatte, wie mit ihm zu verhandeln war, antwortete ich: „Bah!“ Darauf ſagte er: „Ei, das iſt ein rechtſchaffener Kerl! Ich bitte euch um Gotteswillen, kommt zu mir herauf, wir wollen einander gute Geſellſchaft leiſten, fröhlich und guter Dinge ſein.“ Ich aber ſagte Sr. Fürſtlichen Gnaden unterthänig Dank und ging meine Straße.

Als er zuletzt auch von Stettin abzog, — denn Herzog Barnim's Heimkehr verzögerte ſich zu lange, — gab ihm die Herzogin eine fürſtliche Verehrung, ſo daß er noch eine Weile unordentlich zehren konnte. Er blieb aber bei ſeinem angenommenen tollen, wilden Leben, wodurch er ſich um Alles, Land und Leute, Geſundheit und fürſtlichen Wohlſtand brachte. Er ſoff ſich zu Tode, ſo daß er ſeine Gemahlin, eine geborne Herzogin von Mecklenburg,*) und ihre beiderſeitigen Kinder in äußerſter Armuth verließ. Denn ſeine Gemahlin beklagte ſich als Witwe, nicht allein bei ihren Standesgenoſſen, ſondern auch gegen den Rath mancher Städte, daß ſie große Noth litte, ſie wüßte keinen Rath, wie ſie ihre Söhnlein fürſtlich erziehen ſollte, ſondern bat, ihr dabei etwas zu Hilfe zu kommen und ſie in ſolcher Armuth mit einem Almoſen zu tröſten; wie denn auch der Rath zu Stralſund ihr durch ihren hierher geſchickten laufenden Boten etliche Thaler ſandte. —

Zu Augsburg bin ich in eine öffentliche Herberge am Weinmarkt eingeritten, dort habe ich zwei Stuben und bei jeder eine Schlafkammer beſtellt, die eine für die pommer'ſchen Geſandten, die andere für ihre Kanzlei, welche der Kanzler Jacob Citzewitz einnahm und mit den Secretären Herzogs Barnim und mir benutzte. Am Ende des Heumonats iſt die

*) Seine Gemahlin, Mutter Heinrich's XI und Friedrich's IV, war eines ſolchen Gatten und ſolcher Söhne nicht unwerth.

Kaiſerliche Majeſtät mit dem ganzen Heer herangekommen. Den Landgrafen hat er mit einem Haufen Spanier zu Donauwörth gelaſſen, aber den gefangenen Kurfürſten hat er mit nach Augsburg gebracht und in dem Haus der Welſer einquartiert, am Weinmarkt, durch zwei Häuſer und ein kleines Gäßlein von des Kaiſers Palaſt getrennt, hart an meiner Herberge. Durch die Nebenhäuſer hatte der Kaiſer durchbrechen und über das Gäßlein ein hölzern Gerüſt legen laſſen, ſo daß man aus des Kaiſers Logis in das des Kurfürſten gehen konnte. Der Kurfürſt hat ſeine eigene Küche gehalten, auch ſeinen Kanzler Minkwitz und ſein aufwartendes Geſinde bei ſich gehabt, ſo daß die Spanier nicht in ſeine Stube und Schlafkammer haben kommen dürfen. Der Herzog von Alba und andere große Herren am kaiſerlichen Hofe ſind bei ihm aus- und eingegangen und haben ihm mit freundlichem Geſpräch, auch allerlei Kurzweil Geſellſchaft geleiſtet. Er hatte im Hofe ſeiner Herberge, die recht herrlich und fürſtlich gebaut und eingerichtet iſt, einen Rennplatz, wo ſie über die Stange ſtachen; ihm wurde erlaubt, in der Stadt an luſtige Orte und zierlich mit beſonderer Kunſt eingerichtete Gärten, deren zu Augsburg etliche ſind, zu reiten; und weil er von Jugend auf Luſt zum Fechten gehabt, und als er jung und rühriger war, mit allen Wehren gern gefochten hat, wurden ihm zu Gefallen Fechtſchulen eingerichtet; jedoch ſind die ſpaniſchen Soldaten vor und hinter ihm gegangen; ihm war faſt bis zum Ende des Reichstags, wo er ſich weigerte das Interim anzunehmen, nicht verwehrt, Bücher zu leſen u. ſ. w. Aber bei dem Landgrafen zu Donauwörth ſind die Spanier bei Tage in der Stube geweſen. Wenn er im Fenſter gelegen und auf den Platz geſehen, ſo haben auch ein oder zwei Spanier neben ihm am Fenſter gelegen, welche die Köpfe ebenſo lang hinausſteckten; Tag und Nacht haben ſie mit Pfeifen und Trommeln die ſpaniſche Beſatzung auf- und abgeführt. Die bewaffneten Spanier haben des Nachts bei ihm

in der Kammer gelegen, und wenn die Wache abgewechſelt wurde und die friſche mit Trommeln und Pfeifen in die Kammer kam, haben die, welche ihn die halbe Nacht bewacht hatten, das Bette aufgedeckt und geſagt: „Sieh da, wir wollen ihn euch geliefert haben, hinfort mögt ihr ihn bewahren.“ Ich meine, das heißt die Worte von Halle bei dem Fußfall: „Wohl, ich will euch lachen lehren!“ redlich halten.

Die Kaiſerliche Majeſtät hat, ſobald ſie zu Augsburg ankam, mitten in der Stadt hart am Rathhauſe zu mehrem Schrecken einen Galgen aufrichten laſſen, dabei einen halben Galgen, woran man die Chorda gab, und gerade gegenüber ein Gerüſt, in Höhe eines mittelmäßigen Mannes, worauf man räderte, köpfte, ſtrangulirte, viertheilte und dergleichen Arbeit verrichtete.

Es war wohl ein geharniſchter Reichstag, denn außer den ſpaniſchen Soldaten und deutſchen Knechten, die der Kaiſer mit nach Augsburg brachte, lagen bereits in der Beſatzung daſelbſt zehn Fähnlein Landsknechte, auf dem Lande und um Augsburg herum lag hispaniſches und italieniſches Kriegsvolk. Aber es war auch ein anſehnlicher, pompöſer Reichstag, denn es waren die Kaiſerliche und die Königliche Majeſtät zur Stelle, alle Kurfürſten in Perſon mit ſehr ſtarkem Gefolge, der Kurfürſt von Brandenburg mit ſeinem Gemahl, der Cardinal von Trient, Herzog Heinrich von Braunſchweig mit ſeinen beiden Söhnen Karl Victor und Philipp, Markgraf Albrecht von Kulmbach, Herzog Wolfgang, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog Auguſtus von Sachſen, Herzog Albrecht von Baiern u. ſ. w., Frau Maria, des Kaiſers Schweſter, und die Tochter ſeiner Schweſter, die Wittfrau von Lothringen, das markgräfliche Frauenzimmer, das bairiſche Frauenzimmer, item Geſandte fremder Potentaten, ſonſt viel Biſchöfe, Aebte, unzählig viel Grafen, Freiherren, Reichsſtädter, anſehnliche Geſandte, vortreffliche Männer. Daß ich den Juden Michael nicht vergeſſe, der ſich auch als ein großer Herr hielt und

auf der Gasse stattlich gekleidet, den Hals voll goldener Ketten auf wohlstaffirtem Pferde ritt, zehn bis zwölf Diener, alles Juden, immer als reisige Knechte angethan, liefen um ihn her; von Person war er ansehnlich, wie man auch sagte, sein wirklicher Vater wäre ein Graf von Rheinfelden. Der Erbmarschall von Pappenheim, ein alter Herr, der nicht scharf sehen konnte, begegnete ihm einmal auf der Gasse und zog vor ihm nicht allein den Hut ab, sondern bog auch die Knie, wie vor einem größern Herrn als er selbst war. Darnach sah er, daß es Michel Jud gewesen, und bereute die dem Juden erzeigte Ehre mit diesen Worten: „Daß dich Gottes Element schände, alter schelmischer Jude!"

Da so viele königliche und fürstliche Frauenzimmer zur Stelle waren, die auch viele fürstliche und gräfliche Fräulein bei sich hatten, von den Frauen stattlichen rittermäßigen Standes ganz zu geschweigen, so banketirten die Herren auf dem Reichstage vortrefflich und hielten fast alle Abende Tänze, welsche und deutsche. Besonders König Ferdinandus war selten ohne Gäste, sie wurden stets herrlich mit allerlei Kurzweil und prächtigen Tänzen tractirt, er hatte eine überaus stattliche, wohlgeordnete Musica, nicht allein Instrumente, sondern auch Gesang. Außer anderer Kurzweil stand allwege hinter ihm ein beredter Stocknarr, den wußte er frei herauszufordern und ihm mit gleichem lächerlichen Gespräch zu begegnen; gemeiniglich hatte er königliche, kur- und fürstliche Personen beiderlei Geschlechts zur Gesellschaft bei Tische sitzen, mit denen er ohne Aufhören heiteres Gespräch hielt, denn der Mund stand ihm nimmermehr stille. Ich habe des Abends bei ihm einen Tanz gesehen, in dem ein spanischer Herr, der ein langes, geschlossenes Kleid bis auf die Erde anhatte, daß man von den Füßen nichts sehen konnte, ein Fräulein aufforderte und mit derselben eine Algarde oder Passionesa (wie sie es nennen, ich versteh's nicht) tanzte, er that ab und zu gewaltige Sprünge, sie auch, und wußte ihm von allen Seiten so zu begegnen,

daß es eine Luſt anzuſehen war; und wenn der Tanz zu Ende war, fing ein anderes Paar einen welſchen Tanz an. Dagegen ſein Herr Bruder, der römiſche Kaiſer, hielt gar kein Banket, ja er behielt keinen bei ſich. Wenn ſie ihm aufwarteten und ihn aus der Kirche in ſein Gemach, wo er ſich zu Tiſche ſetzte, begleiteten, gab er ihnen einem nach dem andern die Hand, ließ ſie gehn und ſetzte ſich allein an den Tiſch. Er redete auch nichts, nur ein Mal, als er aus der Kirche in ſein Gemach kam, ſich umſah und Carlowitz*) nicht gewahr wurde, ſagte er zu Herzog Moritz: „Ubi est noster Carlovitius?“ und als dieſer antwortete: „Gnädigſter Herr, er iſt etwas ſchwach,“ rief er ſeinem Medicus auf holländiſch: „Veſali, ihr ſollt zum Carlowitz gehn, er ſoll etwas ſiech ſein, ſeht, daß ihr ihm helfet.“ Ich habe den Kaiſer auf etlichen Reichstagen oft eſſen ſehen, aber er hat ſeinen Bruder, König Ferdinandus, nie zu ſich gebeten. Wenn die Speiſen von jungen Fürſten und Grafen aufgetragen wurden, ſetzte man jedesmal vier Trachten, in einer jeden ſechs Gerichte, vor ihm auf den Tiſch und nahm die Oberſchüſſeln nach einander ab; gegen die, welche er nicht begehrte, ſchüttelte er den Kopf, wenn er von etwas eſſen wollte, winkte er mit dem Kopf und zog die Schüſſel vor ſich hin. Es wurden ſtattliche Paſteten, Wildpret und wohlzugerichtete Leckerſpeiſen weggetragen, er behielt ein Bratferkel, einen Kalbskopf u. dgl., ließ ſich nichts vorſchneiden, brauchte auch das Meſſer nicht viel, ſondern ſchnitt ſo viele Stücklein Brot, ſo groß, wie er ſie zu jedem Biſſen in den Mund ſtecken konnte. Das Gericht, von dem er eſſen wollte, löſte er an der Ecke, wo es ihm am beſten gefiel, mit dem Meſſer, ſein Stück brach er mit den Fingern auseinander, zog die Schüſſel unter das Kinn und

*) Chriſtoph von Carlowitz, der Vertraute und ſtille Regent des Kurfürſten Moritz von Sachſen, war in jener Zeit mit gutem Grunde Günſtling des Kaiſers, denn er war es, welcher die Politik ſeines Herrn leitete.

aß ſo natürlich, jedoch reinlich und ſauber, daß man ſeine Luſt daran ſah. Wenn er trinken wollte, — und er that nur drei Trunk während der Mahlzeit, — ſo winkte er ſeinen Doctoribus Medicinä, die vor dem Tiſch ſtanden; die gingen zum Treſor, worauf zwei ſilberne Flaſchen ſtanden und ein kryſtallnes Glas, das wol anderthalb Seidel hielt, und goſſen das Glas aus beiden Flaſchen voll; das trank er rein aus, daß nichts darin blieb, mußte er auch zwei- oder mehrmal Athem holen, bevor er's vom Munde zog. Sonſt redete er nichts über Tiſch; es ſtanden wohl Schalksnarren hinter ihm, die allerlei Poſſen reißen konnten, er kehrte ſich aber nicht daran, höchſtens verzog er den Mund zu einem halben Lächeln, wenn ſie etwas recht Kurzweiliges ſagten. Er ließ ſich auch nicht anfechten, daß Viele daſtanden, die den Kaiſer eſſen ſehen wollten. Er hatte einen ſtattlichen Sängerchor, auch Inſtrumentalmuſik, die ſich in den Kirchen ſehen ließen, aber in ſeinem Gemach erklangen ſie nicht. Die Mahlzeit währte nicht eine Stunde, dann wurde Alles weggeräumt, Seſſel und Tiſche zuſammengeſchlagen, daß nichts übrig blieb als die vier Wände, allenthalben mit köſtlichen Tapeten behangen. Wenn ihm das Gratias vorgebetet war, reichte man ihm ein Federkielchen als Zahnſtocher, dann wuſch er ſich und ſtellte ſich in eine Ecke des Gemachs an das Fenſter, dahin konnte jedermann kommen, Bittſchriften überreichen oder mündlich berichten. Dem ſagte er auf der Stelle, wo man Beſcheid bekommen ſollte.

Herzog Moritz von Sachſen machte Bekanntſchaft mit dem bairiſchen Frauenzimmer, hatte auch ſeine Kurzweil in ſeiner Herberge, dem Hauſe eines Doctoris Medicinä. Der hatte eine erwachſene Tochter, eine ſchöne Metze, ſie hieß Jungfrau Jacobina, mit der badete er, ſpielte auch nebſt Markgraf Albrecht von Kulmbach täglich mit ihr Karten. — — Sie hielten ſo Haus, daß der Teufel darüber lachen mochte und viel Gerede in der ganzen Stadt war. Andere Fürſten

und Herren von geiſtlichem und weltlichem Stande trieben's auch artig. So hab ich einſt mit angeſehen, als Markgraf Albrecht und andere junge Fürſten mit jungen Biſchöfen, die nicht geborene Fürſten waren, ſoffen und auf der Peilketafel ſchoſſen, daß der eine dem andern keinen Ehrentitel gab, ſondern gar höhniſch rief: „Pfaff, ſchieß hin, was gilt's, du wirſt nichts Ordentliches treffen," und der Biſchof wiederum mit einer gemeinen Redensart erwiederte. Junge Fürſten legten ſich wohl zu fürſtlichen und gräflichen Damen, ſonderlich von hohem adligem Stande, auf den Boden, denn ſie ſitzen nicht auf Bänken oder Seſſeln, ſondern es werden köſtliche Tapeten mitten ins Gemach gebreitet, worauf ſie ſich bequemlich ſetzen und ſich ſtrecken können, dort umhalſen, küſſen und betaſten ſie ſich. Es verthaten auch Fürſten und Herren von beiderlei Geſchlecht mit vielem übermäßigen Banketiren nicht allein, was in ihrer Kammer vorhanden und was ſie mit ſich auf den Reichstag genommen, was ſich auf viele tauſend Thaler belief, ſondern ſie haben auch mit großer Mühe, unerſetzlichem Schaden und Verdruß ſo viel aufnehmen müſſen, daß ſie mit Anſtand von Augsburg ſcheiden konnten. Die Unterthanen etlicher Fürſten, namentlich des Herzogs von Baiern, deſſen Gemahl des römiſchen Königs Tochter war, brachten nur an Spielgeld etliche tauſend Gulden zuſammen, die ſie ihren Herren zum Geſchenk machten, es wurde ihnen aber im Spiel Alles abgenommen.

Unſere Geſandten hielten ſich ſtill, luden keine Geſellſchaft, wurden auch von Andern nicht geladen. — Sie hielten aber täglich an, den einen Tag an dem Hofe des einen Fürſten, den andern bei dem andern, die Geſandten blieben immer zu zwei bei einander. Jacob Citzewitz, der Kanzler aber ging allein, er meinte, daß er es allein wohl vollbringen könnte, wie er es denn auch wohl konnte, nur daß er ſtets vom Anfang bis zu Ende Alles repetirte; das war den Herren verdrießlich. Denn als zwei von den andern Geſandten in den Hof des

Kurfürſten von Köln kamen, darin Citzewitz den Tag zuvor geweſen war, ſagte der kölniſche Kanzler: „Was gedenkt euer Kanzler, daß er, ſo oft er zu mir kommt, Alles wiederholt, was er früher in verdrießlicher Länge bereits berichtet hat? Meint er, daß ich von ſo geringem Gedächtniß ſei, oder daß ich in Sachen meines gnädigen Herrn, des Kurfürſten, ſo wenig zu thun habe, daß ich ſein langes unnöthiges Reden ohne Verdruß abwarten kann? Mir iſt dabei gerade ſo, als wenn eine Henne ein Ei legen will, ſo fliegt ſie auf das Hackelwerk (den Zaun) und gackert: ein Ei, ein Ei! vom Hackelwerk auf die Hilde (den Heuboden): ein Ei, ein Ei, ich lege ein Ei! von der Hilde auf den Balken: ein Ei, ein Ei, liebe Leute gucket, ich lege ein Ei! Wenn ſie dann genug gegackert und viel Weſens gemacht hat, ſo fliegt ſie aufs Neſt und legt ein kleines Ei. Ich aber halte es mit der Gans, die ſetzet ſich fein ſtill auf den Miſthaufen und legt ein Ei ſo groß als ein Kindskopf.“ — Ich ſelbſt habe oft den Biſchof von Arras, Doctor Marquardt und andere Räthe angeſprochen, gefleht und gebeten. Da ich aber von mir ſelbſt nicht auf das kam, was jetzt allenthalben bei Höfen, bei Herren und in großen Städten im Schwange geht, wenn man Wohlwollen erwerben will, ſo gab mir Doctor Johann Marquardt geſchickt zu verſtehn, daß ihm eine beſondere Freude ſein würde, wenn er ein artiges, kleines Rößlein hätte, worauf er, wie es am kaiſerlichen Hofe gebräuchlich, zum Rath reiten könnte. Ich ſchrieb deshalb nach Pommern, und bekam ein gar wohlgeſtaltetes geſchickt mit dem beſonderen Befehl, daß ich paſſendes Reitzeug dazu machen laſſen und alsdann dem Herrn Doctor mit drei großen portugieſiſchen Goldſtücken anbieten ſollte, was der Herr Doctor ohne Weigern gar gern und mit gutem Willen annahm. Citzewitz und ich ließen doppelte Ducaten und rheiniſche Gulden untereinanderlaufen, bis es gutes Kronengold wurde. Davon ließen wir zwei Trinkgeſchirre machen, ein jedes ſieben Mark ſchwer; die wollten die Räthe dem Herrn von Gran-

vella verehren.*) Citzewitz ist mit denselben etlichemal bei ihm in seinem Logis gewesen, hat aber zu Augsburg die Gelegenheit nicht ersehen, sie ihm beizubringen. Aber das große Bedenken, die Feinheit und Sorge wäre gar nicht nöthig gewesen, und hätte er der Kleinodien noch so viele gehabt, er hätte sie ohne Gefahr in aller Güte jetzt ebenso angebracht, wie später zu Brüssel in den Niederlanden. Denn dem Herrn von Granvella war ein großer Schatz von Silber, Gold, Geld und Geldeswerth von köstlichen seltenen Waaren verehrt worden, wodurch Kurfürsten, Fürsten und Städte seine Verwendung bei Kaiserlicher Majestät zu gewinnen vermeinten. Die führte er auf Centnerwagen und etlichen starken Mauleseln bei seinem Heimzuge mit sich fort, und wenn er gefragt wurde, was auf die Wagen gelegt und die Maulesel gehängt wäre, antwortete er: „Peccata Germaniae!“

Im December setzte der Kaiser den beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg auf ihr fleißiges Bitten und Anhalten einen Tag für den Landgrafen von Hessen an, um über seine Sache zu entscheiden. Nun hatte der Kurfürst Herzog Moritz mit dem bairischen Frauenzimmer, wie schon gesagt, Kundschaft gemacht. Und am Sonntag Morgen, vor dem Montag, an welchem der lange erbetene Bescheid ergehn sollte, setzte sich der Herzog Moritz in einen Schlitten, denn es war Schneebahn. Carlowitz kommt von der Kanzlei heruntergelaufen und spricht: „Wohin wollen Ew. Kurfürstl. Gnaden fahren?“ Der Kurfürst antwortete: „Ich will gen München fahren.“ Ich stand gerade vor dem Thor, so daß ich mit Andern, die auf- und niedergingen und stehn blieben, Alles anhörte. Darauf Carlowitz: „Haben Ew. Kurf. Gnaden vergessen, daß morgen in der hochwichtigen, Ew. Kurf. Gnaden wie dem Kurfürsten von Brandenburg angelegenen Sache Kaiserlicher Majestät Bescheid angesetzt worden ist?“ Der

*) Damals der mächtige Rath des Kaisers.

Kurfürſt: „Ich will gen München fahren.“ Darauf Carlowitz: „Ich habe zu Wege gebracht, daß ihr zum angeſehenen Kurfürſten geworden ſeid, ihr habt euch aber auf dieſem Reichstage ſo leichtfertig verhalten, daß ihr bei den vornehmen Leuten aller Nationen, wie auch bei der Kaiſerlichen und Königlichen Majeſtät in höchſte Verachtung gekommen ſeid.“ Während des ſchlägt Herzog Moritz die Pferde mit der Peitſche und fährt zum Thore hinaus. Carlowitz rief ihm überlaut nach: „Nun fahret immer hin, in aller Teufel Namen, daß euch Gottes Element ſchänden müſſe, mit Fahren, mit Allem.“ Als der Kurfürſt von München zurückkam, rüſtete Carlowitz zur Abreiſe nach Leipzig; denn, ſo ſagte er, der Neujahrsmarkt wäre vor der Thür und er müßte dort ſein, oder er würde einige tauſend Thaler Schaden haben. Wollte ihn nun der Kurfürſt bei ſich behalten, ſo mußte er ihm ſo viel tauſend Thaler verehren. Keiner der beiden Kurfürſten erſchien am angeſetzten Tage vor der Kaiſerlichen Majeſtät, noch iſt ein Beſcheid in Sachen des gefangenen Landgrafen ergangen. Denn da das Spazierenfahren nach München und die Unterredung zwiſchen Herzog Moritz und Carlowitz, die am hellen Tage und auf der Gaſſe von Vielen angehört wurde, der Kaiſerlichen Majeſtät nicht verſchwiegen geblieben, und dieſelbe das vielfältige Anhalten mehr für Geſpött als Ernſt erachtete, ſo iſt auch kein fernerer Tag angeſetzt worden, den Beſcheid zu hören.

Die deutſchen Landsknechte, die in der Beſatzung zu Augsburg lagen, waren etliche Monate nicht bezahlt worden, und es wurde erzählt, daß die Strafgelder des Landgrafen und der Städte, von denen ſie hätten bezahlt werden können, wohl vorhanden geweſen ſeien, aber der Herzog Alba habe dieſelben bei dem gefangenen Kurfürſten verſpielt. So wurden ſie mit der Bezahlung länger aufgehalten. Da ſind etliche von ihnen in der Fähnriche Quartier gefallen, haben drei Fähnlein herausgeriſſen und ſind ſo mit aufgerichteten Fähn-

lein in Schlachtordnung nach dem Weinmarkt gezogen. Als nun die Fahnenträger in der Ordnung dahinziehen, ist ein hoffärtiger Spanier, in der Meinung Ehre zu erlangen, große Gnade bei der Kaiserlichen Majestät zu verdienen und sich einen ewigen Namen zu machen, zu den Fähnrichen ins Glied gesprungen und hat dem einen das Fähnlein aus der Hand reißen wollen. Dem Fähnrich folgten drei Schlachtschwerter, von diesen haut einer diesen Schubiak mitten von einander wie eine Rübe, nach dem Spruche: wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Als die Landsknechte den Weinmarkt erreichten, war ein starkes Rennen und Laufen von den spanischen Soldaten, sie besetzten alle Gassen, die auf den Weinmarkt führten, der gefangene Kurfürst wurde hinüber in den Palast des Kaisers geführt, denn sie besorgten, der Kurfürst möchte ihnen genommen werden; alle Einwohner, zumal Kaufleute, Krämer, die für den Reichstag köstliche Waare, seidenes Gewand, silberne und goldene Kleinodien, Perlen und Edelsteine angeschafft hatten, trugen Sorge, die Stadt möchte geplündert werden, was auch wohl geschehen wäre, wenn die Landsknechte ihre Bezahlung selbst hätten suchen müssen. Deswegen entstand dort ein wildes Raufen, Zusammenlaufen und Getümmel, jeder rüstete sich zum Ernst. Bürger und Fremde lagen auf ihren Häusern und in den Gemächern geharnischt, die Röhre und halben Haken zum Feuern bereit, wie es ein jeder zur Beschirmung des Seinen durchsetzen konnte, so daß wohl ein geharnischter Reichstag daraus hätte werden können.

Der Kaiser aber schickte zu den Landsknechten und ließ fragen, was sie wollten. Die Schützen hatten ihre Röhre auf dem linken Arm, in der rechten Hand die brennende Lunte nicht weit vom Zündloch, und sagten: entweder Geld oder Blut. Darauf ließ der Kaiser ihnen antworten, sie sollten sich zufrieden geben, sie würden am nächsten Tage sicher bezahlt

werden. Sie aber wollten nicht abziehen, wenn ſie nicht verſichert würden, daß ſie ungeſtraft bleiben ſollten, weil ſie dem Kaiſer vor ſein Logis gerückt wären. Das verſprach ihnen der Kaiſer, ſo zogen ſie ab, wurden den nächſten Tag bezahlt und entlaſſen. Aber was geſchah? Es wurden einige Späher abgefertigt, die ſollten ſich unvermerkt zu den Führern der Fähnlein ein, zwei Tagereiſen geſellen und hören, ob dieſe auch der Kaiſerlichen Majeſtät ungünſtig oder ſpöttiſch gedenken würden; wenn das geſchähe, ſollten ſie ſich Beiſtand nehmen und die Männer gefangen zu Augsburg wieder einbringen. Am andern oder dritten Abend im Wirthshaus thaten die Landsknechte einen fröhlichen Trunk, denn ſie hatten Geld im Säckel und vermeinten, ſie wären jetzt ſicher wie in Prieſter Johann's Land, und glaubten nicht, daß ſie ihren Verräther bei ſich ſitzen hätten; da gedachten ſie der Kaiſerlichen Majeſtät in ſolcher Weiſe: „Oh weh, ja! das ſollte man Karl von Gent erlauben, Kriegsleute annehmen und ſie nicht bezahlen!“ Sie ſchworen dem Kaiſer St. Veltin's Krankheit*) an den Hals, und: „Wir wollten's ihm ſchon gelehrt und auf den Kopf gegeben haben, Gottes Element ſollte ihn geſchändet haben.“ Auf ſolche Worte wurden ſie ergriffen, wieder zurück nach Augsburg geführt, am Berlach an den Galgen gehenkt und einem jeden ein kleines Fähnlein in den Latz geſteckt.“ — So weit Saſtrow.

Aus ſeinem Bericht von dem Aufſtande deutſcher Landsknechte iſt zu ſehen, daß damals auch die höchſte Erdengewalt ſehr unſicher war. Wenige Jahre darauf konnte der neue Kurfürſt Moritz von Sachſen den erfahrenen Meiſter in welſcher Politik durch plötzlichen Kriegszug wie im Fluge bewältigen. Weder der Kaiſer noch ein anderer Fürſt unterhielt ein größeres ſtehendes Heer, auch des Kaiſers Macht ſtand deshalb auf thönernen Füßen, und Kaiſer Karl befand ſich

*) Die ſchwere Noth, fallende Sucht.

dem deutſchen Kriegsvolk gegenüber in einer beſonders ſchwierigen Lage. Wie weit auch das Gewiſſen der Landsknechte war und wie bereitwillig ſie ſich um gutes Geld verkauften, ſie waren doch nicht ganz ohne politiſche Farbe. Die Mehrzahl war proteſtantiſch geſinnt; auch die in der Schlacht bei Mühlberg geholfen hatten ihre Kameraden im ſächſiſchen Dienſt niederzuwerfen, empfanden nach der Schlacht mit Aerger, daß ſie der proteſtantiſchen Sache einen tötlichen Stoß gegeben. Das Andenken an Luther war Vielen werth, aber weit ſtärker war ihr Haß gegen die ſpaniſchen Soldaten Karl's, das treue unbezwungene Fußvolk, welches auf den Schlachtfeldern von halb Europa für ſeinen König geblutet hatte. Der Kaiſer ſelbſt hatte den Bürgerkrieg in Deutſchland aufgeregt, wenig Jahre darauf marſchirten die deutſchen Söldner trotzig gegen ſein geweihtes Haupt. Und wie die Kriegsknechte empfand die Mehrzahl der deutſchen Fürſten, auch die Feinde der Erneſtiner und Heſſen. Der große Kaiſer hatte einen verderblichen Schnitt durch das lockere Gewebe des deutſchen Reichs gemacht; das war keine Execution der Reichsgewalt geweſen, wie einſt gegen den tollen Würtemberger oder den von Cleve, das war ein Bürgerkrieg in den größten Verhältniſſen, ein perſönlicher Kampf der Habsburger gegen die Hausmacht deutſcher Fürſten. Fortan wußten die deutſchen Herren, was ſie von ihrem Kaiſer zu erwarten hatten. Die letzte Scheu vor Ordnung und Pflicht des Reiches ſchwand dahin. Jetzt hatte jeder dringende Veranlaſſung des eigenen Heils zu gedenken. Gegen die furchtbare Hausmacht der Habsburger rettete nur Anſchluß an fremde Herrſcher. Immer dreiſter wurde der Verkehr mit Frankreich, wer in Oppoſition trat, gewöhnte ſich dort Hilfe zu ſuchen. Im Bündniß mit Frankreich erhob ſich Moritz von Sachſen und Albrecht von Brandenburg gegen den Kaiſer, in franzöſiſchem Solde half der deutſche Feldoberſt Schärtlin Metz, Toul und Verdun von Deutſchland abreißen; an den

Hof der Valois, zu Guiſen und Bourbonen wanderten von jetzt die jüngeren Prinzen Deutſchlands, Weltbildung, Geldunterſtützung, eine Hauptmannsſtelle zu erlangen. Und das thaten nicht die proteſtantiſchen Fürſten allein, auch die katholiſchen, ſogar geiſtliche Kurfürſten, denen freilich neben Frankreich noch die Verſchwörung mit dem römiſchen Hofe blieb. Nicht aus der Zeit Richelieu's, ſondern von dem deutſchen Kriege Karl's V ſchreibt ſich der übermächtige Einfluß Frankreichs auf die Geſchicke des Vaterlandes her, die thatſächliche Auflöſung des deutſchen Reichskörpers beginnt mit der Schlacht bei Mühlberg und dem Reichstag zu Augsburg. Und wie widerwärtig uns der Anſchluß der deutſchen Landesherren an eine fremde Macht erſcheint, niemals ſoll man vergeſſen, daß die undeutſche Politik des kaiſerlichen Hauſes ihn verſchuldet hat. Doch die Vergeltung traf den Vernichter deutſcher Selbſtändigkeit, den großen Kaiſer, faſt auf der Stelle. Er hatte unter den Kurhut des pflichtvollen und zögernden Johann Friedrich einen weit anderen Mann geſtellt, ſeinen Jünger in ſelbſtſüchtiger Staatskunſt, eine übermüthige Kraft ohne Bedenken und von verſtecktem Entſchluß, wie der Kaiſer ſelbſt. So erntete Karl, was er geſäet, die Landsknechte des Moritz ſcheuchten ihn bis in die letzten Schluchten der Alpen. Der nackte Eigennutz des Wettiners ſiegte über die rückſichtsloſe Staatsklugheit des großen Habsburgers. Was der Herr von halb Europa ſein Lebelang erſtrebt, das ging ihm unter der Hand verloren. Deutſchland war auf ſeine Weiſe nicht zu beherrſchen; er war nicht in der Lage geweſen, die große Bewegung der deutſchen Geiſter zu leiten, er war nicht im Stande, ſie völlig zu vernichten. Es war ihm nicht gelungen, die deutſchen Fürſten ſeinem Hauſe dienſtbar zu machen, es war ihm nicht gelungen, ihre Macht zu zerſtören. Der weitſehende bedächtige Spieler gab ſein Spiel auf, er legte ſtill, wie er zu handeln pflegte, die Karten aus der Hand. Er ſelbſt brach mit ſchwerem Herzen ſeine Hausmacht in zwei Stücke.

Die politiſche Lage Deutſchlands wurde dadurch nicht hoffnungsvoller. Auch das Leben des Moritz verlöſchte wie ein Meteor, und der wilde Spießgeſell, Albrecht von Brandenburg, ſtarb einen kläglichen Tod.

Es folgten die Grumbach'ſche Fehde, die kölniſche Fehde, die jülich'ſchen Händel, die böhmiſchen Wirren, ein Streit ruhmloſer als der andere, die Führer einer Partei ſo wenig tüchtig als die der andern. Das Ende war der dreißigjährige Krieg.

6.

## Eine Bürgerfamilie.

(1488—1542.)

Aus den höchsten Gebieten deutscher Thätigkeit steigt die Erzählung nieder zu den kleinen Kreisen, in denen einzelne Familien mit dem hervorstechenden Inhalte der Zeit erkennbar werden. Eine Reihe von Beispielen soll von den Schicksalen des Landmannes herüberführen zu dem Leben der bevorrechteten Stände.

Das Jahr 1500 fand den Bauer in Süddeutschland tief erbittert über den Druck, der auf ihm lag, und geneigt sich dagegen zu empören. Allmählich theilte sich die Aufregung den Franken und Thüringern mit, sie arbeitete unter den Westfalen und zog hinab bis an die Hansestädte der Nord- und Ostsee. Zwei Menschenalter vergingen, bevor die große socialistische Bewegung des 16. Jahrhunderts unterdrückt wurde.

Es ist allerdings wahrscheinlich, daß die Erschütterungen des europäischen Geldmarktes dazu beitrugen, die unteren Schichten des Volkes aufzuregen. Das Sinken der Metallwerthe seit der Entdeckung von Amerika wurde zunächst als ein dauerndes Steigen der Getreidepreise empfunden. Dem Bauer wurde jeder Scheffel Getreide und damit auch seine Arbeit werthvoller; in demselben Maße erhielt beides für den Grundherrn höhere Bedeutung. Es war natürlich, daß der Bauer ebenso sehr auf eine Befreiung, hier und da auf eine Ab-

lösung der Lasten dachte, während das Bestreben des Grundherrn wurde, die Dienste zu erhalten, ja zu steigern.*) Dennoch wird man die große Bewegung nicht vorzugsweise auf solche Ursache zurückführen. Der Siegesstolz der Schweizer, welche die Ritter Burgunds zu Boden geschlagen hatten, das Selbstgefühl der neuen Landsknechte und vor allem die religiöse Bewegung und die politische Farbe, welche dieselbe in Süddeutschland erhielt, setzten die Seele des Bauern in fieberhafte Erwartung, daß eine neue Zeit auch für ihn heraufkomme. Zum ersten Male wurde seine Lage von den Gebildeten mit Theilnahme betrachtet. Der Landmann wurde fast plötzlich auch in der Literatur urtheilend und mitredend eingeführt. Seine Beschwerden gegen die Geistlichkeit, aber auch gegen die Grundherren wurden mit vielem Geschick in volksthümlicher Sprache immer wieder vorgetragen. Wenig Jahre zuvor hatte er bei den Fastnachtsspielen der Nürnberger die stehende Rolle eines Tölpels gespielt, jetzt schrieben die Klosterbrüder, sogar die Stadtbürger, wie Hans Sachs, Dialoge in herzlichem Mitgefühl mit seiner Lage, und die Figur des einfachen, verständigen, arbeitsamen Bauern, des Karsthans, wurde wiederholt in Anspruch genommen, um das Urtheil und den Witz des Volkes gegen die Pfaffen aufzuregen.

Aber wie gefährlich der große Bauernaufstand des Jahres 1525 durch mehre Wochen erschien und wie mannigfaltig die Charaktere und Leidenschaften waren, welche darin ausbrannten, der Bauer selbst war fast nur die wogende Masse, seine Demagogen und Leiter gehörten zum Theil andern Ständen an; im Ganzen betrachtet ist die Einsicht und Fähigkeit der Anführer, auch der bäuerlichen, doch nur gering, ebenso gering die kriegerische Tüchtigkeit der Haufen. Deshalb liegt hier, wo der Bauer zum ersten Mal durch die Gelehrten der Zeit mächtig beeinflußt wird, mehr Reiz in Betrachtung der

*) Zu vergleichen: Roscher, System der Volkswirthschaft. II, S. 810.

Geister, welche ihm die Seele aufwühlten. Es ging diesmal, wie immer bei Volksaufständen: zuerst erregten die Maßvolleren, Weiterblickenden, die Besseren und Ehrlichen, dann verloren sie die Herrschaft an eitle und rohe Demagogen, wie Andreas Karlstadt und Thomas Münzer.

Nächst Luther hat kein einzelner Mann vor dem Bauernkriege so tiefe Einwirkung auf die Stimmungen des süddeutschen Landvolks ausgeübt, als ein Barfüßer-Observanzer, welcher aus dem Kreuzgange des Franziskanerklosters zu Ulm unter das Volk trat, Johann Eberlin von Günzburg. Er hatte mehre Eigenschaften eines großen Agitators, und stand unter den Gestalten der ersten Reformationszeit als eine der liebenswürdigsten. Wärmer als ein anderer ergriff er die sociale Seite der Bewegung. Schon im Jahr 1521 verkündete er sein Ideal eines neuen Staats und eines neuen Gemeindelebens mit Verschweigung seines Namens in volksthümlichster Form durch kleine gemeinverständliche Schriften. Die alten Forderungen, welche später ein Prädicant in den zwölf Artikeln der Bauerschaft zusammengefaßt hat, finden sich mit mehren andern fast sämmtlich in einer Sammlung kleiner Volksbüchlein, in den „fünfzehn Bundesgenossen". Die Beredsamkeit Eberlin's wirkte hinreißend auf die lauschende Menge, Fülle der Rede, poetischer Schwung, herzliche Wärme und zugleich eine Ader von guter Laune und von dramatischer Gewalt machten ihn überall, wo er erschien, zum Liebling. Dazu kam eine harmlose Selbstgefälligkeit und so viel behagliches Hängen an der Stunde, als nöthig war, ihm seine Erfolge werth und die Verfolgungen seiner Gegner erträglich zu machen. Und doch war er nichts weniger als ein behender Demagoge. Als er aus seinem Orden schied mit ehrlicher Ueberzeugung, mit einem Herzen, welches durch die Versunkenheit der Kirche und durch die Noth des Volkes leidenschaftlich erregt war, konnte er freilich auch nach damaligem Zuschnitt kaum für einen unterrichteten Mann gelten, erst nach und nach kam ihm in ein-

zelnen Fragen die Klarheit; dann war er gewiſſenhaft bemüht, frühere Behauptungen zu widerrufen; wie gern er auch von ſich ſelbſt ſpricht, immer iſt es ihm heiliger Ernſt mit der Wahrheit. Dabei hatte er einen ſtillen ariſtokratiſchen Zug, er war ein Bürgerkind, hatte angeſehene Verwandte, auch aus adligem Geſchlecht, und rohe Gewaltthat widerſtand ſeinem Weſen, in welchem ein ſtarker geſunder Menſchenverſtand unabläſſig das auflodernde Gefühl zu beherrſchen ſuchte. Mit großer Pietät hing er an allen ſeinen Vorgängern, die ſeine Bildung gefördert hatten, zunächſt an den Wittenberger Reformatoren. Nachdem er mehre Jahre in Süddeutſchland unſtät umhergetrieben war, zog es ihn nach Wittenberg, dort wirkte Melanchthon ſehr ſtark auf den beweglichen Süddeutſchen, er wurde ruhiger, mäßiger, beſſer geſchult. Ferner aber gehörte er — wie ſein Kloſtergenoſſe Heinrich von Kettenbach — zu den Prädicanten, welche ſich um Hutten und Sickingen ſammelten. Und dieſe perſönliche Verbindung der großen ſüddeutſchen Volksredner hat die volksthümliche Bewegung kurz vor dem Untergange Sickingen's in eine Richtung gelenkt, welche keine Dauer haben konnte. Denn eine kurze Zeit ſchien es, als ob in Süddeutſchland die religiöſe und ſociale Bewegung von den adligen Gutsbeſitzern, wenn nicht geführt, doch benutzt werden könnte; es war ein Irrthum, an dem die beiden Ritter und ihre beſſern Freunde zerbrachen, weder Hutten noch Sickingen hatte die Kraft und Einſicht, das Landvolk wirklich für ſich zu gewinnen. Das kam ſofort zu Tage, als Sickingen von ſeinen Nachbarfürſten bewältigt war. Die Bauern wurden die eifrigſten Helfer der Fürſten, um die Junker der Sickingiſchen Partei zu verfolgen und ihre Schlöſſer zu verbrennen. Und dieſer Kriegszug iſt in der That als Vorſpiel des Bauernkriegs zu betrachten. Er hatte das Landvolk auch in den benachbarten Landſchaften entfeſſelt und an das Brechen der Burgen gewöhnt. Uns iſt ein kleines Geſpräch aus dem Jahr

1524 erhalten, welches bereits den vollen Grimm der Landleute gegen den Adel ausspricht.*)

Von da ab erhielten die entschlossenen Demagogen das Ohr der Bauern, die gemäßigte Partei der Volksführer verlor die Herrschaft. Noch einmal hatte Eberlin Gelegenheit in Erfurt als Vermittler vor den empörten Bauernhaufen die Macht seiner Beredsamkeit zu erweisen, unter seiner Rede fiel das gesammte Landvolk fromm und reuig in die Knie. Die Schwäche des Raths vereitelte den letzten Erfolg seiner Bemühungen. Er zog sich seitdem unter dem Schutz der Grafen von Wertheim auf ein Pfarramt in Wertheim zurück, wo er noch im Jahr 1530 dem verstorbenen Grafen Görg eine schöne kirchliche Gedächtnißfeier hielt, bei welcher er und 19 Mitpfarrer das versammelte Volk zu Thränen rührten. Mit ihm verlor sich ein gutes Stück von der Poesie der Reformation, die seit den Bauernkriegen in neuen Bahnen ging.

Grausam wurde der Aufstand durch die geängsteten Fürsten bestraft, am eifrigsten waren die kleinen Zwingherren, den Besiegten wieder das Joch aufzulegen. Und doch folgte dem Kampfe in Süddeutschland und Thüringen eine wirkliche Verbesserung der äußeren Lage des Landvolks. Man ist immer noch geneigt, die Einwirkung der römischen Rechtsanschauungen als eine Verschlechterung der Verhältnisse des deutschen Bauern zu betrachten. Allerdings waren die

*) Ein Gesprech eyneß Fuchs und Wolffs — auf dem Staigerwaldt. 1524. 6 Bl. Unter der Maske des Wolfes und Fuchses unterhalten sich zwei flüchtige Junker der Partei Sickingen. Nachdem die Räubereien des Adels kräftig angedeutet sind, sagt der Wolf: Durch solchen Fraß haben wir uns viel Bürger und Bauern zu Feind gemacht, die haben sich unlängst verpflichtet, keinen von uns leben zu lassen, wenn sie uns erwischen. Fuchs: Wer sind dieselbigen Bürger und Bauern? Wolf: Die hohen Schwaben, als Augspurger, Ulmer, Kemptner, Bibracher, Memminger und den Neckar entlang, die Nürnberger und die Baiern, welche an sie grenzen.

Gesichtspunkte, nach denen die römisch geschulten Juristen das Verhältniß zwischen Grundherren und Unterthanen betrachteten, den letzteren nicht immer günstig, denn die Rechtsgelehrten waren geneigt, jede Art von Abhängigkeit des Bauern aus dem mangelnden Eigenthumsrecht an seinem Boden zu erklären; aber sie waren eben so bereit, die persönliche Freiheit des Landmanns anzuerkennen. So wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die alte Leibeigenschaft, welche in vielen Landschaften noch in harter Form bestand, gemildert und die Unterthänigkeit an ihre Stelle gesetzt.

Was den Landmann des 16. Jahrhunderts in der allgemeinen Schätzung herabdrückte, war nicht das fremde harte Recht, sondern die Erhebung der andern Volksschichten durch die neue lateinische Bildung, an welcher er weniger Theil hatte, als die Gutsherren und Städter. Doch gewann auch er durch die lateinische Schule, weil die Reformatoren und die Beamten der Landesherren, welche zu römischem Rechte erzogen waren, in den Einzelgebieten des 16. Jahrhunderts allmählich geordnetere Zustände schufen, und dem Bauer überhaupt die Möglichkeit sicherten, zu schaffen und zu gedeihen. Durch die Kirchen- und Schulzucht hob sich in dem größten Theile Deutschlands Sittlichkeit und Cultur der Dörfer. Von den größeren deutschen Landesherren hatten mehre einen hausväterlichen Sinn, und in den neuen Ordnungen, welche sie in Uebereinstimmung mit ihren Geistlichen entwarfen, wurde auf das Wohl des Bauern sorgfältig Rücksicht genommen. Das geschah vor allem durch das Haus der Wettiner in ihrem Franken, Thüringen und Meißen, nicht am wenigsten durch Kurfürst August. Und das hohe Ansehen der sächsischen Kanzlei, welches seit dem 15. Jahrhundert in Deutschland bestand, trug wesentlich dazu bei, solche sächsische Verordnungen zu Mustern für das übrige Deutschland zu machen.

Doch kann nicht geleugnet werden, daß einige Jahrzehnte vor dem dreißigjährigen Kriege, wenigstens in den Landschaften

jenſeit der Elbe, z. B. in Pommern und Schleſien, wieder eine Steigerung der Adelsanſprüche fühlbar wird. Unter ſchwachen Regenten wuchs der höfiſche Einfluß des Adels, die unaufhörlichen Geldverlegenheiten der Fürſten ſteigerten das Selbſtgefühl der Landſtände, welche die Steuer bewilligten, und die Bauern hatten mit Ausnahme von Tirol, Oſtfriesland, der alten Landvogtei Schwaben und weniger kleiner Gebiete keine Vertreter unter den Landſtänden. So hielten ſich die Grundherren für die Bewilligungen, welche ſie dem Fürſten machten, an ihren Landleuten doppelt ſchadlos. In Pommern wurde 1617 die Leibeigenſchaft wieder förmlich eingeführt.

Noch anderen Segen brachte die Reformation. Sie bahnte der aufſtrebenden Volkskraft neue Wege. Wieder muß daran erinnert werden, daß von je der Bauernſtand die große Quelle war, aus welcher neue Familienkraft in die Zunftſtuben und die Arbeitszimmer der Gelehrten aufſtieg. Auch deshalb liegt die letzte Grundlage für das Gedeihen der Völker in der einfachen Thätigkeit des Landmannes, der menſchlichen Arbeit, bei welcher Geiſt und Körper, Anſtrengung und Erholung, Freude und Unglück durch die Natur ſelbſt in das rechte Verhältniß gebracht werden. Wo ſolche Arbeit gedrückt, beſchränkt, unfrei wurde, erkrankte das geſammte Volk. Der Untergang der freien Landarbeiter hat mehr als einmal den politiſchen Beſtand der Staaten untergraben, z. B. in Polen, ja er hat einſt die tötliche Schwäche des großen Römerreichs und das Abſterben der alten Welt zur Folge gehabt. Je reichlicher und ungehinderter neue Kraft aus den unteren Schichten in die anſpruchsvolleren Kreiſe aufſteigt, deſto friſcher und energiſcher wird das politiſche Leben des Volkes ſein können. Und wieder, je weniger die ſinkende Familienkraft durch künſtliche Stützen verhindert wird, in die große Maſſe des Volkes hinabzufallen, deſto kräftiger und ſchneller wird ſich die emporſtrebende den Weg zur Höhe bahnen. Unſer Himmel und unſere Cultur verlangen eine

ſo angeſtrengte Arbeit der Einzelnen, und ſo viel Streben und Kunſt iſt in unſer Leben gekommen, daß unſer Verbrauch an Lebenskraft ein ſehr großer iſt. Schon dem Landmann ſchwindet bei harter Arbeit leicht die Schönheit der äußern Form und jener Ueberſchuß von Kraft, welcher dem Menſchen ein leichtes Herz und das Vollgefühl des Glückes gibt; aber ſeine Muskeln und Nerven werden gehärtet, und er ſchreitet noch feſt und dauerhaft über die Scholle. Wenn jedoch die Familie aus dieſem Kreiſe heraustritt, vermehren ſich, ſo ſcheint es, mit den Genüſſen höherer Bildung und Thätigkeit auch die feindlichen Mächte, welche ihre Lebenskraft ſtören. Allerdings iſt die Familie nicht ein ſolches Gebilde der ſchaffenden Natur, wie ein Aehrenfeld oder die Felſenſchichtung eines Gebirges. Von den zahlreichen Urſachen, durch welche ihr Gedeihen und Fortleben beſtimmt wird, ſind mehre aller menſchlichen Berechnung für immer entzogen. Und neben häufig wiederkehrenden Erſcheinungen, welche wir beſcheiden als Regel auffaſſen, ſind die verſchiedenſten Abweichungen täglich zu beobachten. Bald eine durch Jahrhunderte fortwirkende Tüchtigkeit und Kraftfülle des Lebens in derſelben Familie, noch häufiger in überkommenen Verhältniſſen ein langes mäßiges Dauern, welches in längeren Zwiſchenräumen zu einer ungewöhnlichen Menſchenkraft aufblüht. Aber man wird es auch wieder für keinen Zufall halten, daß ein großer Theil der mächtigſten Perſönlichkeiten der erſten oder zweiten aufſtrebenden Generation angehört, ſo Luther, Goethe, Schiller. Nicht ſelten beſchränkt ſich das Gedeihen auf eine Folge von fünf bis ſechs Geſchlechtern, von denen ſehr oft Großvater und Vater die Aufſtrebenden ſind, der Sohn auf der Höhe der Kraft ſich ausbreitet, der Enkel und Urenkel im Genuß der von den Vorfahren erworbenen Habe das Abſteigen der Familienkraft bezeichnen. Bei ſolcher Ausdehnung iſt die Dauer einer Familie in anſpruchsvollen Kreiſen auf etwa zweihundert Jahre anzuſchlagen, von der Geburt des aufſteigenden Ahns

bis zum Tode des absteigenden Nachkommen. Die Vorrechte der höheren Stände, Befestigung des Vermögens, das Eintreten in eine abgeschlossene Kaste und ähnliche äußere Stützen vermögen das Zurückfallen in die große Masse des Volkes aufzuhalten und dadurch Familien in ihrem Besitzthum und Ansehen lange Zeit zu bewahren, zuweilen nur das physische Bestehen, nicht das Fortwirken einer starken, treibenden Kraft. Es ist bezeichnend für die Physiognomie der mittelalterlichen und der meisten neuzeitlichen Regierungen Europas, daß sie sich noch vorwiegend auf die alte conservirte Familienkraft stützen. Dies gab ihnen zu Zeiten ein unbehilfliches, ja greisenhaftes Aussehen, aus welchem kein Schluß auf die abnehmende Lebenskraft des Volkes selbst zu ziehen war. Der erste Fortschritt, welchen die Regierungen seit dem Mittelalter machten, war die Benutzung neuer Menschenkraft neben solcher, welche durch Vorrechte befestigt war. Der Beamtenstand gehört im Ganzen durchaus den aufstrebenden Familien an.

Vor allem war die Aufhebung der Ehelosigkeit der Geistlichen ein gesellschaftlicher Fortschritt. Sie sichert noch heut den protestantischen Landschaften ein Uebergewicht über die katholischen. Bis auf Luther war der größte Theil deutscher Volkskraft, welcher aus der Hütte des Arbeiters heraufkam, bestimmt, unter dem heiligen Salböl zu verdorren. Es ist wahr, die Priesterehe hatte während des ganzen Mittelalters in der That nicht aufgehört. War doch sogar ein Cardinal förmlich verheiratet gewesen, seine Hausfrau hatte gegen Papst und Cardinalcollegium durchgesetzt bei ihm zu bleiben, und konnte vor seiner Leiche den theilnehmenden Römern das Unerhörte berichten, ihr Mann sei ihr immer treu gewesen. In Deutschland bildeten die Haushälterinnen der Geistlichen, die Papemeierschen des Reineke Fuchs, eine zahlreiche, nicht anspruchslose Klasse. Aber die Duldung dieser Verbindungen mußten die Landgeistlichen von Bischof und Curie durch Abgaben erkaufen. Und wie gefällig die höhere Geistlichkeit war, dem ehrlichen Seelsorger

galt solche Wirthschaft doch als unsittlich, es kam vor, daß deutsche Priester sich deshalb ein Gewissen machten bei der Messe die Hostie zu weihen. Das Volk aber sah mit Haß und Hohn auf diese wilden Ehen. Und, was hier die Hauptsache ist, die Kinder solches Haushalts standen unter dem Fluch ihrer Geburt, solange sie lebten; kaum eine bürgerliche Thätigkeit war ihnen zugängig, selbst in die Zünfte der Handwerker wurden sie nicht aufgenommen. Sie verloren sich als Handarbeiter oder Landfahrer. Und doch war eine dauernde geschlechtliche Verbindung katholischer Geistlichen zur Zeit Luther's gewöhnlich noch ein Glück für ihre Gemeinden; aus hundert Flugschriften ist zu sehen, wie ruchlos die umherflackernde Sinnlichkeit der Priester in Dorf und Stadt das Familienleben der Gemeindegenossen verdarb. Bei den Protestanten dagegen wurde der Stand der Geistlichen die bequeme Brücke, auf welcher das Blut des Landmanns zu höherer Thätigkeit hinaufkam. Durch das Leben im Dorfe und eine kleine Landwirthschaft war der Dorfpfarrer eng mit dem Bauernstand verbunden und doch zu gleicher Zeit Bewahrer der besten Bildung jener Jahrhunderte. So bedeutend ist der Einfluß der protestantischen Geistlichkeit auf die geistige Schaffenskraft der Deutschen, daß die meisten der großen Gelehrten, Dichter, Künstler, die begabten Köpfe des deutschen Beamtenstandes wenigstens mit einer, oft mit mehren Geschlechterstufen ihrer Vorfahren in einem protestantischen Pfarrhause stehn.*)

---

*) Zu den gewöhnlichen Bahnen, auf denen neue Volkskraft in den letzten drei Jahrhunderten heraufgestiegen ist, gehören folgende, die Geschlechterfolgen nebeneinander gestellt:

Landmann. Schullehrer oder Geistlicher. Beamter. Neugeadelter.
Landmann. Geistlicher. Gelehrter.
Handwerker. Händler. Kaufmann. Gutsherr.

Oft beharrt die Familie durch mehre Menschenalter in derselben Thätigkeit, am häufigsten bei Geistlichen, Beamten, Kaufherren. Die neueste Zeit hat auch hier schnellere Uebergänge, größeren Wechsel.

Im Folgenden wird das Leben einer Familie geschildert, welche am Ende des 15. Jahrhunderts aus dem Dorfe in die Stadt übersiedelte, und in der dritten Geschlechtsfolge eine größere Handelsstadt regierte. Allerdings ist aus der Erzählung zu erkennen, daß Kinder- und Familienleben auch damals treuherzige und naive Heiterkeit nicht entbehrte; aber man wird nicht ohne Befremden sehen, wie rauh die Pflicht geübt und das Leben aufgefaßt wurde, wie gering die Menschenliebe, wie stark das Familiengefühl war. Dicht neben Gewaltthat und räuberischem Ueberfall wird man die Anfänge einer sehr modernen Polizei finden, die ersten Verfolgungen wegen Preßvergehn.

Wir sind zwar gewöhnt anzunehmen, daß das einzelne Menschenleben vor dreihundert Jahren weniger galt als jetzt, aber man wird doch in dem alten Bericht mit Verwunderung lesen, wie leicht Gewalt und Blutthat den Frieden einer Häuslichkeit stören konnte. In friedlicher Bürgerfamilie wird der Großvater durch überlegten Mordanfall getötet, der Vater wieder ersticht in Nothwehr einen Andern; ein Sohn wird auf offener Landstraße von Wegelagerern angefallen, er erlegt einen Räuber und wird von einem andern bis zum Tode verwundet. — Zuletzt endlich wird es Manchem anziehend erscheinen, wie der große Theolog, welcher damals die Christenheit in zwei Lager theilte, bis an den Strand der Ostsee als Familienrath einwirkte, und wie er durch sein Wort fremde Seelen in Verehrung und Gehorsam unterwarf.

Allerdings geben die Zustände, welche hier geschildert werden, nicht in allen Einzelheiten ein gemeingiltiges Bild von den Verhältnissen Deutschlands. An den Küsten von Pommern, wo sich der niedersächsische Stamm auf slavischer Unterlage ausgebreitet hatte, war das Leben rauher, die Leidenschaft rücksichtsloser, die Stunde des Genusses weniger anmuthig als in den großen Reichsstädten des Südens, wo längerer Wohlstand, höhere Städtemacht, größere Verfeine-

rung wenigstens manchem Einzelnen zu Gute kam. Aber zu groß wird man den Unterschied auch nicht finden, wenn man die Lebensläufe anderer Zeitgenossen mit dem vorliegenden vergleicht, zuweilen ansprechendere Formen und einen hübscheren Ausdruck für das gemüthliche Behagen, aber weder höhere Auffassung der Pflichten, noch reinere Sittlichkeit, noch größere Sicherheit des Lebens und Eigenthums.

Die folgenden Mittheilungen sind wieder der umfangreichen Selbstbiographie entnommen, welche Bartholomäus Sastrow, Bürgermeister von Stralsund, verfaßte. Sein eigenes Leben war ungewöhnlich bunt und reich an Eindrücken. Er wurde als junger Mann mit seinem älteren Bruder zum Reichskammergericht nach Speyer geschickt, dort einen Proceß seines Vaters treiben zu helfen und sich selbst ein Unterkommen zu suchen. Er war in allerlei Diensten bei Advocaten, bei einem Komthur des Johanniterordens, schlug sich nach Italien, um aus den Händen der römischen Geistlichkeit die Hinterlassenschaft seines älteren Bruders zu erheben, welcher vom Kaiser als lateinischer Gelegenheitsdichter mit dem Lorbeer gekrönt und geadelt worden, und darauf wegen einer unglücklichen Liebe mit gebrochenem Herzen nach Italien gegangen und im Dienst eines Cardinals gestorben war. Von Italien wand sich der jüngere Bruder durch die Wirren des schmalkaldischen Krieges nach der Heimat zurück, trat in herzoglichen Dienst, wurde von den pommerschen Herzögen als politischer Unterhändler in das Kaiserlager, zum Reichstag nach Augsburg, als Sollicitator an das Kammergericht geschickt, ließ sich dann in Greifswald nieder, gründete einen Hausstand, erlangte als gewandter Notarius in Pommern Praxis und Vermögen, zog nach Stralsund, wurde dort Bürgermeister und starb hoch an Jahren in Ehren als ein schlauer, hitzköpfiger und wahrscheinlich nicht selten harter und parteiischer Herr. So beginnt er seinen Bericht:

„Um das Jahr 1487 ist mein Vater zu Ranzin im Kruge,

der am Kirchhofe auf Anklam zu liegt und unter die Junker Osten zu Quilow gehört, dem Wirth Hans Saſtrow geboren worden. Nun hatte dieſer Hans Saſtrow an Vermögen, Geſtalt, Stärke und Verſtand die Junker Horne, welche ebenfalls zu Ranzin wohnten, weit übertroffen, ſo daß er ſchon vor ſeinem Eheſtande ſich mit ihren Hofhufen wohl vergleichen konnte. Das hat denn die Horne übel verdroſſen, ſie haben ſich aufs Aeußerſte befliſſen ihm Schimpf, Spott, Schaden, Nachtheil zu bereiten, ihm auch Geſundheit und Leben zu gefährden. Und da ſie für ihre Perſon nicht konnten noch durften, haben ſie ihren Vogt abgerichtet in den Krug zu gehen, zu zechen, Zank und Unwillen mit dem Wirth anzufangen und denſelben mit Schlägen bis zum Tode abzufertigen. Denn obgleich der Horne vier in Ranzin ſaßen, ſo ſind doch ihre Hufen, Einnahme und Vermögen ſo gering geweſen, daß ſie ſich alle vier mit einem Pflugvogt haben behelfen können. — Aber was geſchieht? Da der Wirth wußte, daß die Horne ihm nachſtellten, und leicht vermerkte, was der Vogt im Sinne hatte, iſt er dieſem zuvorgekommen und hat ihn ſo abgefertigt, daß er kaum auf allen Vieren aus dem Kruge hat kriechen können.

Als Hans Saſtrow nun ſpürte, daß der Horne Feindſeligkeit nicht aufhörte, ſondern täglich zunahm, ſo hat er, um ſich und die Seinen aus der Gefahr zu bringen, ungefähr ums Jahr 1487 ſich mit ſeinem Junker, dem alten Hans Oſten zu Quilow, wegen ſeiner Bauernpflicht in Güte gänzlich auseinandergeſetzt, hat darauf zu Greifswald das Bürgerrecht gewonnen, daſelbſt in der Fleiſchhauerſtraße das Eckhaus, Herrn Brand Hartmann gegenüber, gekauft und allmählich das Seinige von Ranzin in ſein gekauftes Haus geführt. So hat er ſich ein Jahr vor meines Vaters Geburt von den Oſten geſchieden und iſt bürgerlichen Standes geworden.

Was geſchieht? — Merkt dieſe greuliche, mörderiſche That! Anno 1494 iſt Kindelbier zu Gribow, wo auch ein

Horne ſeinen Sitz hat, es liegt nicht weit von Ranzin, rechts, wenn man von Greifswald nach Ranzin fährt. Zu demſelben Kindelbier iſt mein Großvater Hans Saſtrow als nächſter Verwandter geladen, hat ſeinen Sohn, meinen Vater, der damals ungefähr ſieben Jahre war, bei der Hand genommen und iſt den kurzen Kirchweg dahin gegangen.

Die Horne von Ranzin haben zum Valet und Abſchied dieſe Gelegenheit nicht verſäumt, ſondern ins Werk ſetzen wollen, was ſie ſeit vielen Jahren im Herzen gehegt. Sie ſind auch nach Gribow geritten, als wollten ſie daſelbſt ihren Vetter beſuchen, und um die bequemſte Gelegenheit ſelbſt zu erſehen, ſind ſie ins Kindelbier gegangen und haben ſich mit an den Tiſch geſetzt, woran mein Großvater ſaß. Denn ſie waren ſo herunter, daß ſie die Bauernkoſt und Geſellſchaft nicht verſchmähten. Als ſich die Horne nun ſpät am Nachmittag vollgetrunken, ſind ſie ſämmtlich aufgeſtanden und haben ihren Biergang in den Stall gemacht. Und vermeinten, ſie wären dort allein. Es ſtand aber einer von meines Großvaters Verwandten auch im Stalle in einem Winkel, der hörte an, wozu ſie ſich entſchloſſen hätten, ſie wollten eilig auf ihre Pferde fallen, ſobald ſie merkten, daß mein Großvater aufbräche, um ihm unterwegs zu begegnen und alsdann ihn und auch ſein Söhnlein zu Tode zu ſchlagen.

Der Mann kommt zu meinem Großvater, ſagt ihm, was er im Stall gehört hat, und räth ihm, daß er ſich noch bei Tage aufmachen und heimgehn ſolle. Dem iſt auch mein Großvater gefolgt, iſt aufgeſtanden, hat ſeinen Sohn, meinen Vater, bei der Hand genommen und iſt nach Ranzin gegangen. Als er aber auf halbem Wege zwiſchen Ranzin und Gribow in das Gehölz im Moore kam, das mit Buſchwerk und Geſtrüpp bewachſen iſt, haben die mörderiſchen Böſewichter ihm den Weg verſperrt, haben ihn mit den Pferden zu Boden getreten und ihm den Leib voll Wunden gehauen, ſo daß ſie nicht anders meinten, als er wäre tot. Sie ſind aber daran

noch nicht ersättigt gewesen, sondern haben ihn an einen großen Stein geschleppt, der noch jetzt vorn in dem Moore liegt, haben ihm auf dem Stein die rechte Faust abgehauen und ihn so für tot liegen lassen. Der Junge aber, mein Vater, ist mittlerweile ins Moor gekrochen, hat sich im Gesträuch auf einem Rasenhügel versteckt, daß sie mit den Pferden nicht zu ihm kommen und, da es anfing finster zu werden, ihn in den Büschen auch nicht finden konnten.

Die andern Bauern sind nachgeritten zu sehen, was die Horne gemacht hätten, haben den Verwundeten so zugerichtet gefunden und den Jungen aus dem Moore geholt. Einer unter ihnen ist nach Ranzin gerannt, hat schnell Wagen und Pferde geholt. Darauf hat man den Verwundeten gelegt, an dem kein Leben mehr gespürt wurde, als daß er bei der Ankunft in Ranzin noch einmal aufjappte und verschied.

Des unmündigen Knaben, meines Vaters, nächste Freunde, besonders die zu Greifswald in der Stadt wohnten, machten Alles zu Gelde und verkauften wieder das Haus, so daß sie im Ganzen über zweitausend Gulden zusammenbrachten. Wenige Edelleute lassen in jetziger Zeit ihre Unterthanen zu einem solchen Vermögen kommen! Sie hielten den Knaben aufs Beste, ließen ihn lesen, schreiben und rechnen lehren und schickten ihn nach Antwerpen, auch nach Amsterdam, damit er etwas von Kaufmannschaft lernte. Als er zur gebührenden Größe und nach Hause kam und das Seine in die Hand erhielt, kaufte er die Ecke der langen Gasse und Hundstraße, rechts gegenüber der St. Nicolauskirche, zwei Häuser und zwei Buden in der Hundstraße. Aus dem einen Haus hat er das Wohnhaus, aus dem andern das Brauhaus und aus der Bude den Thorweg mit viel Arbeit und Unkosten gebaut. Da nun seine Person den Leuten gefiel und man sah, daß er sich zur Nahrung wohl anließ, haben meiner Mutter Vormund und nächste Verwandte ihm diese ehelich versprochen.

Meine Mutter war die Tochter des Bartholomäus Smiterlow, welcher Bruder des Herrn Bürgermeisters Nicolaus Smiterlow war, eine junge gar schöne Frau, klein, zart von Gliedern, freundlich, kurzweilig, ohne Hoffart, reinlich, häuslich und bis in ihr letztes Stündlein gottesfürchtig und andächtig. Anno 1514 haben meine Eltern Hochzeit gehalten, Anno 1515 gab ihnen der liebe Gott einen Sohn, den sie nach meinem väterlichen Großvater Johannes nennen ließen. Anno 1517 ist meine Schwester Anna, Herrn Peter Frubos, Bürgermeisters zu Greifswald, nachgelassene Witwe, geboren, Anno 1520 bin ich zur Welt gekommen und nach meinem mütterlichen Großvater Bartholomäus genannt worden.

Von meinen fünf jüngeren Geschwistern war meine Schwester Katharina ein treffliches, schönes, freundliches, getreues und frommes Mädchen. Als mein Bruder Johannes von Wittenberg, wo er studirte, nach Haus kam, begehrte sie von ihm zu lernen, wie man lateinisch sagen könnte: „Das ist wirklich eine schöne Jungfrau.“ Er sagte: „profecto formosa puella.“ — Sie fragte weiter, wie man denn lateinisch antworten könnte: „So ziemlich.“ Er: „sic satis.“ Nach Verlauf etzlicher Zeit kamen drei Studenten von Wittenberg her, vornehmer Leute Kinder, nur um die Stadt zu besehen; die hatte Christian Smiterlow an seinen Vater, den Bürgermeister Herrn Nicolaus Smiterlow, zum Beherbergen empfohlen. Und dieser wollte sie auch gut tractiren und ihnen gute Gesellschaft schaffen. Da er selbst drei erwachsene Töchter hatte, war neben andern Gästen auch diese meine Schwester eingeladen. Die Studenten nun haben mit den Jungfern allerlei Scherzworte gewechselt und auch lateinisch untereinander geredet, was sich vor Jungfrauen deutsch zu sagen nicht geziemte, wie junge Gesellen wohl thun. Da hat auch der eine zum andern gesagt: „profecto formosa puella“; darauf entgegnete meine Schwester: „sic satis“; da sind sie sehr erschrocken, vermeinend, daß sie auch ihre vorhergehende

amatoriſche Rede verſtanden hätte. Sie iſt aber Anno 44 zu einer ganz unglücklichen Heirat gekommen, mit Chriſtoph Meier, dieſer war ein ungeſchlachter Menſch, verthat, verfaulte und verbanketirte alles, was er hatte, auch was er mit meiner Schweſter erfreite.

Meine Mutter hielt ihre Töchter von Jugend auf zu der gebührenden häuslichen Arbeit. Als meine Schweſter Gertrud mit fünf Jahren von ohngefähr beim Rocken ſaß und ſpann — denn damals waren die Spinnräder noch nicht in Gebrauch, — erzählte mein Bruder Johann, daß die Kaiſerliche Majeſtät einen Reichstag ausgeſchrieben hätte, wohin Kaiſer, König, Kurfürſten, Fürſten, Grafen und große Männer zuſammenkämen, und auf die Frage, was ſie dort machten? antwortete er: ſie verordneten und beſchlöſſen, wie es in der Welt gemacht werden und zugehn ſollte. Da fing dies Mägdlein beim Rocken gar hoch und tief zu ſeufzen an und ſagte in großer Wehmuth: „Ach, du lieber Gott! wenn ſie doch auch ernſtlich verordnen möchten, daß ſolche kleine Mädchen nicht ſpinnen dürften.“ — Dieſe meine Schweſter iſt mit meiner ſeligen Mutter und mit noch zweien meiner Schweſtern, mit Magdalene und Katharine im Jahre 49, als die Peſtilenz gar heftig graſſirte, ſelig entſchlafen. Zuerſt meine Mutter, und als meine Schweſtern bitterlich weinten, hat ſie denſelben im Verſcheiden geſagt: „Was weinet ihr? Betet vielmehr, daß mir Gott meine Pein gnädiglich wolle kürzen.“ Einige Tage darauf entſchlief ſelig Gertrud, meine jüngſte Schweſter. Die älteſte unverheiratete Schweſter Magdalene war auch ſchon dem Tode nahe, ſtand gleichwohl aus dem Bette, ſchloß auf und legte nicht allein Gertrudens Totenhemd und Laken heraus, ſondern auch was man ihr ſelbſt um- nnd anthun ſollte, und befahl, wenn Gertrud begraben würde, nur das Grab offen zu laſſen, etwas mit Erde zu bedecken und ſie neben Gertrud zu ſetzen. So legte ſie ſich wieder zu Bette, bis den andern Tag, nachdem Ger-

trud begraben war. Da ſtarb auch ſie, die größte und ſtärkſte unter allen meinen Schweſtern, eine treffliche, verſtändige arbeitſame Haushälterin. Dies ſchrieb mir meine Schweſter Katharine zwei Tage vor ihrem Tode, und daß es mit ihr ſelbſt ebenſo ſtünde, ſie ſei auf dem Wege der Mutter und den Schweſtern zu folgen, und ſie ſehne ſich darnach und vermahnte mich, daß ich mich nicht grämen ſollte.

Meine Eltern nun, die beiden jungen Eheleute, hatten ſich wohl eingerichtet, Alles fertig gebaut, ſaßen in voller Nahrung und Gedeihen mit Federn, Wolle, Honig, Butter, Korn, hatten ihr ſtattliches Malz- und Brauwerk, — da wendete ſich ihre Glückſeligkeit in einen betrübten, gar üblen Zuſtand.

Denn in demſelben Jahre 1523 kauft Georg Hartmann, der Tochtermann des Doctor Stoientin*), von meinem Vater ein Viertel Butter und geräth darüber mit ihm in Wortwechſel. Um ſolches zu klagen, geht Hartmann, der ohnedies einen Kurzdegen zu Herrn Peter Korchſchwantz trug, zu ſeiner Schwiegermutter. Dieſe, von Natur hochtrabend und ſehr reich, hatte einen Doctor, des Landesfürſten Rath, zur Ehe, achtete alſo geringere Leute wenig. Sie gibt ihm ein Handbeil mit dieſen Worten in die Hand: „Sieh, da haſt du ein Viertelſtück, geh auf den Markt und kauf dir ein Herz.“ — So begegnet ihm mein Vater, der nach der Wage gehn wollte, ſich einen Keſſel Honig wägen zu laſſen, oben in der Gaſſe, wo die Kleinſchmiede wohnen, ohne Wehr, er hatte kein Brotmeſſer bei ſich. Den überfällt Hartmann mit dem Degen und Handbeil bewaffnet. Mein Vater entſpringt ihm in das Haus eines Kleinſchmiedes, erwiſcht die Fleiſchgabel, die nehmen ihm die Schmiedeknechte, desgleichen wehren ſie ihm auch die Leiter, die an der Galerie ſtand; er aber reißt von der Wand einen Knebelſpieß, läuft damit zum Haus

*) Valentin Stoientin, Jugendfreund Ulrich's von Hutten, damals herzoglicher Rath, einflußreicher Beförderer der Reformation.

hinaus auf die Gasse und ruft, wo der sei, der ihm sein Leib und Leben habe nehmen wollen? Darauf springt Hartmann aus des Nebenschmiedes Haus, hat zu seinen beiden vorigen Wehren noch vom Ambos einen Hammer genommen, wirft mit demselben nach meinem Vater, und obgleich dieser den Wurf mit dem Spieß parirt, so gleitet doch der Hammer längs dem Spieß auf die Brust, daß er etliche Tage Blut spie. Gleich darauf trifft ihn Hartmann mit dem Handbeil in die Schulter. Da dieser nun mit Hammer und Handbeil getroffen hat, vermeint er, es könne ihm nicht mehr mißrathen, entblößt den Degen und läuft damit meinem Vater auf den Spieß. Dieser stößt ihm den Spieß bis an den Knebel in den Leib, daß er stürzt. Dies ist dieser kläglichen Historie wahrhaftige Narration. Ich weiß wohl, daß die Gegner das anders berichten, mein Vater habe den Hartmann erstochen, als dieser sich in des Schmieds Stube wehrlos hinter dem Ofen versteckt gehabt; aber es klingt nicht, nugae sunt, fabulae sunt.

Mein Vater eilte stracks nach dem Kloster der schwarzen Mönche, er war mit den Mönchen bekannt; die führten ihn in die Kirche oben unter dem Gewölbe in ein Steinspint. Doctor Stoientin mit großem Beistand und Dienern durchsuchte alle Winkel des Klosters und kam auch in die Kirche. Mein Vater meinte, sie sähen ihn; er wollte sie ansprechen und bitten, ihn zu verschonen, da er in seiner Unschuld nur Nothwehr geübt habe. Doch der barmherzige Gott gab, daß er schwieg und daß dem Gegentheil die Augen zugehalten wurden, daß sie ihn nicht sehen konnten.

In der Nacht brachten ihn die Mönche über die Mauer, so daß er längs dem Damm in das Dorf Neukirchen am Ende des Dammes kommen konnte. Dorthin hatte mein Stiefgroßvater einen Bauerwagen aus Leist bestellt, der einen Sack mit Gerste, auch einen Futtersack und meinen Vater im Sack verborgen nach Stralsund führte. Auf den Bauer ist Stoientin

in der Nacht getroffen und hat gefragt, wo er hin wolle? Jener: „Nach Stralsund.“ Er hat auf die Säcke gestoßen und gefragt: was er geladen habe? Jener: „Gerste und seinen Futtersack.“ Er: ob er nicht jemand reiten oder laufen gesehen hätte? Jener: „Ja, es wäre einer ganz eilend den Weg nach dem Dorf Horst geritten, ihm hätte gedäucht, es wäre Sastrow von Greifswald, er verwunderte sich, daß er in der Nacht so eilend mit dem Pferde rennte.“ So hat Doctor Stoientin den Bauer verlassen und ist den Horster Weg geritten, mein Vater aber ist zu Stralsund angekommen und hat von dem Rath daselbst Geleit erlangt.

Es hat aber mein Vater solchem Geleit allerdings nicht zu trauen gehabt, weil der Entleibte selbst unter dem Geleit meines gnädigen Herrn Herzog Georg's gestanden hatte, und Doctor Stoientin, Sr. Fürstlichen Gnaden Rath, dies Geleit gegen meinen Vater trefflich geltend machte und auch sonst der Gegentheil reich, stolz und mächtig war. So ist er in Dänemark, auch zu Lübeck, Hamburg und anderswo umhergeschweift, bis er mit dem Landesfürsten um eine ansehnliche Summe Geld vertragen wurde, die er auch baar erlegen mußte.

Und obgleich später nach vielfältigem Ansuchen, aufgewandtem Fleiß und Arbeit meines Stiefgroßvaters mein Vater mit der beleidigten Partei auf Entrichtung von 1000 Mark Blutgeld verglichen wurde, so konnte ihm doch wegen dieser Gegner der Aufenthalt in der Stadt Greifswald nicht frei gemacht werden. Wie aber solch Blutgeld dem Sohn und Erben des Entleibten, dem Brand Hartmann, gediehen ist, hat der Augenschein ergeben. Unglück und Unheil wurde an Leib, Gut, Nahrung, an Weib und Kindern gespüret.

So mußte meine Mutter in ihrer Jugend ohne Mann bei vier kleinen unerzogenen Kindern haushalten. Daß sie mit schwermüthigen traurigen Gedanken beladen gewesen, kann man leicht ermessen.

Sie ging gemeiniglich in der Hälfte des Nachmittags,

ſonderlich in der Faſtenzeit, an alle drei Altäre vor dem Chore und betete, wie im Papſtthum gebräuchlich, vor einem jeden Altar ein Pater noſter und ein Ave Maria. Das Barthelmeweſelein mußte ſtets mitgehn. Einſt ſetzte es ſich am erſten Altar zu der Mutter, legte dort ein Räucherwerk hin. Da ihm aber die Mutter zu zeitig aufſtand und er ihr zum zweiten Altar folgte, that er desgleichen, doch was er noch übrig behielt, brachte er vor den dritten Altar. Als nun die Mutter aufſtand und ſah, wie ich vor allen drei Altären des Heiligthums geweihräuchert und das Gebet ſo garſtig beſchloſſen hatte, iſt ſie nach Haus gegangen und hat die Magd mit einem Beſen in die Kirche geſchickt, das Räucherwerk mit der Andacht aus der Kirche zu fegen. Man ſagt mir, ich ſoll in meinen kindlichen Jahren ſehr wild geweſen ſein, und daß ich manchmal auf den Thurm von St. Nicolaus geſtiegen und einſt auf der Außenſeite des Thurms in der Höhe der Glocken um den Thurm herumgegangen bin. Da nun meine Mutter vor ihrer Thür ſtand, die gerade gegenüber dem Thurm war, und ihr Söhnlein ſo ſpazieren ſah, iſt ſie ſehr bekümmert geweſen, bis es unverletzt wieder herunterkam. Dafür hat ſie auch dem Barthelmewes gegeben, was er wohl verdient hatte. — Während meine Mutter zu Greifswald wohnte, ging ich daſelbſt in die Schule, lernte nicht allein leſen, ſondern auch aus dem Donat decliniren, compariren, conjugiren. Am Palmſonntage mußte ich auch das „Quantus“ ſingen, nachdem ich die vorhergehenden Jahre erſtlich das kleine, nachher das große „Hic est“ geſungen hatte.*) Das war den

*) Am Palmſonntage wurde auf dem Kirchhofe der katholiſchen Kirche ein großer hölzerner Eſel mit Rädern, darauf eine lebensgroße Puppe als Chriſtus gefahren. Nach der Palmenweihe ſtrömte dort das Volk zuſammen. Der Chor der Schüler ſang die Worte des Evangeliſten: Cum audisset populus, quia Jesus venit Hierosolymam, acceperunt ramos palmarum etc. Darauf traten acht Schüler vor, hoben ihre Hände gegen den Eſel auf und ſangen laut: Hic est, qui venturus est (dieſer iſt es,

Knaben eine große Ehre und ihren Eltern keine geringe Freude, denn man brauchte dazu aus den Schulen die wackerſten Knaben, die ſich nicht entſetzten vor der großen Menge der Kleriſei, auch weltlicher Perſonen, und mit heller Stimme beſonders das Quantus herausheben konnten.

Anno 1528, da meine Eltern ſpürten, daß der Hartmann'ſche Anhang durch nichts zu erweichen war, meinen Vater in die Stadt und Nahrung zu laſſen, wollten ſie, wie frommen Eheleuten gebührt, die Laſt der Haushaltung miteinander tragen, und ſo hat meine Mutter meinem Vater nachziehen müſſen. Deswegen hat mein Vater das Bürgerrecht zu Stralſund gewonnen, und ein Haus daſelbſt gekauft, meine Mutter iſt von Greifswald aufgebrochen, hat ihr Haus daſelbſt verhandelt und iſt ſo im Frühlinge nach dem Sunde gezogen. Um dieſelbe Zeit hat mein Stiefgroßvater, der damals Kämmerer zu Greifswald war, mich zu ſich genommen, daſelbſt zu ſtudiren. — Ich ſtudirte aber gar wenig, hatte die Pferde, um darauf ſpazieren zu reiten und mit dem Großvater auf die Stadtdörfer zu fahren, lieber als die Bücher, weshalb ich auch in studiis wenig fortſchritt.

Der älteſte Sohn von Herrn Bertram Smiterlow, Claus

---

welcher kommen wird — das kleine Hic est). Darauf reſpondirte der Chor: In salutem populi. Und wieder zeigten acht andere Schüler auf den Eſel und ſangen: Hic est salus nostra et redemtio Israel (das große Hic est). Darauf knieten acht andere Schüler vor dem Eſel nieder, ſchlugen die Hände über dem Haupt zuſammen und ſangen: Quantus est iste, cui throni et dominationes occurrunt? Noli timere, filia Sion; ecce rex tuus. — Das war für die Schüler ſchon ein ruhmvolles Stück. Darauf aber kamen andere ſechs Schüler, knieten nieder, neigten ihr Angeſicht zur Erde, ſchlugen alle zugleich die Hände über dem Haupt zuſammen und ſangen das Salve, und wenn ſie ausgeſungen, gingen ſie drei Schritt vor, knieten wieder nieder, und ſo dreimal Salve rex, fabricator mundi etc. Dann zogen ſie miteinander den Eſel vorwärts u. ſ. w. — Getreu nach einer Beſchreibung der Feierlichkeit im Staatsarchiv zu St. Gallen, abgedruckt in Keßler's Leben von J. J. Bernet. S. 18.

genannt, fünf Jahre alt, aber länger und stärker von Gliedern als ich, war ein verzweifelter Schalk; er that den Kindern in der Nachbarschaft viel Gewalt und Unrecht, von seinem Vater wurde er nicht nur nicht gestraft, sondern auch gegen die Klagen der Nachbarn mit großer Rauheit vertheidigt, so daß der Großvater, um ein großes Parlament, ja Mord und Totschlag zwischen dem Vater und den Nachbarn zu verhüten, den Jungen zu sich nahm. Er schlief mit mir in der Kammer in einem Bett. Einst am Morgen, als wir aufstanden und uns beide nebeneinander auf der hohen Kiste am Fuß des Bettes anzogen, stieß er mich ohne jeden Wortwechsel oder gegebene Ursache, sondern allein aus boshaftigem Muthwillen — denn er war so gewöhnt, daß er seine unaussprechliche Bosheit nicht unterlassen konnte — vor die Brust, daß ich rückwärts von der Kiste hinunterstürzte; wahrlich ein gefährlicher Fall! Und einst richtete der Großvater ein großes Nachtmahl an, wozu er nicht allein seine Kinder, sondern auch Andere lud. Am Abend, als die Knechte ihren Herren die Leuchten brachten und bei dem Feuer saßen, kam dieser Lecker zu ihnen und trieb gegen sie allerlei Schalkheit. Die Knechte fürchteten den Vater und ließen sich Alles gefallen. Zuletzt unterstand er sich, einem nach dem andern mit dem Finger an den Lippen zu brummen: da erdreistete sich einer und schlug ihn aufs Maul. Er lief in die Stube hinter den Vater und sagte dem, welcher Knecht ihm die Maulschelle gegeben hatte. In der Nacht, als das Banket geendigt war, die Gäste aufstunden nach Hause zu gehen, die Laternen angezündet wurden und man aus dem Hause auf die Gasse kam, und allenthalben und bei einem jeden nichts anderes als Stille und guter Friede bemerkt wurde, entblößte der Vater des Knaben den Kurzdegen, den er an der Seite hatte, und hieb dem Knecht, welcher vor seinem Herrn die Laterne trug, eine greuliche Wunde in die Schulter hinein. Um mich unverletzt gegenüber dem Lecker zu erhalten und nicht deswegen in noch

größere Sorge zu gerathen, mußte mich mein Großvater nach Stralsund zu den Eltern fahren lassen. In solchem Muthwillen wuchs der Knabe auf, worin der Vater ihn nicht allein nicht strafte, sondern vielmehr seinen Gefallen daran hatte, so daß auch niemand darüber klagen durfte. Als er nun erwachsen und an siebenundzwanzig Jahr alt war, wollte er einst gen Rostock reiten und blieb in Röwershagen über Nacht. Im andern Kruge gegenüber zog ein Wagen mit Kaufleuten ein, weil sie bei diesem Menschen — denn sie kannten seinen bösen Kopf wohl — nicht sein wollten. Der eine Kaufmann hatte einen Schießhund, der lief in den Krug, worin Smiterlow war, und dieser band den Hund an, als wäre er sein, um ihn zu behalten. Am andern Morgen, als sie aufbrechen wollten, vermißte der Kaufmann seinen Hund und fand ihn bei Smiterlow, der auch aufgesessen war und den Hund am Strick mit sich führte. Der Kaufmann begehrte seinen Hund, Smiterlow wollte ihn nicht ablassen, sondern zog sein geladenes Rohr auf den Kaufmann hervor. Der Kaufmann aber wurde eher fertig und schoß ihn oben am Leib durch den Schenkel. Er ritt wohl kümmerlich nach Rostock und wurde dort verbunden, aber nach wenigen Tagen war er des Todes. Der Kaufmann ritt seine Straße und kam davon, es krähte wie man sagt, weder Hund noch Hahn darnach, nur der Vater bekam das Kratzen im Nacken. Solches schreib' ich Herrn Bertram und seinen Kindern nicht zu Verdruß noch Schmach, da solche doppelt mit uns verwandt sind, sondern meinen Kindern zur Verwarnung und Vermahnung, daß sie ihre Kinder von Jugend auf in geziemender Zucht und Zwang halten.

Im Jahre 1529 ging meine Mutter schweren Fußes und wollte vor der Entbindung noch scheuern und waschen lassen, wie es die Frauen im Brauch haben. Nun hatten meine Eltern dies Mal eine Magd, die vom bösen Geist besessen war. Sie hatte sich bis dahin nicht hervorgethan, aber jetzt,

als ſie das große Wandgeräth zu ſcheuern hatte, Keſſel und Tiegel herunter zu nehmen, warf ſie dieſe herab auf den Boden, ſehr greulich und rief mit lauter Stimme: „Ich will heraus!“ Als man nun den Grund merkte, nahm ihre Mutter (die in der Patinenmacherſtraße wohnte) die Magd zu ſich, und ſie wurde etliche Mal in die Kirche zu St. Nicolaus in einem rigaiſchen Schlitten geführt. Wenn die Predigt geendigt war, wurde der Geiſt beſchworen, und ergab ſich aus ſeinem Bekenntniß, daß ihre Mutter einen friſchen ſauren Käſe gekauft und in den Schrank eingeſetzt hatte, die Magd war in Abweſenheit ihrer Mutter an den Schrank gekommen und hatte vom Käſe gegeſſen. Als nun die Mutter geſehen, daß jemand beim Käſe geweſen war, hatte ſie dem den böſen Geiſt in den Leib geflucht; ſeitdem hatte er in der Magd hausgehalten. Als er darauf gefragt wurde, wie er denn bei und in der Magd hätte bleiben können, da ſie in der Zeit zum Sacrament gegangen war, gab er die Antwort: „Es liegt wohl ein Schelm unter der Brücke und läßt einen frommen Mann über ſich hingehn,“ er hätte mittlerweil ihr unter der Zunge geſeſſen. Er wurde aber nicht allein gebannt und beſchworen, ſondern es ward auch von männiglich, ſo in der Kirche dabei- und umherſtand, auf den Knien fleißig und andächtig gebetet. Mit dem Exorcismo trieb er ſein lautes Geſpött; denn als der Prediger ihn beſchwor, daß er ausfahren ſollte, ſagte er: ja, er wollte weichen, er müßte ja wohl das Feld räumen, aber er forderte allerlei, was man ihm mitzunehmen erlauben ſollte; wenn ihm das eine Geforderte abgeſchlagen würde, ſo ſtünde ihm das Bleiben frei. Es ſtand einer unter den Anweſenden, welcher den Hut aufbehielt, als dieſe beteten, da begehrte er von den Predigern ihm zu erlauben, daß er dem den Hut vom Kopf nehmen dürfte, den Hut wolle er mit ſich nehmen und weichen. Ich trage Sorge, wäre es ihm von Gott geſtattet worden, Haut und Haar hätten mit dem Hute gehn müſſen. — Zuletzt, als er wußte,

daß seine Zeit die Magd zu plagen verflossen war, und vermerkte, daß unser Herrgott das gläubige Gebet der gegenwärtigen Leute gnädiglich erhörte, forderte er gar spöttisch eine Tafel Glas aus dem Fenster über der Thurmuhr, und als ihm eine Raute aus demselben erlaubt wurde, hat sich dieselbe zusehends mit einem Klange abgelöst und ist davon geflogen. Nach der Zeit hat man nichts Böses bei der Magd vermerkt. Sie hat auf dem Dorfe einen Mann bekommen und von ihm Kinder erhalten.

Ich ging in die Schule, lernte so viel, als ich vor Wildheit konnte, das Ingenium war ziemlich, wie sich merken ließ, aber Stetigkeit war nicht vorhanden. — Des Sommers badete ich mich mit meinen Gesellen am Strande, das sah mein Ohm aus seinem Garten hinter seiner Scheuer und zeigte es meinem Vater an, der kam mit einer guten Ruthe des Morgens auf den Saal vor mein Bett; während ich schlief, nestelte er sich mittlerweile auf und redete laut, damit ich erwachen sollte. Wie ich dann erwachte und ihn vor mir stehn und die Ruthe auf dem Nebenbett liegen sah, verstand ich wohl, was die Glocke geschlagen hatte, da fing ich an mit bitterlichem Weinen zu flehen und zu bitten. Er fragte, was ich gethan hätte? Ich gelobte, ich wollte mein Lebtag am Strande nicht mehr baden. „Ja, Junker," sagte er (wenn er mich ihrzte und Junker nannte, wußte ich wohl, daß die Sache zwischen ihm und mir schlecht stand), „habt ihr gebadet, so muß ich quästen."*) Dabei ergriff er die Ruthe, warf mir die Kleider über den Kopf und lohnte nach Verdienst. Meine Eltern erzogen ihre Kinder ganz gut. Mein Vater war etwas hastig, und wenn die Galle überhand nahm, konnte er kein Maß halten. Einst erzürnte er sich über mich; er stand im Stall, ich aber unter der Thür des Stalls, da erwischte er die Stakengabel und schoß die nach mir. Ich

*) Die Badequaste gebrauchen.

entſprang dem Wurf, der war ſo ſtark, daß die Gabel in einen eichenen Ständer der Badeſtube ſo tief zu ſtecken kam, daß man ſie mit Gewalt herausziehen mußte. Damals hat der gnädige Gott des Teufels Vorhaben gegen meinen Vater und gegen mich vorſorglich verhindert. Die Mutter aber, welche überaus glimpflich und holdſelig war, ſprang in ſolchen Fällen hinzu, ſagte wohl: „Stäupe ſtärker, der verzweifelte Bub hat es wohl verdient," und unterdeß, ohne daß es die Kinder merkten, faßte ſie ihm den Arm und die Hand, worin er die Ruthe hatte, daß er nicht zu ſtark zuſchlagen konnte.

Meines Vaters Haus war noch ſehr unfertig, außerdem war eine Bude hereingebaut, mit dem Eingang hart am Brunnen. Darin wohnte ein Müller, Lewark genannt, der hatte viele und böſe Kinder, die weinten Tag und Nacht. Des Morgens, wenn der Tag anbrach, fingen die jungen Lerchen an zu zirpen; das währte den ganzen Tag, daß man davor weder ſehen noch hören konnte, bis mein Vater die alten Lerchen mit ihren jungen Lewarken*) herausjagte, die Bude einriß und den Bau des ganzen Hauſes mit Ernſt, großer Arbeit und Unkoſten angriff. Denn meine Eltern bekamen von Greifswald eine ziemliche Baarſchaft, weil meine Mutter Alles zu Gelde machen mußte, ſo daß viele Leute meinen Vater deshalb den reichen Mann in der Behrſtraße nannten. Dies wurde aber in wenig Jahren ſehr ungewiß gemacht, ſo daß meinen Eltern große Sorge und Geldverſplitterung, auch ihren Kindern Verhinderung des gehofften Glückes, alſo merklicher Schaden und Nachtheil entſtand.

Denn es waren damals zu Stralſund zwei Weiber, die man Schadenträgerinnen nicht unbillig nennen möchte, die eine hieß Lubbe Keßke, die andere Engeln, wohnten alle beide in der Altbüßerſtraße. Die kauften von meinem Vater allerhand Tuch, das verkauften ſie wieder andern Leuten, man

*) Wortſpiel. Die Lerche heißt niederdeutſch Lewark.

wußte aber nicht wem; sie entliehen Geld zu fünfzig, hundert, hundert und fünfzig und mehr oder weniger Thalern, sagten auch nicht, für wen sie die entliehen; wenn sie von den Leuten gefragt wurden, von wem sie solches Geld holten, antworteten sie: „Vom reichen Mann in der Behrstraße.“ Der Thaler galt damals achtundzwanzig lübeckische Schillinge, sie machten ab, den zum Termin, auf den man übereingekommen war, mit achtundzwanzig und ein halb Schilling zu bezahlen. So auch mit dem Kaufgeld für die Tücher, sie zahlten bisweilen wohl etwas ab, aber wenn sie einmal hundert Gulden entrichteten, so nahmen sie stracks wieder für zweihundert oder mehr Gulden. Solcher Handel war meiner Mutter gar nicht recht, denn sie sah wohl, wenn der Vater sein Geld auf die gebührende Rente von fünf Procent austhäte, würde dasselbe ungleich mehr bringen. Und ihr sagte das Herz, die Weiber würden den Vater endlich betrügen, wie auch wirklich geschah, sie flehte, bat und ermahnte, manchmal mit Vergießung heißer Thränen, für sich selbst, auch durch die Prediger, Knipstro und andere, er sollte doch mit den Weibern zu handeln unterlassen. Als nun die Forderung sehr groß wurde, die Weiber nicht zwanzig Gulden zu zahlen vermochten und er wissen wollte, wohin sein Gut gekommen wäre, fand sich, daß er an die Frau eines Tuchschneiders, des Hermann Bruser, welche einen stattlichen Tuchhandel hatte, da sie das Tuch im Ausschnitt wohlfeiler verkaufte, als andere Tuchhändler thun konnten, siebzehnhundert und fünfundzwanzig Gulden und an die Mutter des Jacob Leweling achthundert Gulden weggegeben hatte. Mein Vater zog die beiden Weiber mit der Frau des Bruser zur Rechenschaft, diese Frau und ihr Mann Hermann Bruser erboten sich zu bezahlen. Bruser gab meinem Vater Siegel und Brief, ihm in festgesetzten Terminen die Zahlung zu leisten. — Was geschieht? Der erste Termin der Bezahlung fiel in den Aufruhr gegen den Bürgermeister Herrn Nicolaus Smiterlow, und von den vornehmsten der

Aufrührer war Hermann Bruſer einer; er vermeinte, es wäre nun ſowohl mit meinem Vater als mit dem Herrn Bürgermeiſter aus, er widerſetzte ſich der Bezahlung, alſo ſeiner gegebenen Schuldverſchreibung, und ließ ſich mit meinem Vater in einen Proceß ein. Die Gegner brachten den Bürgermeiſter Lorber durch Verehrung etlicher Goldgulden auf ihre Seite, ſo daß nach langem Rechtsgange erkannt wurde, Bruſer ſollte ſchwören, daß er von dem Handel nichts gewußt, und beweiſen, daß derſelbe wucheriſch geweſen. Bruſer hat ſolchen Eid vor dem Niedergericht leiblich geleiſtet und vermeldet, ſeine Zeugen wären „über See und Sand", er bitte deswegen zur Vollführung ſeines Beweiſes Jahr und Tag. Als ihm auch ſolches zuerkannt wurde, appellirte mein Vater an den Rath und von da an den Ehrbaren Rath zu Lübeck.

Die Herren zu Lübeck erklärten, Bruſer ſolle bezahlen, laut Siegel und Brief. Davon appellirte dieſer an das kaiſerliche Kammergericht zu Speier. Zu Speier hat man viele Jahre proceſſirt; Bruſer ſchwur den Eid paupertatis, doch ſteuerte er ſeine Tochter gleich eines Bürgermeiſters Tochter mit Perlen und Geſchmeide aus, verkaufte ſeine Häuſer und ſein Schweſtermann brachte Siegel und Brief dem Buchſtaben nach älter als meines Vaters Schuldbrief, worin ihm alle Güter des Bruſer als Hypothek verpfändet waren. Endlich iſt das Kammergericht von den proteſtirenden Reichsſtänden recuſirt worden, und man hat mit dem Proceß ſtill halten müſſen, bis daſſelbige nach ſechs Jahren wiederum beſetzt worden iſt, von da hat man die Sache bis zum Beſchluß durchgeführt. Ich aber bin nach dem Beſchluß ſelbſt zwei ganze Jahre in Speier geweſen und habe die Publication des Urtheils nicht herausbringen können, ſo daß mein Vater ſich zuletzt, nachdem er mit Bruſer und ſeiner Partei über vierunddreißig Jahre proceſſirt, mit den Erben von Bruſer's Schweſtermann ſo verglichen hat, daß dieſelben tauſend Gulden als ein und alles gegeben haben. Die Hauptſchuld iſt

geweſen ſiebzehnhundert und fünfundzwanzig Gulden, meines Vaters aufgewandte Koſten haben mehr als tauſend Gulden betragen, was iſt das lucrum cessans? Daß mein Vater ſein Geld an die vierzig Jahre entbehren müſſen, daß meinen Eltern und ihren Kindern merkliche große Ungelegenheit entſtanden iſt. Ich bin darüber aus meinem Studiren und mein Bruder Magiſter Johannes ums Leben gekommen, ſo daß man im Grunde ſagen muß, das Dictum des Heſiodus: „die Hälfte iſt mehr als das Ganze," paſſe nicht übel auf den Rechtsproceß, ſonderlich beim kaiſerlichen Kammergericht; ſo daß es viel nützlicher ſei, man nimmt im Anfang die Hälfte, als daß man das Ganze durch Erkenntniß des Kammergerichts erhalte.

Hierauf will ſich gebühren, meinen Kindern zur Lehre nicht vorzuenthalten, wie den gottloſen Geſellen, nachdem ſie meine Eltern in die dreißig Jahre tribulirt und vexirt haben, gelohnt worden iſt. Denn im 75. Pſalm ſteht: „Der Herr hat einen Becher in der Hand mit ſtarkem Wein voll eingeſchenkt, und ſchenkt aus demſelben," — dieſen Kelch hat er auch mir daraus zu trinken dargereicht, ziemlich ſo viel als er gewußt, daß ich habe vertragen können. Aber die Gottloſen haben auch daraus getrunken und die Hefen ausſaufen müſſen, ſo daß ich an meinen und der Meinigen Feinden meine Luſt geſehen habe. Denn der Hauptſchuldige, Hermann Bruſer, iſt mit ſeinem hoffärtigen Weibe, der Erzbetrügerin, in die äußerſte Armuth gerathen, daß ſie von ihren Verwandten und Bekannten etliche Jahre gefüttert worden; endlich hat er ſich in Schweden als Kammerknecht vermiethet und zu Stockholm hat ihm in ſeines Herrn Krambude der Teufel den Hals entzwei gebrochen, daß er mitten in der Krambude liegend gefunden wurde, das Angeſicht nach dem Rücken gedreht. Seine Tochter, die, wie oben gemeldet, mit meines Vaters Gütern gleich eines Bürgermeiſters Tochter ausgeſteuert wurde, iſt, ehe ſie verſtorben, bloß und arm geworden, hat Haus und Hof angeben müſſen,

und ihr Mann muß seit ihrem Tode, der viele Jahre her ist, bis auf den heutigen Tag im Hospitale zum heiligen Geiste von Almosen leben.

Mit seinem Sohn hat es nirgend glücklich hinausgewollt, er ist aus einer Leichtfertigkeit in die andere gefallen. Ihn hat man zu Kalmar eines Morgens früh auf dem heimlichen Gemach tot sitzend gefunden, und seine Kinder müssen von einem zum andern in der Stadt und auf dem Lande herumlungern.

Die andere Gegnerin meiner Eltern, die Leweling, eine Witwe, hatte von ihrem Mann einen Sohn, sie war trefflich reich an Stadt- und Landgütern, an Häusern, an Buden, Gärten und Aeckern im Felde; man sagte, daß sie an stehenden sicheren Pachten auf jeden Tag, das ganze Jahr durch gerechnet, ein Huhn und einen Goldgulden hatte. Sie hatte aber mit ihrem Sohn Alles durchgejagt, so daß sie nicht allein meinem Vater die achthundert Gulden, sondern auch Andern mehr so viel schuldig geworden, daß sie nach Urtheil und Recht sich in ihrem abgetragenen Weibermantel aus ihrem Hause führen lassen mußte und dasselbe ihren Gläubigern einräumen. Ihrem Sohne, der ein Bengel von fünfzehn Jahren war, mußte sie in ihrem Hause eine eigene Dirne halten, wenn sie nicht wollte, daß er des Nachts in den Dirnenhäusern liege, bis sie ihm in so großer Jugend ein Eheweib gab, daß sich männiglich darüber verwunderte. Was er noch an Aeckern, Wiesen, Dörfern, Wald, Hauen, Hufen und Katen übrig behielt, mußte alles dem andern folgen. So hielt er auch seinen Ehestand so rein, wie der Hund die Fasten. Denn bei Herzog Philipp's Huldigung lag die Herzogin in seinem Haus zur Herberge, damals kam seine Frau mit einer jungen Tochter in die Wochen, er bat die Herzogin zu Gevatter, wie er die Tochter auch nach Ihrer Fürstl. Gnaden Maria nennen ließ, daneben aber hatte er seine Dirne im Garten bei der Niedermühle, mit der hielt er grob und ärgerlich Haus. Ferner bestahl er mit einem Andern, der Valentin Bus hieß, des Nachts

dem Teichmeiſter die Reuſen und fingerte ſonſt umher, daß es wohl des Henkens werth war. Valentin Bus wurde auch deswegen gefänglich eingezogen und hätte hängen müſſen, wenn ihm nicht wegen des Leweling, der mit ihm in gleicher Schuld ſtand, das Richten wäre erlaſſen worden. Leweling aber hat ſich mit dem ehrbaren Rath verglichen und ſich mit Geld vom Galgen gekauft. Wie er denn ſein noch übriges Dorf Beſſin, in deſſen Kapelle ſein Vater begraben iſt, alſo ſeinen Vater mit dem Dorfe einem ehrbaren Rathe verkauft und ſich ſo mit dem Rath abgefunden hat. Weil mein Vater mit andern Creditoren zu Recht erhalten, daß ſeine Mutter ihr Haus räumen mußte, hat dieſer junge, übelerzogene, gottloſe Lecker auf ihn gewartet, als er nach der Kirche zu Haus gehn wollte, und iſt ihm mit ſeiner Wehre gefolgt, ihn zu erſtechen oder gröblich zu verwunden, mein Vater iſt aber nach Haus geeilt und hat die Thür gewonnen, ehe er an ihn gelangen konnte. Als nun dieſer Sohn Alles durchgejagt, iſt er in großer Armuth geſtorben und hat ſeine oben gemeldete Tochter Maria hinterlaſſen, die man jetzt manchmal auf dem Markte ſitzen ſieht, Fiſche zu verkaufen. Das hat daraus folgen müſſen, daß Mutter und Sohn in die Fußſtapfen ihrer Voreltern getreten und nicht durch ihr Exempel gewitzigt worden ſind. Denn die Mutter iſt von des Bürgermeiſters Wulf Wulflam Freundſchaft und Geblüt geweſen, von dem geſchrieben ward, daß er in Reichthum keinen Gleichen an der Seeküſte hatte. Die Frau deſſelben iſt ſo ſtolzen Geiſtes geweſen, daß ſie des Fürſten zu Pommern Spielleute von Stettin holen ließ, als ſie zur zweiten Ehe ſchritt, und an ihrem Brauttage auf einem engliſchen Stücke Tuch, das ſie von ihrem Hauſe bis zur Kirche breiten ließ, nach der Kirche ging; item daß ſie den reinſten, weichſten rigaiſchen Flachs auf dem heimlichen Gemache gebraucht hat, den H— damit zu wiſchen. Aber von dem gerechten Gott, der die Hoffart vom Himmel verſtoßen hat, wurde ſie mit Armuth geſtraft, daß ſie nur noch eine ſilberne

Schale gehabt hat; mit derſelben hat ſie von Haus zu Haus die Almoſen gebeten mit dieſen Worten: „Gebet der armen reichen Frau etwas!“ und hat ihre alte Dienſtmagd flehend angerufen, ihr um Gottes willen Leinenzeug zum Halskragen und ein Hemde zu geben. Als dieſe ihr ſolches brachte, hat ſie geſagt: „Sehet, Frau, das Garn, woraus die Leinwand gemacht iſt, habe ich von dem Flachs geſponnen, womit ihr den H— pflegtet zu wiſchen, den ich aber mit Fleiß aufhob, verwahrte und rein aushechelte.“

Während dem Rechtsſtreit iſt mein Bruder Johannes zu Wittenberg Magiſter geworden, wo er unter dreizehn die erſte Nummer gehabt, und darum von meinen Eltern aufgefordert worden nach Hauſe zu kommen. Vor ſeinem Abgange von Wittenberg hat er von Dr. Martin Luther ein Schreiben an meinen Vater erbeten, weil dieſer wegen des Rechtsſtreites mit Hermann Bruſer und den Leweling'ſchen etliche Jahre ſich vom Tiſch des Herrn enthalten hatte.*) Welches Schreiben wörtlich alſo lautet:

„Dem ehrbaren, fürſichtigen Nicolaus Saſtrow, Bürger zu Stralſund, meinem günſtigen guten Freund, Gratia et Pax. — Es hat mir euer lieber Sohn M. Johannes angezeigt mit beweglicher Klage, lieber Freund, wie ihr euch des Sacraments ſo viele Jahre enthaltet, zu großem ärgerlichen Exempel für Andere, und hat mich gebeten, euch zu vermahnen, von ſolchem gefährlichen Fürnehmen abzulaſſen, weil wir keine Stunde des Lebens ſicher ſind. So hat mich ſeine kindliche, treue Sorge um euch, ſeinen Vater, bewegt, dieſe Schrift an euch zu richten, und iſt meine chriſtliche, brüderliche Vermahnung (wie wir in Chriſto einander ſchuldig ſind), ihr wollet von ſolchem Fürnehmen abſtehn und bedenken, daß Gottes Sohn viel mehr gelitten und ſeinen Kreuzigern vergeben hat. Und zuletzt, wo

*) Der Vater Saſtrow ging aus Gewiſſenhaftigkeit nicht zum Abendmahl, weil er die Bedingung nicht erfüllen wollte, ſeinen Feinden zu vergeben.

die Stunde kommt, müſſet ihr doch vergeben, wie ein Dieb am Galgen vergeben muß. Wenn aber die Sache vor Gericht hängt, ſo laſſet ſie fortgehn, und wartet auf das Recht. Solches hindert gar nicht zum Sacrament zu gehn, ſonſt müßten wir und auch unſere Fürſten nicht zum Sacrament gehn, weil die Sache zwiſchen den Papiſten und uns noch hanget. Befehlt ihr die Sache dem Recht, aber dieweil macht euer Gewiſſen frei und ſprecht: wem das Recht zufället, der habe Recht, unterdeß will ich vergeben dem, der Unrecht gethan hat, und zum Sacrament gehn. So geht ihr nicht unwürdig hinzu, weil ihr Recht begehret und Unrecht leiden wollt, wo es der Richter für Recht oder Unrecht erkenne. Solche Vermahnung nehmet für gut, die mir euer Sohn mit großem Fleiß abgeflehet hat. Hiermit Gott befohlen, Amen. Mittwoch nach Miſer. Dni. 1540. Martinus Luther."

Das Original dieſes abgeſchriebenen Briefes werden meine Kinder neben andern wichtigen Schriften an ſeinem Orte finden, denſelben als Autographum des hocherleuchteten, heiligen, an der ganzen Welt wohlverdienten, theuern Mannes nicht weniger als ich gethan mit Fleiß aufheben, lieb und werth halten und ihren Kindern und Kindeskindern zu angenehmem Gefallen verwahren.

Dieſen Brief hat mein Bruder meinem Vater zu Haus und zu Handen gebracht. Und damit die Seinen ſehen möchten, daß er ſeiner Eltern Gut nicht vergeblich angewendet, hat er etliche ſeiner gemachten (lateiniſchen) Poemata gedruckt mitgebracht. Und er hat zu Hauſe in den nächſten Jahren ſeinem Privatſtudium mit Fleiß obgelegen. Denn neben anderem zu Roſtock, hat er zu Lübeck auch ein Klagegedicht auf den Märtyrer Chriſti Doctor Robertus Barns drucken laſſen,*)

*) Querela de Ecclesia. Epicedion Martyris Christi, D. Roberti Barns, Angli; authore Joanne Sastroviano. Lubecae 1542. 8. Gegen Heinrich VIII von England gerichtet, welcher in erträglichen Diſtichen mit Buſiris und ähnlichen antiken Charakteren verglichen wird.

wodurch ihm und auch dem Drucker nicht geringe Tragödie entstanden ist. Denn das Gedicht ist dem König von England zugekommen, dieser hat eine Legation an die von Lübeck geschickt, weil das Gedicht von ihrem Buchdrucker Johann Balhorn gedruckt worden war, und hat sich darüber beschwert und gedroht. Die Ehrbaren von Lübeck haben den Autor entschuldigt: obgleich er nicht bei ihnen daheim, noch in ihrer Jurisdiction anzutreffen, so sei er doch gar ein junger Gesell, der nur ein Zeichen seiner Gelehrsamkeit habe ediren wollen; den Drucker Johann Balhorn aber haben sie aus der Stadt verwiesen, er hat beim Schein der Sonne die Stadt räumen müssen. Womit sie dann des Königs Zorn gestillt und nach etlichen Monaten Balhorn wieder in die Stadt gelassen haben.

Mein Bruder aber, M. Johann, als er von Lübeck und Rostock zurück nach Hause reisen wollte, hat auf dem Fuhrwagen zum Gefährten gehabt Herrn Heinrich Sonneberg und eine Frau, außerdem ist neben dem Wagen geritten Hans Lagebusch und ein junger feiner Gesell Hermann Lepper, der hatte gegen boguslawische Schillinge und ander Geld etliche hundert Gulden Münze aus Gadebusch, die dort geprägt waren, geholt, die lagen auf dem Fuhrwagen. Solches wurde etlichen Schnapphähnen (wie man die diebischen Bösewichter nennt) verrathen. Denn es war die Straßenräuberei im Lande Mecklenburg deshalb gar gemein, weil dieselbe nicht ernstlich gestraft wurde, und es ließen sich welche vom Adel aus vornehmem Geschlecht dabei finden, so daß man mit dem Poeten wohl sagen mag:

Nobilis et Nebulo parvo discrimine distant:
Sic nebulo magnus nobilis esse potest.

Jedoch wird der schätzbare Adel, worunter viel ehrliche Leute, die aller Wege werth zu achten sind, damit nicht gemeint. Jetzt ist Gott Lob! im Fürstenthum Mecklenburg ernstliche Aufsicht, damals aber durften die Buschreiter sagen: wenn wir dreihundert Gulden abgeben, bringen wir uns dadurch aus aller

Gefahr, und behalten immer noch zweihundert übrig. Wie die Reisenden nun an die Ribbenitzer Haide kamen, stiegen die, so auf dem Wagen saßen, mit ihren Wehren vom Wagen, die beiden Reiter hätten an dem unsichern Ort auch beim Wagen bleiben sollen, aber sie ritten etwas voraus. Gegen diese sammelten sich die Schnapphähne. Einer insonderheit machte sich an den Lagebusch, sie redeten gesellig. Als sie so nebeneinanderritten, daß er Lagebuschens Zündrohr erreichen kann (es war damals nicht gebräuchlich, doppelte Röhre am Sattel zu führen), reißt er ihm die Büchse, welche gespannt und der Hahn aufgezogen war, aus der Holster, übereilet dann den Hermann Lepper, der zurück nach dem Wagen reitet, und erschießt den, daß er vom Klepper herunterburzelt. Hans Lagebusch nimmt das Hasenpanier, reitet dann auf Ribbenitz zu. Herr Heinrich Sonneberg läuft ins Holz, versteckt sich in den Büschen. Mein Bruder hatte einen Schweinspieß, er stellte sich an das eine Hinterrad, damit die Bösewichter ihn von hinten nicht beschädigen könnten, von vorn wehrte er sich, wies einen nach dem andern ab, nicht ohne ihren Schaden, denn er stieß einem den Spieß neben dem Bein in den Leib, daß er zu Busche ritt, von dem Pferde kam, das er laufen ließ, und dort liegen blieb. Da ritt ein anderer grimmig auf meinen Bruder zu, hieb ihm ein Stück vom Kopfe wohl einen Thaler breit, so daß ein Stück der Hirnschale, fast einen Deut groß, an dem abgehauenen Stück sitzen blieb, und in demselben Hieb mit der Spitze des Schwertes eine Wunde in den Hals, ein halbes Viertel lang, daß er stürzte und als tot behandelt wurde. Die Bösewichter plünderten den Wagen, bekamen Alles, was darauf war, ergriffen auch das Pferd ihres verwundeten Gesellen, und da sie sahen, daß der so viel bekommen, daß nicht mehr viel von seinem Leben vorhanden war, und da sie ihn nicht mit sich wegbringen konnten, ließen sie ihn liegen. Dem Fuhrmann haben sie seine Pferde gelassen und sind mit dem erlangten Raub davongeritten. Herr Heinrich Sonneberg

ist aus den Büschen wieder zum Wagen gekommen, sie haben meinen Bruder auf den Wagen gelegt, die Frau hat sein Haupt, mit ihren Tüchern umwunden, in ihrem Schoße gehalten, den toten Körper legten sie ihm zwischen die Beine, und fuhren so langsam nach Ribbenitz. Dort wurde ihm so weit die Wunde verbunden, daß der Chirurgus ihm an den Hals etliche Hefte legen mußte. Das erscholl zu Rostock. Der Rath schickte seine Diener an den Ort, die fanden den verwundeten Schnapphahn und nahmen ihn mit sich nach Rostock, aber sobald sie ihn in das Gefängniß brachten, verschied er leider, so daß man von ihm nicht erfahren konnte, wer die andern waren. Doch blieb es nicht so ganz geheim, aber es wurde von der Freundschaft vertuscht, daß es nicht jedermann erfahren möchte, und so getrieben, daß gebührender Ernst von der hohen Obrigkeit nicht gebraucht ward. Der tote Bösewicht jedoch wurde vors Recht gebracht und vom Gericht hinaus vor die Landwehr geführt, daselbst wurde ihm der Kopf abgehauen und auf den Staken gesetzt, worauf er viele Jahre gesehen ward. Lagebusch brachte die Geschichte nach Stralsund, der Rath ließ meinem Vater einen verschlossenen Wagen mit vier Stadtpferden folgen, wir nahmen Betten mit und fuhren noch den Abend aus und durch die Nacht, so daß wir am Morgen früh zu Ribbenitz ankamen. Wir fanden meinen Bruder gar schwach, blieben aber um der Pferde willen den Tag zu Ribbenitz und ließen den entleibten Hermann Lepper, nachdem gebührender Weise vor Gericht das Recht über ihn ergangen war, christlich und ehrlich zur Erde bestatten. Gegen Abend fuhren wir aus Ribbenitz, die Nacht über nur Schritt vor Schritt, so daß wir den andern Tag gegen Mittag in Stralsund ankamen. Als Meister Joachim Geelhar, der berühmte Wundarzt, die Wunde in rechten Schick gebracht, wurde der Patient ordentlich und bald geheilt."

7.

## Eines jungen Gelehrten Hochzeit und Haushalt.

(1557.)

In dem Familienleben alter Zeit erfreut uns am meiſten ein holdes Hervorbrechen der Gefühle, welche auch unſer Leben verklären: Leidenſchaft der Liebenden, Herzlichkeit der Gatten, Zärtlichkeit der Eltern, Pietät der Kinder. Aber ſelten wird uns der Genuß, die Glut der ſchönſten Leidenſchaft in dem Wiederſchein zu erkennen, der bis in unſere Zeit ſtrahlt. Wir vermögen das allgemein Menſchliche, ja auch beſondere deutſche Art in Liebe und Ehe aus jeder Periode der Vergangenheit zu unterſcheiden, aber gerade dieſe zarteſten Verhältniſſe ſind mit vielem Vergänglichen und manchem Räthſelhaften umſponnen. Hinter abſtoßender Form müſſen wir zuweilen den menſchlichen Inhalt ſuchen.

Erſt ſeit Luther und dem Concilium von Trient erfolgte die innere Verſöhnung des Chriſtenglaubens mit der deutſchen Ehe, denn erſt ſeit dieſer Zeit bemühen ſich die Confeſſionen, belehrend und weihend die ſittliche und gemüthliche Bedeutung der Ehe dem Volke verſtändlich zu machen.

Zweierlei hat, im Ganzen betrachtet, immer in Deutſchland gegolten. Zuerſt war den Germanen vor andern Völkern eigen, die Jungfräulichkeit des Mädchens und die Würde der Frau zu ehren. Bei dem Weibe war in der Heidenzeit die Sehergabe. Wer eine Jungfrau oder Witwe tötete, büßte nach mehr als einem Volksrecht mit der härteſten Strafe.

Das Weib ſollte in Fehde und Krieg Frieden an Leib und Gut genießen. Während der Gotenfürſt Totila unter den Männern Italiens aufräumte, wurde Leben und Ehre der Frauen gewahrt, die Ungebühr eines Goten gegen eine Neapolitanerin mit dem Tode des Frevlers beſtraft. Ebenſo war die Frau behütet nach nordiſchem Recht, nach dem Sachſenſpiegel; daſſelbe galt ſelbſt in den grauſamen Huſſitenkriegen. Wie oft auch gegen dieſe hohe Auffaſſung gefrevelt wurde, das Volk verlor in der ſchlechteſten Zeit nicht die Ehrfurcht vor dem Adel keuſcher Jungfräulichkeit und reiner Ehe. Noch 1611 war die Schändlichkeit, welche Paſſauer Söldner des Erzherzogs Leopold gegen Frauen im Elſaß übten, den Deutſchen beſonders greulich, in Flugſchriften wurde jede ſolche Unthat beſchrieben. Erſt im dreißigjährigen Kriege wurde die Rohheit allgemein, welche das Weib zur Beute des zügelloſen Mannes machte.

Den Römern war Achtung vor weiblicher Sitte und zuchtvolles Familienleben als der höchſte Vorzug der Germanen erſchienen. Das Chriſtenthum, welches aus römiſchen Ländern zu den Deutſchen drang, vermochte nicht die Frau und die Ehe höher zu ſtellen. Im Gegentheil, die aſcetiſche Zuthat drückte beide herab. Die Freuden der Welt mit ganzer Seele zu genießen war dem Menſchen nicht mehr erlaubt, leidenſchaftliche Hingebung an den geliebten Gatten erſchien leicht als Unrecht gegen den Himmel und die heilige Geſtalt des Erlöſers, welcher die höchſte Liebe der Seele eiferſüchtig für ſich in Anſpruch nahm. Und wieder der Mann ſah auf das Bild einer himmliſchen Jungfrau, deren beſondere Gnade er gewinnen konnte, wenn er irdiſche Frauen verſchmähte. Zur Zeit der Sachſenkaiſer erreichte dieſe Gemüthsrichtung ihren Höhepunkt. Heimliche Sinnlichkeit ſpielte mit den hohen Geſtalten des Glaubens. Daſſelbe Tändeln mit der Perſon des Heilandes, welches in Nonnenklöſtern bis auf die neue Zeit gedauert hat, findet ſich, nur naiver, ſchon vor dem Jahr

1000 in lateiniſchen Gedichten der Gandersheimer Nonne Hroſvith.*)

Aber das Menſchenherz ertrug nicht lange, die ideale Liebe im Himmel zu ſuchen. Als unter den erſten Hohenſtaufen der Ritterſtand zum Träger der Bildung, der feinen Sitte und des Geſchmacks wurde, beeilte er ſich, die Andacht und demüthige Verehrung, welche man der Jungfrau Maria zuertheilt hatte, auf die Frauen dieſer Welt zu übertragen. Der höfiſche Cultus des Weibes begann, es bildeten ſich neue geſellſchaftliche Formen für den Verkehr zwiſchen Mann und Weib, in Deutſchland nicht ohne ſtarke Einwirkung romaniſcher Sitte. Der Mann hat in Heldenthaten und Abenteuern ſeine Liebe zu bethätigen, die adlige Geliebte wird mit einer Anzahl von poetiſchen Anſchauungen, Stimmungen und Bildern umhüllt, welche wir aus einer Fülle von Minneliedern noch jetzt erkennen. Zuweilen iſt ein wahres und warmes Gefühl in der kunſtreichen Form dieſer Gedichte ausgedrückt, noch öfter ſchwirrt eintönig die Phraſe. Aber weder die Würde der Frauen, noch die ſittlichen Grundlagen der Ehe wurden durch ſolchen Ritterdienſt vermehrt, denn wie bei den Romanen, wurde er auch bei den Deutſchen ein Deckmantel dreiſter Sittenloſigkeit. Auch die vermählte Frau nahm einen Ritter in Dienſt, und wie bei der Belehnung zwiſchen Herrn und Vaſallen Brauch war, ließ ſich der Dienſtmann vor ſeiner Herrin auf die Knie nieder, ſie legte ihre Hände zwiſchen die ſeinen, und ertheilte ihm ſein Lehn durch einen Kuß. Von da ab trug er ihre Farben, er war ihr zur Treue verpflichtet und ſie ihm, er begleitete ſie, wie der Vaſall ſeinen Lehnsherrn, bis zum Bett, häufig erhielt er alle Liebesrechte eines Gatten, ja es kam vor, daß die Kirche ſich herabließ, ſolche wilde Verbindung zu weihen. Waren beide Theile verheiratet, dann gingen Gatte und Gattin nebenher und ſuchten ſich andere Liebesdienſte.

*) Mehr darüber in Theil I der Bilder „Aus dem Mittelalter".

Solcher Ritterdienſt verleitete die Männer zu den größten Thorheiten; jener Pierre Vidal von Toulouſe, der ſeiner Herrin zu Ehren in einem Wolfsfell auf allen Vieren herumlief, bis er von Schäfern und Schäferhunden halb tot gebiſſen und geprügelt wurde, der Deutſche Ulrich von Liechtenſtein, der in Frauenkleidern durch die Lande ritt und alle Ritter zum Kampf herausforderte, der ſich zu Ehren ſeiner Dame einen Finger abſchneiden, und wenn er zerſtoßen von ſeinen Fahrten heimkehrte, von ſeiner ehelichen Hausfrau pflegen ließ, ſind nicht die ärgſten Beiſpiele der häßlichen Verſchrobenheit, zu welcher der Frauendienſt führte. Das Ende war, wie ſich erwarten läßt. Der romantiſche Schimmer verſchwand ſchnell, rohe, wüſte Unzucht blieb zurück.

Die Kirche that wenig darin zu beſſern. Einzelne wackere Volksprediger mahnten an Zucht und Ehe, aber es war dieſelbe Zeit, in welcher die Eheloſigkeit der Weltgeiſtlichen durchgeſetzt worden war, dieſelbe Zeit, in welcher durch die feudalen Grundherren die Maſſe des Volks zur Hörigkeit heruntergedrückt wurde. Weder der Dorfgeiſtliche, der jetzt ohne rechtmäßiges Weib in der Gemeinde ſtand, noch der Gutsherr, der ſeine Einwilligung zur Heirat geben mußte, Abgaben davon erhob, ja ſogar ſchändliche Anſprüche an die Perſon der Braut machte, beförderten Reinheit der Ehe und Glück der Familien.

Dagegen erwuchs in den Städten ein neues kräftiges Leben. In dem dichten Aneinanderwohnen der Städter, dem geſchloſſenen Raum des Bürgerhauſes, durch die angeſtrengte Arbeit in Handel und Handwerk erhielt auch der Verkehr von Mann und Weib beſſere Grundlage und ſtrengere Zucht. In dem ſtädtiſchen Parteileben kräftigte ſich der Zuſammenhang der Familien und Geſchlechter, die Bequemlichkeit des Verkehrs beförderte eine geregelte Geſelligkeit und eine öffentliche Meinung, den älteſten Feind der Unſitte. Freilich entwickelte der Unterſchied zwiſchen Reichen und Armen, zwiſchen Geſchlechtern und zunftmäßigen Bürgern auch eine Maſſe neuer Hin-

derniſſe und Vorurtheile, und der enge Raum begünſtigte Verläumdung, Geklätſch und andere Störungen des Hausfriedens. Im Ganzen aber trat eine praktiſch tüchtige Auffaſſung des Lebens an die Stelle der ritterlichen Ueberſchwänglichkeiten, auf die höfiſche Zucht folgte der bürgerliche Brauch; ſtatt durch verwegene Heldenthat näherte man ſich der Geliebten mit vorſichtiger Werbung, nicht mehr bezauberte die ſtolze Anmaßung der Frau, ſondern die jungfräuliche Scham des Mädchens; für das wilde Reiterleben auf den Edelhöfen, welches die Männer oft von den Frauen getrennt und die Ehen gewaltſam geendet hatte, gewann die Frau jetzt eine ruhige Herrſchaft im wohlgeordneten Hauſe und ſtatt der dreiſten Courtoiſie der Reiſigen den vorſichtigen, ſtreng geregelten, zuweilen ſteifen Ausdruck herzlicher Achtung.

Wieder wurde Ehrbarkeit die höchſte Forderung an Mädchen und Frau. Aber freilich wurde Jungfräulichkeit und Reinheit anders aufgefaßt, als jetzt. Es war, wie noch in manchen Kreiſen des Volks, die körperliche Unberührtheit, welche gefordert wurde. Außerdem war Bedenkliches im geſelligen Verkehr der beiden Geſchlechter geſtattet: Trinken aus einem Glaſe, Küſſen, Umhalſen und Anderes. Mit vornehmem Behagen ſchreibt der feine Italiener Poggio vom Koſtnitzer Concil, wie er in Baden bei Zürich — dem modiſchen Bad des 15. Jahrhunderts — die deutſchen Männer und Frauen ohne Hülle in demſelben Raum badend beobachtet habe, und wie allerliebſt ihre naiven Vertraulichkeiten anzuſehen ſeien. Der antiken Bildung des römiſchen Geiſtlichen war ſolcher Anblick ſo anſprechend, wie etwa uns das Marmorrelief eines Bacchuszuges. Aber noch hundert Jahr ſpäter rühmt Hutten dieſelbe deutſche Gewohnheit*) gegenüber dem italieniſchen Weſen, wo ſo etwas unmöglich wäre ohne die gröbſten Ausſchweifungen. So duld-

*) Es iſt ſehr möglich, daß ihm gerade der Brief Poggio's in Erinnerung war, als er die Stelle ſeines Dialogs Inspicientes ſchrieb. Sie ſteht Bl. O des Drucks der Dialogi von 1520.

ſam waren noch die deutſchen Humaniſten. — Und wenn die bürgerliche Sitte wenigſtens genau vorſchrieb, was dem ehrbaren Weibe verboten war, ſo hatte am Ausgang des Mittelalters das Treiben der nichtehrbaren Weiber eine Oeffentlichkeit und Ausdehnung erlangt, die jetzt nirgend geduldet werden würde. Zwar ſollten ſie in beſonderen Häuſern, den Frauen- oder Muhmenhäuſern, unter einem Wirth leben, und angelegentlich kümmerte ſich der Stadtrath um die Einrichtung und Ordnung dieſer Anſtalten. Aber auch kleinen Städten fehlten ſolche Häuſer nicht, und wie die männliche Bevölkerung dazu ſtand, kann man daraus erſehen, daß die Städte für ſchicklich hielten, angeſehene Fremde auch darin frei zu halten. Sogar den Kaiſer und ſeinen Hof. So war es im Ganzen bis zur Reformation.

Zweitens aber wurde die Ehe von unſeren Ahnen betrachtet nicht als eine Vereinigung zweier Liebenden, ſondern als ein Amt voll von Pflichten und Rechten nicht nur zwiſchen den Gatten ſelbſt, auch zwiſchen ihren Angehörigen, und die Heirat als ein Band, welches zwei in einander gegliederte Körperſchaften verbündete. Die Verwandten der Frau wurden auch „Freunde“ des Mannes, ſie hatten Anſprüche an ihn, wie er an ſie. Daher war in alter Zeit die Wahl des Gatten allerdings eine Sache von Wichtigkeit für die Verwandtſchaft beider. Und deshalb hat die deutſche Brautwerbung von der Urzeit an bis auf die letzten Jahrhunderte das Anſehen einer geſchäftlichen Verhandlung, welche zwiſchen Geſchlecht und Geſchlecht mit vieler Rückſicht auf beiderſeits paſſende Standes- und Vermögensverhältniſſe gepflogen wurde. Wenn wir Berichte über Brautſtand und Ehe aus alter Zeit leſen, ſo tritt dieſe Seite am häufigſten in den Vordergrund. Dies nimmt der deutſchen Werbung vielleicht Einiges von dem Reiz, den wir da erwarten, wo das Herz des Menſchen ſtürmiſch ſchlägt. Aber dies beſonnene Abwägen iſt auch bedeutſames Merkmal einer ernſten und großen Auffaſſung des Lebens.

Wer ein Weib zur Ehe begehrte, mußte mehre feierliche Familienverhandlungen durchmachen. Zuerst die Werbung. Ihm ziemte, dazu einen Fürsprecher zu nehmen, nicht immer den Vater oder ein anderes Haupt seines Geschlechts, oft einen angesehenen Mann der Stadt, des Landes. Diesen Gesandten begleitete meist der Freier mit einer Schaar seiner Genossen, auf dem Lande wohl zu Pferde in feierlichem Aufzug. War die Familie des Mädchens geneigt, so wurde diese Werbung als erste Einleitung angesehen und eine Zeit bestimmt, wo die Verhandlung über die gegenseitigen Leistungen der Familien stattfinden sollte. Zuerst hatte der Mann die Braut von ihrer Familie zu kaufen. Als dieser alte Brauch abgekommen war, blieb die Verhandlung über die Mitgift, welche die Braut dem Manne zu bringen hatte, und über die Widerlage und das Leibgedinge, welche der Mann dem Weib dagegen zu gewähren hatte. Dazu kamen, wenn auch nicht als Zwang, doch als feststehender Gebrauch, Geschenke des Mannes an Eltern und Geschwister der Braut, oder der Braut an Familie und Brautführer des Mannes. Erst auf diese Besprechung folgte die Verlobung, sie mußte geschehen vor den rechtmäßigen Verlobern beider Theile, im Ringe der Zeugen müssen beide Betheiligten feierlich erklären, daß sie einander zur Ehe nehmen wollen, darauf Anstecken eines Ringes an den Finger der Braut durch den Bräutigam, Umarmung, Kuß und andere symbolische Handlungen, durch welche der Uebergang der Braut in das Geschlecht und die Mundschaft des Mannes angezeigt wurde. Nach solcher Verlobung kommt in einer Frist, deren letzter Termin an vielen Orten gesetzlich bestimmt war, der Brautlauf, die festliche Heimholung der Braut in das Haus des Mannes. Wieder geht ein feierlicher Zug zum Hause der Braut; auch wenn der Bräutigam Theil nimmt, ist ein Brautführer der Sprecher. Noch einmal wirbt er vor dem versammelten Geschlecht der Braut, durch ihn wird die Braut dem Bräutigam übergeben. Dann

wird sie im Zuge in das Haus des Bräutigams geleitet, dort wird das Brautmahl gehalten. Es war eine viel gescholtene Unsitte, dies Mahl mit einem Aufwand auszustatten, welcher oft weit über das Vermögen der Brautleute hinausging, und zahlreiche Verordnungen sind bemüht, die Verschwendung an Musik, Gerichten, Tischen*) und die Zahl der Festtage zu beschränken.

So war die Vermählung der Deutschen. Der Brautkranz kam mit der christlichen Kirche aus römischen Erinnerungen, und wurde vom Bräutigam wie von der Braut in verschiedener Form getragen. Die Einsegnung wurde seit den Karolingern von der Kirche gefordert und von den Vornehmen wohl selten vernachlässigt. Aber im Volke hat sie sich erst spät eingebürgert. Wohl hatte die Kirche die Ehe zum Sacrament erhoben, aber dem Volke blieb die Empfindung, daß der christliche Himmel kalt und strenge auf die Vermählung der Gläubigen herabsah. Den Landleuten schwand die Würde und der tiefe Sinn der alten Rechtssymbole und feierlichen Gebräuche, die nationale Auffassung der Ehe war gestört, die Kirche wußte nichts Besseres zu geben. Und lange setzte sich das Volk gegen die Ansprüche derselben. Wild und ausgelassen wurde die Festlichkeit, arge Unzüchtigkeiten drängten sich bis an die Kirche, der Geistliche segnete nur vor der Kirchenthür ein, sobald die Spielleute herandrangen, die Bewahrer der heidnischen Gebräuche, sollte er sich entfernen. Noch im 15. Jahrhundert war, wie früher erwähnt wurde, die kirchliche Einsegnung nicht überall durchgesetzt, sie ist es vor dem Beilager noch heut nicht in allen Landschaften.

Auch hier griff Luther und die Reformation durch. Erst seit dem 16. Jahrhundert wurde die kirchliche Trauung in den protestantischen Landschaften zum Mittelpunkt des Festes,

*) Die Gäste werden nach Tischen gezählt, auf den Tisch gewöhnlich zwölf Personen gerechnet.

ſeitdem traten die alten Gebräuche, Verlobung und Heimführung der Braut, in den Hintergrund.

Und das Herz der Liebenden? — Wie zarte Neigung auch unter dem Eigennutz der Familien aufblühte, ſoll das folgende Beiſpiel lehren.

Felix Platter (1536—1614) wurde zu Baſel als Sohn des Bürgers, Buchdruckers, Schullehrers und Hausbeſitzers Thomas Platter geboren. Sein Vater war aus der größten Armuth durch unermüdliche Thätigkeit heraufgekommen, und hatte bei der raſtloſen Erweiterung ſeiner Geſchäfte bis in ſein höheres Alter mit Nahrungsſorgen und Geldverlegenheiten zu kämpfen. Der harte Kampf mit dem Leben hatte die gewöhnlichen Wirkungen auf ſein Gemüth ausgeübt; er war bei einer unruhigen Unternehmungsluſt, die ihn zuweilen im ſtetigen Verfolgen eines Planes ſtörte, doch ohne rechtes Selbſtvertrauen, leicht verwirrt, reizbar und grämlich. Sein Sohn Felix, das einzige Kind erſter Ehe, hatte dagegen die fröhliche Naturanlage einer einfachen Mutter geerbt, er war ein heiterer, warmherziger Burſch, ein wenig eitel, großer Freund der Muſik und des Tanzes, dabei ein geſcheidter, offener und anſchlägiger Kopf. Er war noch faſt Knabe, als ihn ſein Vater aus Baſel nach der berühmten mediciniſchen Facultät der Univerſität Montpellier ſandte. Von dort brachte Felix außer dem, was damals die mediciniſche Wiſſenſchaft vorſtellte, auch allerlei franzöſiſche Feinheiten in das enge bürgerliche Leben ſeiner Vaterſtadt zurück, wurde dort mit einundzwanzig Jahren zum Doctor promovirt und heiratete ein Mädchen, mit dem er ſchon als Kind geneckt worden war. Er erwarb einen ungewöhnlichen Ruf, wurde Profeſſor an der Univerſität und ein angeſehener, wohlhabender Mann, der hochbejahrt nach glücklicher Ehe ſtarb. Um die Stadt Baſel hat er ſich durch die aufopferndſte Thätigkeit in ſchweren Peſtzeiten große Verdienſte erworben, ebenſo als Gelehrter um die mediciniſche Facultät ſeiner Univerſität; als berühmter Arzt wurde er oft

von fürſtlichen Perſonen auch in Deutſchland und Frankreich zu Rathe gezogen. Er legte einen botaniſchen Garten zu Baſel an, und war Beſitzer eines naturwiſſenſchaftlichen Cabinets, das er ſogar für Geld ſehen laſſen konnte. Wie ſein Vater, beſchrieb auch er einen Theil ſeines Lebens. Das hier folgende Bruchſtück iſt aus einem Abdruck der Handſchrift: „Thomas Platter und Felix Platter, zwei Autobiographien, von Dr. D. A. Fechter, Baſel 1840“ übertragen.

Die Erzählung beginnt an dem Tage, wo der junge Felix mit dem Selbſtgefühl eines ſtudirten Mannes von Montpellier nach ſeiner Vaterſtadt zurückgekehrt iſt.

„Es empfingen mich meine Nachbarn und war große Freude in der Gaſſe, und wie ich ſpäter erfuhr, lief die Magd der Hebamme Dorly Becherer vor das Haus meines künftigen Schwiegervaters und gewann meiner Zukünftigen das Botenbrot*) ab, welche darüber erſchrak, weil ſie zu laut dabei ſchrie. — Man rüſtete das Nachteſſen. Dabei blieben meine Geſellen, die meine Ankunft erfahren hatten und mich gleich beſuchten. Nach dem Nachteſſen gaben wir ihnen das Geleit zur Krone und gingen die Freienſtraße hinab, dort ſah mich meine Zukünftige vorübergehn in meiner ſpaniſchen Kappe und floh. Der Wirth, welcher ſelbſt um meine Zukünftige geworben hatte, vexirte mich, ſo daß ich wohl merkte, der Handel ſei ziemlich bekannt; ich zog darnach wieder nach Hauſe.

Am folgenden Morgen kam der Hummel zu mir, mich in der Stadt herumzuführen. Wir zogen zuerſt über den Münſterplatz; da erſah mich Herr Ludwig von Riſchach und verwunderte ſich, wer ich wäre, weil ich ein ſammtnes Barett aufhatte und meine Wehr trug, dem erklärte ich mich. Darnach

*) Die Belohnung für das erſte Ueberbringen einer guten Nachricht. Das Botenbrot zu fordern und zu geben war im ganzen deutſchen Mittelalter Brauch.

ſalutirte ich den Dr. Sulzer, Pfarrherrn am Münſter, darnach Dr. Hans Huber, der mich freundlich empfing und ſich zu allem Guten erbot. Ich verehrte ihm den Clemens Marot, der zu Paris ſchön eingebunden war.

Darnach zogen wir das Martinsgäßlein hinab; als wir unten hinkamen, den Fleiſchbänken gegenüber, ſtand meine Zukünftige an der Fleiſchbank, ich ſah ſie nicht, ſie aber erblickte mich, lief in die Metzge hinein und wieder heim, iſt auch ſpäter nicht mehr in die Fleiſchbänke gegangen, weil die Metzger anfingen ſie zu vexiren. Nach dem Eſſen führte mich mein Vater auf ſein Gut nach Gundeldingen; er redete unterwegs mit mir, ermahnte mich, nicht zu ſchnell zu ſprechen, wie die Welſchen ſonſt den Brauch haben, und erzählte mir von ſeinem Haushalt. — Ich fing ſogleich an, die cypreſſene Laute zuzurüſten, item eine große Harfe zu beziehen, die mein Vater lange geſchlagen, und meine Bücher und Scripta alles in Ordnung zu bringen, und brachte ſo die ganze Woche hin.

Unterdeß ſtellte mein Vater die Sache an, daß ich mit meiner Zukünftigen reden könnte und ſie mit mir; er lud deshalb Meiſter Franz und ſeine Tochter ein, den zukünftigen Sonntag Nachmittag gen Gundeldingen hinauszukommen, es war der 16. Mai, ein luſtiger Tag und Maienzeit. Ich zog nach dem Eſſen mit Thiebold Schönauer hinaus, wir ſchickten unſere Lauten voraus, und als wir zu Gundeldingen in den Hof hineingingen, ſahen wir zwei Jungfrauen daſelbſt ſtehn, die eine war die Baſe der Schenkin, dem Daniel verſprochen, dem Sohne von Meiſter Franz, die andere war ſie, ſeine Tochter Magdalena, die ich freundlich grüßte, wie auch ſie mich, nicht ohne Veränderung der Farbe. So kamen wir ins Geſpräch, dazu kam auch bald ihr Bruder Daniel, wir ſpazierten hin und her auf dem Gute mit vielerlei Reden, bei welchen meine Zukünftige gar beſcheiden und von ſtillem züchtigem Weſen war. Als es nun drei Uhr war,

kamen wir wieder ins Haus, gingen hinauf, ich und Thiebold ſchlugen zuſammen die Lauten und ich tanzte Gaillarde, wie mein Brauch war. Indem kam auch Meiſter Franz, ihr Vater, der mich willkommen hieß, wir ſetzten uns zu Tiſch und thaten einen Abendtrunk gleich einem Nachteſſen, bis es ſpät war, daß wir Zeit hatten in die Stadt zu gehn. Unterwegs im Heimgehn ging ihr Vater und der meinige voraus, und ich und Daniel mit den Frauenzimmern nach im freundlichen Geſpräch, in welchem die Dorothee, die etwas dreiſter mit Reden war, herausbrach und ſagte: „Wenn zwei einander gern ſehen und haben, ſoll man's nicht lang machen, denn gar ſchnell könnte ein Unglück dazwiſchen kommen.“ Beim Bollwerk ſchieden wir von einander, Meiſter Franz und ſeine Geſellſchaft gingen zum Steinthor, mein Vater und die Seinen zum Eſchemerthor hinein heimwärts. Ich legte mich alſo mit ſeltſamen Gedanken um meine Perſon zur Ruh. —

Mein Schwiegervater und mein Vater faßten einen Rath, daß ich meiner Zukünftigen vergewiſſert wurde. Ich fing ſie ſehr an zu lieben und drang darauf. Auch ich war ihr nicht zuwider, was ich zum Theil aus ihr herausgebracht hatte, als uns der Mutter Baſe, die Metzgerin Burlacherin, auf ihre Matte vor's Spalenthor zum Kirſcheneſſen geladen, wo wir uns wohl ausſprechen konnten. Es wurde beſchloſſen, Doctor Hans Huber ſollte die Werbung thun. Als dieſer von meinem Vater gebeten wurde, that er es gern, beſtellte deshalb den Meiſter Franz Vormittag in den Münſter, that die Werbung und bekam eine geneigte Antwort für eine Eheverabredung. Am Abend, als Doctor Hans zu mir kam, verkündete er ſie mir mit Frohlocken, wie ſein Brauch war, und wünſchte mir Glück, vermeldete jedoch, mein Schwäher begehrte, daß die Sache ſtill verbliebe, bis mein Doctorat vorüber ſei, alsdann könne man die Sache zu Ende bringen. Damit war ich wohl zufrieden. Mein zukünftiger Schwieger-

vater hatte Luſt bekommen, endlich einzuwilligen. Früher hatte er jederzeit hinter dem Berge gehalten, weil er fürchtete, mein Vater ſtecke in großen Schulden, und weil dieſer Tiſchgänger hatte, da er doch ſeine Tochter, wie er ſagte, nicht gerne in Schulden oder in die Unruhe ſtoßen wollte. Als er aber von meinem Vater hörte, daß die Schulden gering gegen das Vermögen wären, das er an den Häuſern und dem Gut noch hätte, und daß er ſelbſt den Willen habe, die Tiſchgänger abzuſchaffen, da war er zufrieden, und um ſo mehr, weil auch Herr Kaspar Krug, ſpäter Bürgermeiſter, der mich geſehen hatte, ihm das rieth, und weil deſſen Sohn Ludwig ihm ſagte, er ſollte Gott danken, er habe gute Hoffnung, ich werde ein vornehmer Doctor werden, da ich ſchon eine gute Probe an ſeiner Frau, die zweier Kinder geneſen und gar ſchwach war, mit Marzipan abgelegt hatte. Dieſen hatte ich verordnet, da er damals noch nicht in Brauch war. So hat meinem Schwiegervater die Sache zuletzt gar wohl gefallen und iſt nicht zuwider geweſen, wenn ich in das Haus gegangen bin und mit ſeiner Tochter geſprochen habe. Doch iſt dies mehr in ſeiner Abweſenheit in der Stille geſchehen, daß ich zur hintern Thür im Gäßlein ſtill hineingezogen bin und daſelbſt unten im Haus vielmals mit ihr in aller Zucht und Ehre geſchwatzt habe. Er ſprach nichts dawider, ſondern that, als wiſſe er nicht darum, auch hielt er immer den Handel hin, ſolange er konnte, weil er die Tochter, die ihm ſo gut Haus hielt, wie er rühmte, nicht gern aus dem Haus gab.

Zu dieſer Zeit wurde dem Thomas Guerin die Jungfrau Eliſabeth zum Falken verſprochen. Er kam mit dem Pempelfort zu mir und bat mich, jetzt einmal eine Muſik anzuſtellen, um ſeiner Geliebten zum Falken zu huldigen. Ich verhieß ihm das, doch unter der Bedingung, daß ſolche Muſik auch an dem Orte gebracht würde, der mir gefiele. Wir rüſteten uns alſo und zogen ſpät nach dem Nachteſſen vor meiner Zukünftigen Haus. Wir hatten zwei Lauten, ich und Thiebold

Schönauer schlugen zusammen, darnach nahm ich die Harfe, der Pempelfort zog die Viola. Als er sie auf ein Faß stellen wollte, fiel dies um, machte einen Rumor. Der Goldschmied Hagenbach pfiff dazu, es war gar eine zierliche Musik. Man gab uns keine Anzeige, denn mein künftiger Schwiegervater war zu Haus. Wir zogen also von da zum Falken, wo wir, nachdem wir den Hof gemacht, eingelassen wurden, und hielten dort einen stattlichen Schlaftrunk mit allerlei Confect und zogen alsdann wieder nach Haus, wobei die Wächter am grünen Ring mit uns zusammenkamen. Sie ließen uns aber ziehen, nachdem wir guten Bescheid gegeben hatten. Ich ging von da ab oft spazieren nach meiner Zukünftigen Haus, doch so viel als möglich heimlich, begann und redete viel närrisches Zeug, wie die Leute thun, wenn sie bei ihren Liebsten sind, worauf sie mir sinnig antworten konnte. Ich kleidete mich auch anders, nach unserm damaligen Brauch, wo man nur bunte Kleider trug, keine schwarzen, außer in Trauer. Es fingen Einige an, auf mich Acht zu geben, und als ich einst nach dem Nachtessen aus dem Hause ging, zogen mir zweie nach und hätten mich gern gestäupt, ich entkam ihnen aber, so daß mir nichts geschah.

Bald, nachdem ich Doctor geworden, drang mein Vater darauf, daß auch die Heirat zwischen mir und Jungfer Magdalene geschlossen würde, und redete zu Ende September ihren Vater darum an; weil ich nun Alles mit Lob und Ehre vollbracht hätte und die Sache nicht geheim geblieben wäre, so möchte er's nunmehr abmachen helfen. Darauf gab er guten Bescheid, zog aber doch die Sache allzeit hin, da er seine Tochter, wie oben gemeldet, ungern aus dem Hause gab. Ich durfte unterdeß ohne Scheu wohl in sein Haus gehn, was mich verwunderte, daß es ihm nicht mißfiel, da es noch keine beschlossene Ehe war und wohl nichts hätte daraus werden können. Es geschah jedoch in allen Züchten und Ehren, daß ich sie sprach, wir hielten über allerlei Sachen ehrliches Gespräch

und trieben Neckerei, manchmal half ich ihr Latwerge machen; ſo vertrieben wir die Zeit. Inſonderheit geſchah mir ein guter Poſſen, als man die Meſſe einläuten wollte am Abend von Simon Judä und ich ihr das Meßgeſchenk abgewinnen wollte. Da ihr Vater abweſend war, zog ich um neun Uhr am Morgen heimlich hinten in ihr Haus, das ſtets daſelbſt offen war, und als ich niemand ſah, da alle in der untern Stube waren, ſchlich ich die Stiege hinauf bis auf den Eſtrich und lugte zum Tageloch hinaus, um zu hören, wann man um zwölfe die Meſſe einläutet. So wartete ich drei Stunden, mich verlangte und fror. Sobald man anfing zu läuten, ſchlich ich ſtill herab und that die Stube auf mit dem Geſchrei: „Mir die Beſcherung," vermeinte ſie daſelbſt zu erwiſchen. Da war niemand da, und die Magd ſagte, ſie wäre ausgegangen, wie ſie ihr geſagt hätte. Sie aber hatte ſich heimlich unter die Stiege verborgen und gewartet. Bald darauf eilte ſie mit dem Ruf in die Stube und gewann mir die Beſcherung ab. Dieſe ſchenkte ich ihr reichlich, wie ſie denn auch mir eine Beſcherung gab. Ich wollte ihr das Kettlein, das ich von Paris gebracht, verehren, da bat ſie mich, ich möchte es behalten, es möchte ihr ein Gerede verurſachen und könne ihr wohl noch einmal werden. Sie nahm aber das ſchön gebundene Teſtamentlein, das ich ihr auch beſchert hatte. So hatten wir unſer Spiel eine Zeit lang, wie die jungen Leute pflegen.

Nach der Baſelmeſſe fing mein zukünftiger Schwiegervater, da er nicht mehr aufſchieben konnte, an, ſich auf die Zuſammengebung vorzubereiten, und ſie ward auf acht Tage nach Martini feſtgeſetzt. Da erſchien man um vier Uhr in ſeinem Hauſe, und es waren auf ſeiner Seite Herr Kaspar Krug, der hernach Bürgermeiſter war, Martin Fickler, Meiſter Gregorius Schölin und Batt Hug, ſeine Freunde, und ſein Sohn Franz Jeckelmann, auf unſerer Seite Dr. Hans Huber, Matthias Bornhart, Henricus Petri. Man verhandelte über das zugebrachte Gut, und mein künftiger Schwiegervater ver-

meldete, seine Tochter werde mir mehr als dreihundert Pfund an Werth mitbringen, darunter hundert Floren in baarem Gelde, das Andere in Kleidern. Als man meinen Vater fragte, was er mir geben würde, sagte er, er könne nichts nennen, er hätte kein Kind als mich, und Alles wäre mein. Als man ihn aber ermahnte, er sollte etwas namhaft machen, denn es könnte Aenderungen geben (wie auch nachher geschah*), antwortete er, er hätte sich das nicht überlegt, er wollte wohl vierhundert Gulden nennen, könnte sie mir aber nicht geben; wir sollten dafür bei ihm den Tisch haben, denn er hätte kein Geld, das er mir geben könnte, er wäre anderweit viel schuldig. Darüber gab es etliche Streitigkeiten, so daß mein Schwiegervater ausbrach, er wolle seine Tochter nicht so in die Unruhe der Tischgänger stecken, lieber wollte er uns bei sich im Hause haben, und verwies meinem Vater, daß er Geld schuldig wäre, so daß mein Vater sehr bekümmert war, und wenn die Ehrenleute nicht gewehrt hätten, so wären sie vielleicht unverrichteter Sache auseinander gekommen. Das war der erste Anstoß, der mir begegnete, und eine Bekümmerniß, wie auch meiner Zukünftigen, die in der Küche solches hörte und in Aengsten stand. Doch ward die Sache geschlichtet, da mein Vater sagte, es wäre ihm nichts lieber, als die Tischgänger los zu werden, das könne aber nicht so im Augenblick geschehen. Von da an war mein Vater etwas unlustig, was mir daher die ganze hochzeitliche Freude verbitterte. Man gab uns zusammen; ich verehrte meiner Hochzeiterin das goldene Kettlein, das ich von Paris gebracht, darauf gab mein Schwiegervater das Gastmahl mit gutem Gespräch und Tractation, doch keine Musik dabei, die ich am liebsten gehabt hätte.

Nach dem Nachtessen, als ich eine gute Nacht gewünscht, begleitete mich auch meiner Hochzeiterin Bruder Franz heim,

---

*) Thomas Platter, der Vater, heiratete später noch einmal und erhielt von seiner zweiten Frau noch sechs Kinder.

welcher des Schölin Tochter hatte, die ihm ziemlich viel zugebracht hatte. Er hatte ſich mit ſeiner Schweſter von je nicht wohl vertragen können, weil er Alles im Hauſe meiſtern und verwirren wollte. Das hatte ſie nicht leiden wollen und dem Vater geklagt, welcher jederzeit auf ihrer Seite war. Derſelbe Bruder, ein wenig berauſcht, wie er auch ſonſt oft phantaſtiſch wurde, nahm mich im Heimgehn bei Seite und vermeldete mir, ich dauerte ihn, daß ich ſeine Schweſter bekäme, die er mir ſchalt. Daraus kann man ſeinen Verſtand ermeſſen, mir aber machte er dennoch Bedenken. Das war alſo der andere Anſtoß bei meinen zukünftigen Freuden.

Man rüſtete ſtreng zur Hochzeit, die am Montag nachher gehalten werden ſollte, mit Einkaufen und Schlachten; denn mein Vater ließ ſich vernehmen, weil er einen einzigen Sohn habe, ſo wolle er, obgleich wir von unſerer Linie keinen Blutsverwandten oder nahen Freund hatten, doch andere gute Gönner und meinem Schwiegervater zu Gefallen auch deſſen Freunde vollſtändig einladen. Und ſo lud man am Samstag die Verwandten, die Nachbarn, unſere guten Gönner, die Meiſter und Rathsherren von der Zunft zum Bären, Einige von der hohen Schule, vom Adel, vom Rath, von der Schule und von den Geſellen und ihren Weibern und Kindern, die ſie hatten.

Am Sonntag nachher, den 21. October, bot man uns auf, wie gebräuchlich. Und man rüſtete die Tiſche in meines Vaters beiden Häuſern zu und was zur Hochzeit gehört, wobei Viele halfen; und es kochte Meiſter Batt Oeſy, Wirth zum Engel. Am Abend zog ich in meines Schwiegervaters Haus, ſah zu, wie ſie Sträuße machten, blieb ſo über das Nachteſſen bei ihnen. Als ich heim kam, fand ich den Herrn Schreiber Ruſt, meines Vaters alten Bekannten, der von Burtolf uns zu Liebe auf die Hochzeit gekommen war und einen ſchönen Emmenthaler Käſe mitbrachte. Der ſaß noch bei Tiſche mit meinem Vater, welcher in großem Aerger war,

wie er morgen ſo eine große Anzahl Leute, die geladen waren, ſpeiſen und tractiren ſollte; er beredete ſich ſelbſt, es wäre unmöglich, er werde damit zu Schanden werden, und that gar unwirſch. Beſonders da ich heim kam, empfing er mich gar rauh mit Schelten, ich ſäße bei meiner Braut, ließe ihn ſorgen und hülfe ihm nicht, und war über mich erzürnt, daß der Herr Ruſt genug abzuwehren und zu tröſten hatte. Mir war bei dieſem dritten Anſtoß und Verbitterung meiner Hochzeitfreuden ſo bange, weil ich noch nicht gewöhnt war ſo geſcholten zu werden, und bisher in der Regel gelobt und gut gehalten worden war; ich ſah wohl, wie es fortan gehen werde, wenn ich zu zweien auf Koſten meines Vaters leben müßte, ſo daß mir Alles verleidet wurde. Ich ging mit Trauer ſchlafen und dachte oft wie ein Narr, ich wollte wieder von dannen ziehen, wenn nur das Thor offen geweſen wäre.

Am Morgen des 22. October, es war St. Cäcilientag, war ich noch ganz unmuthig, weil ich nicht viel geſchlafen hatte. So legte ich mein Bräutigamhemd, das man mir geſchickt hatte, an mit einem goldenen Kragen und viel goldenen Spangen an einem kurzen Bruſtlatz, wie damals im Brauch war, und zog ein rothſeidenes Atlaswamms und leibfarbene Hoſen an. So kam ich herab und fand meinen Vater nicht mehr ſo unrichtig; denn als er wieder klagen wollte, während doch Alles in Ueberfluß da war, hatte er einen guten Filz von der Frau Dorothea Schenkin bekommen, die auch half und ein barſches Weib war. Als ſich die Hochzeitsleute bei uns verſammelt hatten, gingen wir in Proceſſion vor meines Schwiegervaters Haus und mit mir ging Dr. Oswaldus Berus, der trotz ſeinem gar hohen Alter auch roth gekleidet war, mit einem oben ausgeſchnittenen ſeidenen Atlaswamms und einem camelottnen Rock, wie ich einen anhatte, nebſt dem ſammtnen Barett, das man mir vor der Hochzeiterin Haus aufſetzte, worauf eine Borte von Perlen mit Blumen war. So zogen wir um neun Uhr in den Münſter, darauf die

Hochzeiterin in einer leibfarbenen Schaube, die führte Herr Heinrich Petri. Nach der Predigt gab man uns zuſammen, ich ſchenkte ihr einen gewundenen Ring für acht Kronen. So zogen wir zum Jagdhof, wo man uns zu trinken gab und ich die Hochzeiterin hineinführte, der man in der obern Stube reichlich ſpendete.

Es waren fünfzehn Tiſche gedeckt, die alle wohl beſetzt waren, mit mehr als hundert und fünfzig Perſonen, ohne die, welche aufwarteten, von denen auch eine gute Anzahl zum Nachtiſch kam. Die Bewirthung geſchah in folgender Weiſe. Man ſetzte viermal auf, in folgender Ordnung: einen gehackten Lummel (Nierenſtück), Suppe, Fleiſch, Hühner, geſottenen Hecht, Braten, Tauben, Hähne, Gänſe, Reismus, Leberſülze, Käſe, Obſt. Man hatte allerlei guten Wein, darunter Rangenwein, der ihnen gar wohl ſchmeckte. Die Muſik war Chriſtelin der Bläſer mit ſeiner Viola, Cantores waren die Schüler, ſie ſangen unter anderem den Geſang vom Löffeln.

Nach dem Eſſen, das nicht ſo lange währte, wie jetzt im Brauch iſt, dankte Jacob Meyer, Rathsherr zum Bären, ab. Es führte Dr. Myconius die Hochzeiterin in des Dr. Oswaldus Berus Haus, da tanzte man unten im Saal, es war viel Volk und ſtattliche Leute dabei. Meiſter Lorenz ſchlug die Laute und der Chriſtelin geigte dazu, denn damals war die Viola noch nicht ſo im Brauch wie in jetziger Zeit. Ich wollte artig thun mit meiner Hochzeiterin, wie ich in Frankreich bei den Tänzen gewöhnt worden war, weil ſie mich aber freundlich abmahnte und ſich ſchämte, ließ ich ab, tanzte auch, doch allein, eine Gaillarde auf Myconii Anſtiften.

Darnach zogen wir wieder zum Nachteſſen in meines Vaters Haus. Als es ziemlich ſpät war, nahm man von einander Abſchied, und damit es nicht viel Lärm und Neckerei gäbe, verbarg ich mich in meines Vaters Kammer, wohin man auch ſtillſchweigend meine Hochzeiterin verſteckte, von der ihr Vater mit ſo großem Weinen Abſchied nahm, daß ich meinte,

ſie würde ſich ganz zerweinen. Ich führte ſie in meines Vaters Stüblein daneben, und es kamen etliche Frauen von ihrer Bekanntſchaft zu ihr und tröſteten ſie; denen gab ich von einem Claret zu trinken, welchen ich in einem Fäßlein hinter dem Ofen verwahrte und den ich ſelbſt ſehr gut gemacht hatte. Und als ſie hinwegſchieden, kam meine Mutter, die allezeit fröhlich war, und ſagte, die junge Burſchenſchaft ſuchte mich, wir ſollten uns verbergen und ſchlafen gehn, und führte uns heimlich die Hinterſtiege hinauf in meine Kammer. Dort ſaßen wir eine Weile, und weil es kalt war, fror uns übel; da legten wir uns im Namen Gottes ſchlafen, und wußte niemand von der Burſchenſchaft, wo wir hingekommen waren. Wir hörten eine Weile nachher meine Mutter hinaufkommen über das verborgene Gemach, dort ſaß ſie und ſang mit heller Stimme wie eine junge Tochter, da ſie doch ſchon im höchſten Alter war, worüber meine Hochzeiterin herzlich lachte.

Am Dienſtag Morgen brachte die Magd meiner Hochzeiterin, das Käthlein, ihr andere Kleider; die ließen wir ein, und da es ein holdſeliges Frauenzimmer war, trieb es viel ſeltſamen Schnack. Hernach ſammelte ſich das Hochzeitvolk wieder zum Mittageſſen, das um elf Uhr anfing, denn damals hatte man nicht ſo verkehrte Zeit, wie jetzt im böſen Brauch iſt. Es waren ebenſo viel Tiſche beſetzt als am erſten Tag, und die Tractation nicht geringer, dazu das Brautmus, das man jetzt anſtatt des Weinwarmen aufſetzte. Man tanzte aber nach dem Eſſen bis zur Nacht, und bei dem Nachteſſen war noch eine gute Zahl Volk und ſonderlich alle Jungfrauen, die alle bei guter Zeit Urlaub nahmen und heimzogen.

Man hatte reichlich Geſchenke gegeben auf der Hochzeit. Davon habe ich nichts bekommen als ein Becherlein und zwei Ducaten, das Uebrige nahm mein Vater zur Beſtreitung der Unkoſten, ſo weit es reichen wollte, und ſpäter, ſobald ich etwas

erwarb, habe auch ich noch für die Kleider ihm viel abgezahlt. Mein Vater nahm auch die hundert Gulden, die meine Frau mir zugebracht hatte, und bezahlte gleichfalls damit ab. Mein Schwiegervater hatte mir nichts geſchenkt, wie er mir nachher anzeigte, weil er für mich fünf Gulden beim Doctormahle bezahlt hatte, damit ſollte ich mich begnügen. Meine Frau brachte etwas ſchlechten Hausrath, eine alte Pfanne, worin man ihre Pappe gekocht, und eine breite hölzerne Schüſſel, worin man ihrer Mutter, wenn ſie Kindbetterin geweſen, das Eſſen gebracht hatte, und ſonſt einiges ſchlechte Geſchirr, das ſie in unſerer Kammer hinter einen Rahmen ſteckte. Darnach fing man ſogleich an die Hausordnung zu beſtellen, dazu ſollte meine Frau Rath und Anordnung geben. Da gab es allerlei Bedenken. So hatte mein Vater noch Tiſchgänger und allerlei Unruh im Hauſe, ſo daß wir beide jungen Eheleute ſehr geplagt wurden; wir wären lieber allein in einer Haushaltung geweſen, aber wir konnten's nicht durchſetzen, mußten faſt drei Jahre ſo bei meinem Vater am Tiſch bleiben und ich mich mit meiner Kammer behelfen, und um die Kranken zu verhören, mit dem untern Saal, der im Winter kalt war. Da gab es zu Zeiten allerlei Anſtoß, weil ich nichts für die Küche zuſchießen konnte, denn ich hatte genug zu thun, um uns zu kleiden, und manchmal, wenn ich etwas verdiente, an meinen Kleidern zu bezahlen, die ich noch in den Läden ſchuldig war, was mir vorgeworfen wurde, wenn ich es nicht that. Es gab alſo zu Zeiten Händel, wie ſich gemeiniglich zuträgt, wenn Alt und Jung bei einander wohnen. Da hätte wohl meine Frau gern gehabt, daß wir allein wohnten, wollte ſich mit Geringem behelfen, mein Vater ſollte die verſprochene Eheſteuer geben und die mir zugebrachten hundert Gulden, damit wollten wir auskommen; dies konnte aber mein Vater, da er kein baar Geld hatte, nicht thun. Ich aber wollte meinen Vater nicht erzürnen und redete alſo gut zu; wir wollten uns, bis ich in beſſere Praxis käme, gedulden. Das beküm-

merte mich, weil ich ſie lieb hatte und gern gut gehalten hätte, wie eines Doctors Frau gebührt; weshalb ich ſie auch lange Zeit nicht gedutzt, ſondern ge-ert habe; das ſah mein Vater nicht gern und meinte, es ſollte nicht ſein. Ich hatte vor dem neuen Jahre, wie auch nachher im Frühling, noch nicht viel zu thun; doch that ich mich redlich hervor, wenn etwa bei Mahlzeiten oder auch ſonſt Gelegenheit war, von Krankheiten zu reden und wie ihnen abzuhelfen, ſo daß ich manchmal, wenn ich's daheim that im Beiſein meines Schwiegervaters, wenn dieſer bei uns aß, der ein guter Chirurg und auch viel erfahren war, von ihm etwas angegriffen und angetaſtet wurde: ich werde noch viel erfahren müſſen, es habe bei uns eine andere Praxis. Das hörte ich als ein Junger nicht recht gern und widerſprach manchmal, mußte mich jedoch demüthigen, weil ich noch keine Praxis hatte. Doch begann die Praxis an mich zu kommen und zuzunehmen.

Es waren der Aerzte viel, da ich gen Baſel kam, graduirte und Empirici, um die Zeit anno 1557 bei ſiebzehn. Da mußte ich Künſte anwenden, wollte ich mich von der Praxis ernähren, und Gott hat mir dazu ſeinen reichen Segen mitgetheilt. Es war auch ſehr berühmt damals der Ammann, den man nannte den Bauer von Utzensdorf, zu dem zog merklich viel Volk, er konnte aus dem Waſſer wahrſagen und gebrauchte ſeltſame Künſte lange Zeit, wodurch er groß Gut erobert hat. Nach ihm iſt der Jude von Alsweiler lange Zeit mächtig gebraucht worden. Es war auch ein altes Weib im Gerbergäßlein, die Lülbüren genannt, die auch einen Zulauf von Kranken hatte, wie auch beide Nachrichter allhier, Wolf und Görg, Gebrüder Käſe, deren älteſter Bruder zu Schaffhauſen berühmt geweſen in der Arznei, wie auch ihr Vater Wolf, Nachrichter zu Tübingen.

Ich fing an Kundſchaft zu bekommen bei Bürgern und denen vom Adel, die mich beſonders probirten durch Ueberſendung des Harns, woraus ich weiſſagen mußte. Dabei

wußte ich mich so zu benehmen, daß etliche sich verwunderten und anfingen mich zu brauchen. Von Tage zu Tage bekam ich je länger desto mehr Praxis sowohl in der Stadt bei den Einwohnern, als auch von Fremden, welche theils zu mir kamen und sich eine Zeit lang hier aufhielten meine Mittel zu gebrauchen, theils auch gleich wiederum abreisten und meine Mittel sammt meinen Rathschlägen mitnahmen. Auch Fremde forderten mich in ihre Häuser und Schlösser, wohin ich eilte und mich nicht lang bei ihnen aufhielt, sondern bald wieder nach Haus eilte, damit ich Vielen zu Hause wie in der Fremde dienen könnte."

## 8.

## Aus einem Patricierhauſe.

(1526. 1598.)

Der Städter empfand überall die Zucht des reformirten Landes. Ob er in größerer Reichsſtadt oder unter einem Landesherrn wohnte, ihm wurden zahlreiche — oft gedruckte — Ordnungen zu Theil, in denen die Obrigkeit rührig war für Sitte und Sicherheit der Stadt zu ſorgen. Ordnungen regelten die Feuerpolizei, den Verkehr der Märkte, den Werth der Münzen, in theurer Zeit die Preiſe der Lebensmittel, Arbeit und Vorrechte der Innungen, ſogar die Apothekertaxen und den Dienſt der Hebamme. Für die Stadtſchulen, welche überall eingerichtet waren, wurden Stundenpläne verfertigt, bei den lateiniſchen Schulen auch durch Druck verbreitet. Vor Allem aber wurde der Aufwand bei allen Familienfeierlichkeiten, die Standesrechte an Kleiderſtoffen und Schmuck nach alter Sitte eifrig überwacht. Der Obrigkeit halfen die Seelſorger. Jeden Sonntag, ja öfter in der Woche hörte jetzt der Bürger Predigten, in denen der gelehrte Geiſtliche die theologiſchen Streitfragen ſcharf und eigenſinnig erörterte, aber auch als Sittenlehrer ſtrafend in die Gewiſſen ſprach und den Weltlauf beurtheilte. Ueberall wurde eine ſtrengere Ueberwachung des Lebens fühlbar und die alte Zügelloſigkeit wirkſam gedämpft. Aber auch die Kunde des Bürgers von der Fremde wurde größer, die volksthümliche Literatur der kleinen Büchlein unterrichtete ihn von vergangener Zeit, trug Neuigkeiten aus anderen Ländern zu und theilte ihm neben Streit-

ſchriften und Prophezeiungen auch mediciniſchen Rath, Kunſtgriffe des Handwerks und neue Lieder mit. Weit beſſer war ſein Verſtändniß heimiſcher Zuſtände geworden, viel reicher auch der Ausdruck ſeiner Stimmungen in der Rede, ſicherer und klarer ſeine Gedanken. Und man darf ſagen, der kleine Bürger hatte ſeit dem Jahre 1550 verhältnißmäßig nicht geringeren Antheil an der Zeitbildung als in der Gegenwart.

Die größere bildende Arbeit, welche Obrigkeit und Kirche an ihm übten, förderte unleugbar ſein geſetzliches Verhalten, dieſelbe Polizei verringerte ihm auch das ſtolze Bewußtſein der Unabhängigkeit. Da weit mehr regiert wurde als ſonſt, gewöhnte er ſich allmählich an Befehle, die Hoheit ſeiner Gebieter wurde ihm jeden Tag fühlbar. In der erſten Hälfte des Jahrhunderts war ſein Hauptintereſſe auf den kirchlichen Kampf gerichtet, in ruhigeren Jahrzehnten nach dem Schmalkaldiſchen Kriege bemerkte er mit Behagen die beſſere Sicherheit ſeiner Frachtwagen auf der Landſtraße und wahrſcheinlich mit nicht geringerer Freude, daß er nicht mehr alljährlich nöthig hatte mit Hellebarde und Donnerbüchſe aus den Thoren zu ziehen, um ein Raubneſt einzuſchießen. Seine Kriegstüchtigkeit wurde dadurch geringer, er begann als kritiſcher Zuſchauer den Streit der Großen zu betrachten. Nicht ohne Störungen. Noch waren die Händel und Proceſſe mit Nachbarſtädten und mit dem umwohnenden Adel häufig, auch untreue Bürger oder rachſüchtige Fremde ſandten der Stadt zuweilen einen Fehdebrief in die Mauern, der Thürmer hielt ſeinen Rundgang unter der Spitze des Thurmes und ſein Amt galt für unentbehrlich, jeden Abend wurden die Thore ſorglich geſchloſſen. Eine kräftige Stadt gerieth wohl gar in Kampf gegen die geſteigerten Forderungen des eigenen Landesherrn, ſo Braunſchweig, das mit Mauerbüchſen und Streitſchriften für ſeine Freiheit kämpfte, bis die erſten Wolkenſchatten des dreißigjährigen Krieges über das Land flogen.

An jedem Markttage ſtrichen die Zunftgenoſſen ſpionirend

umher und ſandten ihre Leute auf die Dörfer, um Pfuſcher und Bönhaſen zu erſpähen, welche den Bauern ohne Berechtigung Schuhe und Kleider fertigten; die Tyrannei, welche die Gewerke der Stadt auf die Umgegend ausübten, wurde dem Lande ſehr ärgerlich. Dennoch vermochten die Zünfte nicht dem Bedürfniß des geſteigerten Verkehrs zu genügen, fremde Krämer wurden zahlreicher und zudringlicher, im Norden wußten die unzünftigen Schotten ſich feſtzuſetzen, im Süden wurde der Handel der Juden trotz aller Bedrückungen umfangreicher. Auch die Zerwürfniſſe zwiſchen Zünften und Rath ſtörten häufig den Frieden der Stadt; in den großen Reichsſtädten war die Bedeutung der Patricierfamilien wieder gewachſen, zumal ſeit dem Schmalkaldiſchen Kriege die Habsburger das Regiment der Geſchlechter begünſtigten, unter denen ſie die eifrigſten Anhänger zählten. Im Ganzen wurde doch der größere Schutz des heimiſchen Handels und Wandels überall Quelle eines Gedeihens, welches dem kleinen Bürger am meiſten zu Gute kam, in ſeiner Innung, der Zechſtube und dem Bannring ſeiner Stadt. Weit ſchneller floß das Geld durch das Land und gab dadurch Vielen das Gefühl des Wohlſtandes und leichter Nahrung. Im Hauſe des Bürgers war Geräth und Einrichtung reichlicher geworden, die meiſten Genüſſe aus der Fremde wurden durch die beſſere Wegſamkeit der Straßen und ſtärkeren Verbrauch billiger. So war natürlich, daß er ſeine Tage heiter genoß, mehr um die Familie, ſeine nächſten Genoſſen und das Vergnügen der Stunde ſorgend als um die Geſchäfte der Stadt und des Landes. Der deutſche Bürger war ſchon am Ende des 16. Jahrhunderts auf gutem Wege ein Privatmenſch zu werden.

In den Patricierfamilien der größern Reichsſtädte ſammelte ſich weltmänniſche Bildung, Wohlſtand und die Freude am Genuß, welche ſich zuweilen in geſchmackloſer Uebertriebenheit äußerte, aber auch Kunſt und Handwerk zu den beſten Leiſtungen ermuthigte. Was damals von Schönheitsſinn zu finden war, wird man vorzugsweiſe in dieſen Kreiſen ſuchen müſſen.

Während in den größern Städten der Schweiz, den niederländiſchen Provinzen und den Seeplätzen der deutſchen Hanſa das Patricierthum eigenthümliche weltbürgerliche Richtung erhielt, waren es vorzugsweiſe die großen Handelsſtädte Süddeutſchlands und unter dieſen wieder Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt am Main und Köln, deren alte Häuſer den größten Einfluß auf Prachtaufwand, Kunſtfleiß und gelehrte Bildung der Deutſchen ausübten. Die Mitglieder der alten Geſchlechter waren immer noch die einflußreichſten Bürger, gewöhnt große Geſchäfte zu leiten, die höchſten Angelegenheiten ihrer Stadt zu vertreten; dabei meiſt Kaufleute oder große Grundbeſitzer. Aus ihren Familien wurde ein Theil der Kirchenpfründen beſetzt, ſie gewöhnten ſich zuerſt, ihre Söhne in Italien, dem Land ihrer Geſchäftsfreunde, die Rechte ſtudiren zu laſſen, ſie bereiteten im Anfange der neuen Zeit der humaniſtiſchen Bildung in Deutſchland die erſten behaglichen Stätten. Häufig waren ſie Geſchäftsführer, Rathgeber, Vertraute der deutſchen Fürſten. Ihre großen Familien, durch häufige Verſchwägerungen und nicht weniger durch gemeinſame Handelsbeziehungen miteinander verbunden, hatten ihre Fäden überall angeknüpft; ſie vorzüglich beſtimmten die deutſche Politik der Reichsſtädte, und ſie hätten einen entſcheidenden Einfluß auf die Neugeſtaltung des deutſchen Lebens ausüben müſſen, wäre ihr Weſen nicht vorzugsweiſe conſervativ, ihre Beſtrebungen nicht zuweilen undeutſch geweſen.

Sie bildeten die Geldmacht Deutſchlands, bei ihnen wurden von Kaiſer und Fürſten Anleihen gemacht, ſie vermittelten den größten Theil des Geld- und Wechſelverkehrs, ſoweit ihn nicht die Juden in der Hand hielten. Die großen Häuſer der Fugger, Welſer und ihrer Mittheilnehmer bildeten Handelsgenoſſenſchaften, welche nicht nur nach Italien und der Levante, auch über Antwerpen und den atlantiſchen Ocean durch ihre Capitalien Einfluß übten, Handel trieben. Bei ihnen monopoliſirte ſich der deutſche Handel nach Oſt- und

Westindien, sie kauften ganze Jahresernten vom König von Portugal, verbanden sich mit spanischen Häusern zu umfangreichen Geschäften, unternahmen eigne Fahrten nach Calcutta und in unerforschte Länder, und bestimmten ohne Wettbewerb die Preise für Zucker und Gewürze des Orients. Ja die Welser waren unter Karl V Regenten des Staates Venezuela.

Diese Herrschaft des Capitals wurde von Fürsten und Volk mit großem Widerwillen angesehen. Es ging durch die Waarengesellschaften sehr viel Geld aus dem Lande, und Theuerung aller Luxusgegenstände wurde durch sie verursacht. So war die allgemeine Klage. Denn die Verminderung des Geldwerths, welche seit Einführung des amerikanischen Goldes eintrat, wurde nur als Steigerung aller Preise aufgefaßt, und die Kaufleute galten für die Schuldigen. Nicht nur Hutten, welchem die Vorurtheile seiner Standesgenossen tief im Fleische saßen, auch die Reichstage eiferten gegen die Macht der großen Geldgesellschaften. Ebenfalls ohne Erfolg. Auch im Volke war die Abneigung allgemein, und die Reformatoren theilten die Ansicht ihrer Zeitgenossen über die Schädlichkeit solcher Herrschaft des Capitals.

Noch läßt sich erkennen, daß auch die Häuser dieser großen Handelsfürsten nicht alle denselben Anblick darboten. Von den Augsburgern z. B. waren die Welser schon um 1512 zu Gunsten Reuchlin's zu Rom thätig, und ihrem unsichtbaren Einfluß hatte der große Gelehrte vielleicht mehr die Erlösung aus den Händen der Dominicaner zu danken, als den rhetorischen Kunstwerken seiner begeisterten Verehrer in Deutschland. Dagegen galten die Fugger dem Volke vorzugsweise als rücksichtslose Geldmänner und Romanisten, als Feinde Luther's und Freunde Eck's, auf dem der Verdacht lag, in ihrem Solde zu stehn; denn sie besorgten die Geldgeschäfte des Kurfürsten Albrecht von Mainz und der römischen Curie, und ein Geschäftsmann der Fugger begleitete den

Ablaßkaſten des Tetzel und überwachte die eingehenden Beträge, auf welche das Bankierhaus dem Erzbiſchof von Mainz Vorſchüſſe gemacht hatte. Es war vielleicht die beſte Unterſtützung Kaiſer Karl's V, daß die Anforderungen und Vortheile dieſes mächtigen Hauſes im Ganzen mit den ſeinigen zuſammenliefen. Dem Volke dagegen wurde die „Fuggerei" das zur Zeit Luther's gewöhnliche Wort für Geldwucher.

Und doch lag etwas Gefahr drohend über dem Verkehrsleben Deutſchlands, was der ſtärkſten Kraft der Kaufherren von Augsburg und Nürnberg, von Köln, Hamburg und Lübeck unüberwindlich blieb. Der Weltverkehr hatte neue Straßen gefunden, und neue Völker, die Niederländer, Engländer, Nordländer, gewannen die Herrſchaft in den Meeren, der italieniſche Handel von Augsburg, Ulm und Nürnberg führte nicht mehr vorzugsweiſe die Schätze des Südens dem europäiſchen Norden zu. Die großen deutſchen Handelsgenoſſenſchaften vermochten auf die Länge nicht gegen die junge Kraft der Börſen von Amſterdam und London das Uebergewicht zu behaupten. Die Deutſchen entbehrten eine Seemacht, wie ſie jetzt gebraucht wurde, das Reich war für den Völkerverkehr ein Binnenland geworden. Der Reiche wurde nicht arm und es fehlte nicht Gelegenheit zu lohnendem Gewinn, aber die größten Geſchäfte der ſüddeutſchen Häuſer wurden Bankiergeſchäfte, welche Fürſten und Städten Geld zuführten gegen vortheilhafte Verpfändung von Grundbeſitz und Einnahmen.

Dieſes Stocken des Großhandels, welches den alten Reichthum der Binnenſtädte zumeiſt betraf, nahm dem Patricier am Ende des 16. Jahrhunderts einiges von der Thatkraft früherer Zeit. Der Geſchäftsverkehr war ruhiger, die Söhne alter Familien gewöhnten ſich, in dem Wohlſtand, den die Väter erworben, vornehmes Haus zu halten. Aber auch als Genießende blieben ſie den Städtern, was die Fürſten für ihre Landſchaft waren, die Stolzen und Prächtigen, in Verkehr mit einflußreichen Männern aus ganz Europa Gönner

der Kunst, Sammler von Merkwürdigkeiten und Büchern, Unterhändler und vertraute Geschäftsmänner der Fürsten. Welchen Eindruck ihr Reichthum und der Schmuck ihrer stattlichen Häuser auf Edelleute aus ärmerer Landschaft machte, davon gibt der Bericht des Hans von Schweinichen aus dem Jahre 1575 ein ergötzliches Bild.

Als damals der lüderliche Herzog Heinrich von Liegnitz mit seinem Haushofmeister in Augsburg war, erschien den Schlesiern der Glanz des Fugger'schen Hauses märchenhaft. Schweinichen, der im Verzeichnen von Geldsummen und Preisen genauer ist, als bei den unendlichen Schulden seines Herrn nöthig war, erzählt darüber Folgendes.*)

„Es lud Herr Max Fugger Se. Fürstliche Gnaden einst zu Gaste. Ein dergleichen Banket ist mir sobald nicht vorgekommen, daß auch der römische Kaiser nicht besser tractiren könnte; es war dabei überschwängliche Pracht. Das Mahl war in einem Saal zugerichtet, in dem man mehr Gold als Farbe sah. Der Boden war von Marmelstein und so glatt, als wenn man auf dem Eise ging. Es war ein Credenztisch aufgeschlagen durch den ganzen Saal, der war mit lauter Trinkgeschirren besetzt und mit merkwürdigen schönen venetianischen Gläsern, er sollte, wie man sagt, weit über eine Tonne Gold werth sein. Ich wartete Se. Fürstliche Gnaden beim Trinken auf. Nun gab Herr Fugger Sr. Fürstlichen Gnaden ein Willkommen, ein künstlich gemachtes Schiff vom schönsten venetianischen Glas; wie ich es vom Schenktisch nehme und über den Saal gehe, gleite ich in meinen neuen Schuhen, falle mitten im Saale auf den Rücken, gieße mir den Wein auf den Hals; das neue rothdamastne Kleid, welches ich

*) Biographie des Hans von Schweinichen, v. Büsching, I. S. 156. — Der Gastgeber ist derselbe Marcus Fugger, welcher uns das beste deutsche Werk des 16. Jahrhunderts über Pferdezucht hinterlassen hat. Er selbst hatte ein großes Gestüt zuerst in Ungarn, dann am Fuße der Allgäuer Alpen.

anhatte, ging mir ganz zu Schanden, aber auch das ſchöne Schiff zerbrach in viele Stücken. Obgleich nun bei männiglich ein groß Gelächter war, wurde ich doch berichtet, daß der Herr Fugger unter der Hand geſagt, er wollte lieber hundert Gulden als das Schiff verloren haben. Es geſchah aber ohne meine Schuld, denn ich hatte weder gegeſſen noch getrunken. Als ich aber ſpäter einen Rauſch bekam, ſtand ich feſter, und fiel nachher kein einziges Mal, auch im Tanze nicht. Dabei waren die Herren und wir alle luſtig. Der Herr Fugger führte Se. Fürſtliche Gnaden im Hauſe ſpazieren, einem gewaltig großen Hauſe, ſo daß der römiſche Kaiſer auf dem Reichstage mit ſeinem ganzen Hofe darin Raum gehabt hat. Herr Fugger hat in einem Thürmlein Sr. Fürſtlichen Gnaden einen Schatz von Ketten, Kleinodien und Edelſteinen gewieſen, auch von ſeltſamer Münze und Stücken Goldes, die köpfegroß waren, ſo daß er ſelbſt ſagte, er wäre über eine Million Gold werth. Darnach ſchloß er einen Kaſten auf, der lag bis zum Rand voll von lauter Ducaten und Kronen. Die gab er auf zweimalhunderttauſend Gulden an, welche er dem König von Spanien durch Wechſel übermacht hatte. Darauf führte er Se. Fürſtliche Gnaden auf daſſelbe Thürmlein, welches von der Spitze an bis zur Hälfte hinunter mit lauter guten Thalern gedeckt war. Er ſagte, es wären ohngefähr ſiebenzehntauſend Thaler. Dadurch erwies er Sr. Fürſtlichen Gnaden große Ehre und daneben auch ſeine Macht und ſein Vermögen. Man ſagt, daß Herr Fugger ſo viel hätte, ein Kaiſerthum zu bezahlen. Er verehrte mir wegen des Falls einen ſchönen Groſchen, der ohngefähr neun Gran ſchwer war. Fürſtliche Gnaden verſahen ſich auch eines guten Geſchenks, aber damals bekamen Sie nichts als einen guten Rauſch. Gerade damals verſagte der Fugger einem Grafen ſeine Tochter, und man erzählte, daß er ihr außer dem Schmuck zweimalhunderttauſend Thaler mitgäbe.

Da bei Sr. Fürſtlichen Gnaden wenig Geld vorhanden

war, ſchickte mich mein Herr zu Herrn Fugger, viertauſend Thaler von ihm zu leihen. Er ſchlug aber ſolches gänzlich ab und entſchuldigte ſich ganz höflich. Am andern Tag aber ſchickte er ſeinen Hofmeiſter zu mir, ihn bei meinem Herrn anzuſagen. Da ließ er Sr. Fürſtlichen Gnaden zweihundert Kronen und einen ſchönen Becher von achtzig Thaler Werth, dazu ein ſchönes Roß mit ſchwarzſammtner Decke verehren."

Neben der Richtung auf äußern Glanz ſtand im Anfang des Jahrhunderts in vielen Patricierfamilien ein reicheres Leben. Die Häuſer der Peutinger in Augsburg, Pirkheimer in Nürnberg waren Mittelpunkte für die edelſten Beſtrebungen des deutſchen Volkes, die Hausherren Männer von anſehnlichem Reichthum, Gutsbeſitzer und Kaufherren, Staatsmänner und Kriegsleute, zugleich Gelehrte mit eigener Forſchung. Für ſolche Familien malte Albrecht Dürer ſeine beſten Gemälde, zu ihnen pilgerten die reiſenden Humaniſten, jeder zierliche Vers, jedes männliche und geiſtvolle Wort wurde dort zuerſt herzlich gewürdigt. Als Rathgeber und Förderer in weltlichen Geſchäften, als mittheilende Eigenthümer koſtbarer Bibliotheken und der erſten Antikencabinette, als freigebige Gaſtfreunde im reichlichen Haushalt wußten ſie zu ehren, wer ihnen Geiſt, Wiſſen, Bildung in das Haus brachte.*)

In dieſen Familien erhielten auch die Frauen häufig eine Bildung, welche über die Bekanntſchaft mit Spinnrocken, Küche und Gebetbuch hinausging. Was in den Schlöſſern der Fürſten und in den Höfen des Landadels ſelten war, das wurde hier der Tochter möglich: eine herzliche Theilnahme an der Wiſſenſchaft und Kunſt, für welche die Freunde des Hauſes arbeiteten. Auch für uns liegt ein beſonderer Reiz auf den erſten Frauengeſtalten, welche durch das Morgenlicht der neuen Bildung verklärt ſind. Conſtanze Peutinger, die für Hutten

*) Vergl. die ſchöne Charakteriſtik Wilibald Pirkheimer's in D. Strauß, Hutten I.

den Lorbeerkranz flocht, Charitas Pirkheimer, die leidensreiche Aebtiſſin des Clarenkloſters zu Nürnberg, ſpäter Philippine Welſer, die Gemahlin des Kaiſerſohns, alle gehören den Kreiſen deutſcher Patricier an, zarte Naturen, oft wundgedrückt von einer dornenreichen Zeit.

Zumal, wenn eine Frau ſich damals ſelbſtthätig in den literariſchen Kampf hinauswagte, ward ihr das wohl zum Verhängniß. Es geſchah ſelten genug. Die bekannteſten, Charitas Pirkheimer und Argula von Grumbach, geborne von Stauffen, erfuhren beide, wie bitter es für Frauen iſt, an dem Streit der Männer Theil zu nehmen. Die katholiſche Charitas ſchrieb einen Brief der Verehrung an Emſer, und mußte erleben, daß dies Schreiben durch die lutheriſche Partei mit ſchnöden Randgloſſen wieder abgedruckt wurde. Die lutheriſche Argula, Freundin Spalatin's, ſandte einen belehrenden Brief an Rector und Univerſität von Ingolſtadt, als dieſe ein Mitglied ihres Lehrkörpers, den Arſatius Seehofer, durch Gefängniß und Androhung des Feuers gezwungen hatten ſiebenzehn Ketzereien zu widerrufen, welche er nach Melanchthon's Schriften den Studenten vortrug. Argula nahm ſich des Magiſters tapfer an, den ſie achtzehnjährig und noch ein Kind nennt, und erbot ſich ſelbſt nach Ingolſtadt zu kommen und die gute Sache gegen die Univerſität zu vertheidigen. Dafür wurde ſie in Verſen boshaft befehdet, auf die ſie ſich allerdings in Gegenreimen tapfer vertheidigte. Die letzten Lebensjahre der Charitas und ihres milden Bruders wurden durch rohe Angriffe des proteſtantiſchen Pöbels und ſeiner Prädicanten verbittert, Argula ward vom baieriſchen Hofe verbannt, ihr Mann ſeines Hofdienſtes in Ungnade entlaſſen. Beide Frauen haben Einiges gemeinſam, die harmloſe Eitelkeit, in welcher die katholiſche Aebtiſſin ihrem Latein zierliche Redewendungen, die lutheriſche Rittersfrau ihrem Deutſch fromme Bibelſprüche einzuflechten liebt. Beide leben in Täuſchung über das Gewicht und Anſehen der Worte, welche ſie dem Leſer gönnen. Aber

während Charitas mehr von einer schönen Seele hat, die sich aus der gemeinen Wirklichkeit in den stillen Verkehr mit verwandten Geistern zurückzieht, ist die Rittersfrau tapferer, unternehmender und fehdelustiger. Von der Aebtissin des Clarenklosters hielt Luther wenig, ob er seine eigene Parteigängerin von Herzen verehrte, wissen wir nicht. Er ließ sie öfter artig grüßen, schrieb ihr auch wohl einmal*) in Antwort auf ihre häufigen Briefe, und vernahm abwehrend, aber mit Antheil, wie sehr sie seine Verheiratung billige. Als er aber im Jahre 1530 auf der Veste Koburg verborgen lebte, und die literarische Dame sich nicht versagen konnte den hochverehrten Mann zu besuchen, schrieb Luther noch an demselben Tage an Melanchthon, er werde das Gerücht seiner Abreise verbreiten, um dergleichen Besuche in seinem Versteck los zu werden.

Zu den angesehensten Patriciergeschlechtern in Frankfurt am Main gehörten die Glauburg. Mit Männern dieser Familie war Hutten befreundet gewesen: er hatte einmal den schönen Traum gehabt, sich in Frankfurt niederzulassen und eine Verwandte seiner Freunde zu heiraten. Auch den Feuergeist Hutten's hatte der stattliche Wohlstand, das gebildete Leben dieser Geschlechter mächtig angezogen, er selbst widerspricht eifrig dem Verdacht, als wolle er die Neuvermählte mit sich auf das Felsennest seiner Familie in die Wildniß hinaus nehmen. Vorsichtiger, als sonst seine Art war, warb er um das Mädchen, damals war Arnold von Glauburg sein Vertrauter. Es war ein kurzer Traum, bald riß ihn sein Schicksal hinweg. In diese Patricierfamilie aber sollen die folgenden Frauenbriefe einführen; sie sind abgedruckt in: Frankfurtisches Archiv von J. C. von Fichard, 1811—1815, 2. und 3. Theil. Das erste ist der Brief einer Mutter an ihren Sohn, worin sie ihm ein Mädchen zur Gattin empfiehlt, um ihn aus dem revolutio-

*) Der Brief ist verloren.

nären Wittenberg und aus der Nähe Luther's fortzuziehen. Ein Brief, bedeutsam für die Stellung der Frauen in der Familie, das Schreiben einer Frau von Thatkraft und klugem Sinn, welche zu herrschen gewöhnt und nicht ohne Neigung zu kleinen Ränken ist. Ihr Sohn ist der Neffe jenes Arnold von Glauburg, Sohn des Johann, welchem Hutten mit herzlichem Gruß seinen Dialog Febris zusandte.

## 1526.

### Margarethe Horng*) aus Frankfurt an ihren Sohn Johann von Glauburg in Wittenberg.

„Meinen freundlichen Gruß zuvor, lieb Johann, wisse, daß wir noch allsammen gesund sind, Gott hab Lob und Dank, also hoffe ich auch von dir zu hören. Lieber Johann, nachdem ich dir in dem letzten Brief geschrieben hab, daß Johann Knoblauch's Hausfrau gestorben ist, der Gott gnädig sei. Sie war meine gute Freundin, es hat mir ihr Tod wohl so weh gethan wie meiner beiden seligen Hauswirthe Absterben, wodurch mir doch groß Leid geschah; aber was Gott will, darin muß man Geduld haben. Ich und sie sind in einem Jahre hergekommen und haben uns auch so freundlich zusammengehalten, daß keine die andere mit einem Worte erzürnt hat. Sie hat mir auch ihre zwei Töchter auf ihrem Todbett so befohlen, als ob ich ihre Schwester wäre, daß ich ihre Ausstattung besorgen soll, wenn ich erlebe, daß sie sich verändern. Die eine ist jetzt mannbar und ist eine feine gerade Jungfrau, sie ist in der Länge wie deine Stiefschwester Anna, wie sie auch heißt, und ist eine feine Haushälterin, wem sie zu Theil wird, der wird sicher ihrethalb nit verderben. Ich versehe mich

*) Margarethe Horng von Ernstkirchen, zweimal vermählt, zuerst mit Dr. Johann von Glauburg zu Lichtenstein, dann mit Weicker Frosch, beide Geschlechter von Frankfurt.

wohl, ihr Vater wird sie bald verändern, denn es sind drei da, die um sie werben, zwei Edelmänner, und der dritte Johann Wolf Rohrbach, der Frau Ursula zu der grünen Thür*) Sohn, der ist jetzt groß und ist seit Ostern bei der Mutter. Wiewohl er nit mehr denn neunzehn Jahr alt ist, so ist doch seine Mutter mit seinen Freunden des Willens, wenn es ihm in dem Hause gerathen möchte, so würde sie ihn verändern, dieweil sie noch am Leben ist. Denn es weiß jetzt niemand, wo man mit den Söhnen hin soll, daß sie lernen und studiren, was der Seele Heil sei, daß sie nit verführt werden; und auch wenn sie lange studiren und viel Geld verthun, so bringt es ihrer manchem nit immer Nutzen, und wär ihm vielleicht nützlicher, daß er bei seiner angebornen Ehrbarkeit bliebe, die er von Gott hat, als daß er viel studirt und die Schriften nit recht versteht, und daß ihn dann der Teufel durch Hoffart verführe und andere mit ihm, die ihm glauben, dieweil er gelehrt ist und auch das Schwatzen wohl versteht. Ein solcher führt das Volk gar in großen Irrthum. Davon wollt ich dir gar viel schreiben, aber ich hab dir es in dem letzten Brief vor diesem verheißen, ich wollte dir nit mehr davon schreiben und will es auch nit thun, dieweil du in Wittenberg bist; aber du wähnst, du seist gar wohl in Wittenberg aufgehoben, Gott gebe, daß es wahr sei, du wirst es wohl erfahren. Ferner, lieb Johann, so wisse, warum ich dir jetzt also schreibe — — eine ehrliche Person hat mit mir jetzt geredet, des Johann Knoblauch's Hausfrau habe ihrem Hauswirth befohlen, wenn du mit sammt deiner Freundschaft seiner Tochter begehrst und die Tochter einen Willen dazu habe, so soll sie der Vater dir vor Andern geben. Darauf hab ich zur Antwort gegeben, ich wisse deine Neigung nicht und wollte dir schreiben und wollte dir

*) Die Rohrbach ebenfalls ein Frankfurter Geschlecht. Die Mutter des jungen Rohrbach war Ursula von Melam, nach ihrem Hause zur grünen Thür benannt.

es zu wiſſen thun; was mir dann von dir zur Antwort werde, das wollt ich dieſelbe Perſon wiſſen laſſen. Darum, lieb Sohn, ſo laß ich dich wiſſen, daß mir die Jungfrau wohl gefällt mit allem ihrem Weſen, beſſer als eine andere, die ich jetzt weiß, ſo iſt auch die Mutter eine ehrbare, feſte Frau geweſen. Woran ich ein viel beſſeres Gefallen habe, da ſie nicht von einer wankelmüthigen Art iſt. Denn wer nit eine geſchickte, feſte Frau hat, ſei ſie auch ſo fein und ſo reich als ſie will, ſo wird doch ein armer, kümmerlicher Mann aus ihm. Darum, lieb Johann, wenn du mir darin folgen willſt, ſo wollt ich dir's mit aller Treue rathen. — Zwar ſind elf Kinder da zu verſorgen, wovon ein Theil noch klein iſt, es iſt aber wohl möglich, daß ihrer weniger werden; ſo iſt auch ein gutes Auskommen da und das Mehrtheil liegende Güter. Darum, lieb Sohn, bedenke ich, ich will dich nit zwingen zur Veränderung, aber du thäteſt mir gar einen großen Gefallen mit dieſem Hauſe, denn ich ſehe noch in langer Zeit keinen Ort, der mit Allem, was darum ſteht, ſo gut für dich wäre als dieſer Ort. — Lieb Johann, wenn du ein Gefallen daran hätteſt, doch ſo, daß du gern wollteſt, daß du ſie und ſie dich vorher ſehen möchte, ſo komm in der Faſtenmeſſe her mit der erſten Geſellſchaft, die dir gefällt, die durch ſichere Straßen zieht, und laß es bei dir bleiben und ſag deiner Geſellen keinem davon. Bis ein oder zwei Tage vor deinem Weggange, dann ſag es Juſtinian, daß du heim willſt. Aber du ſollſt ihm nit ſagen, weshalb du heim wollteſt, ſondern deiner Güter wegen, daß du ſie wieder beſtellſt, weil ich dir ſo hart geſchrieben hätte, daß ich dir die nit mehr verwalten wolle nach den letzten drei Briefen, wie ich denn auch zu thun Willens bin, wenn du mir in keinem Stück folgen willſt. Auch haſt du wohl Urſach, daß du ihm ſein Wort abnimmſt, auf daß es geheim bleibe. Lieb Johann, ich bitte dich, du wollſt bedenken, wie die Zeitläufe jetzt ſind, daß es ſich zu dieſer Zeit nit ſchicken will, lange unverändert zu bleiben. Ach gäbe doch mein Schwager,

Herr Hammann*), dem Juſtinian auch eine Frau zur Zeit, dieweil dieſer nach ſeinem Gefallen lebt, es würde ihm keine Schande ſein, damit es nit mit ihm zugeht wie mit ſeinem ſeligen Vetter Blaſius, der hatte ſich an die Büberei gewöhnt, und deshalb konnte ihn niemand zum Heiraten bringen, bis er alt wurde, und da hatte er keine Geſundheit und hat auch kein Kind verlaſſen, und ſeine Hausfrau hat ſich wieder verändert, ſie hat einen Edelmann, einen Schenk von Schweinsburg. Man ſagt, ſie werde bald Hochzeit machen, Gott geb ihr Glück."

Soweit der Brief. Der Wunſch der klugen Mutter wurde erfüllt, ihr Sohn kehrte, wie ſie vorſichtig befohlen, nach Frankfurt zurück, er heiratete das Mädchen ihrer Wahl und lebte vierzig Jahre mit ihr in glücklicher Ehe.

Wenn auch von ihm und Anna Knoblauch keine weiteren Aufzeichnungen zugänglich ſind, ſo ſind doch in derſelben Familie aus dem Ende des Jahrhunderts andere Nachrichten, welche in liebenswürdiger Weiſe das Verhältniß einer Braut zu ihrem Verlobten darlegen. Ein Enkel des Genannten, der reiche Patricier Johann Adolf von Glauburg aus Frankfurt, lernte auf einem Beſuch in Nürnberg die ſchöne Urſula Freher kennen, Tochter des Stadtſyndicus von Nürnberg und Schweſter des berühmten Gelehrten und Staatsmanns Marquard Freher zu Heidelberg. Der Reiz und die Anmuth des Mädchens wurden in ganz Schwaben gefeiert. Die folgenden Briefe ſind während des Brautſtandes von ihr an ihn, von Nürnberg nach Frankfurt geſchrieben.

## 1598.

### 1.

„Dem edlen und ehrenfeſten Johann Adolf von Glauburg, meinem herzlichen Junker zu Händen.

*) Hammann von Holzhauſen, Vater des Hieronymus, und der reiche Blaſius von Holzhauſen, aus einem adligen Geſchlecht von Frankfurt.

Edler, ehrenfeſter, freundlicher und herzlieber Junker! Euer Schreiben ſammt der Kette hab ich mit herzlicher Freude empfangen und eure Geſundheit mit Freuden vernommen, und hab nit gern gehört, daß eure liebe Schweſter und Sohn nit wohlauf ſind. Gott der Allmächtige wolle es zur Beſſerung ſchicken, nach ſeinem göttlichen Willen. Amen. Was uns anlangt, ſo ſind wir Gott Lob ziemlich wohlauf, Gott wolle uns beiden Theilen das länger erhalten. Herzlieber Junker! der Herr Vater hätte euch gern geſchrieben, doch iſt uns euer Schreiben gar ſpät zugekommen und der Bote am Thor will wieder fort, ſo daß es für diesmal nit ſein kann, aber mit erſter Gelegenheit wird es geſchehen.

Herzlieber Junker! über die Kette mache ich euch keine Vorſchrift; wie ihr wollt, ſo bin ich's zufrieden, wie es euch gefällt, ſo gefällt es mir auch. Dieſe Kette, welche ich hier habe, will ich fleißig aufheben, wenn euch Gott zu uns hilft, ſo will ich ſie euch mit Gelegenheit wieder zuſtellen, die iſt mir gar zu ſtattlich. Mit dem Maler, das iſt fertig bis auf die Kleider, die malt er noch, er vermeint in etwa zehn Tagen ganz fertig zu werden. Ich habe wohl Sorge, wenn das Bild zu euch hinab*) kommt, ſo wird man ſagen: dergleichen hätte der Junker wohl auch zu Frankfurt bekommen, er hätte ſo weit nit ziehen dürfen.

Was die Armbänder anlangt, die hab ich nit bekommen, es iſt noch gute Zeit, ich will aber darnach ſchicken.

Herzlieber Junker! ich weiß euch für diesmal nichts mehr zu ſchreiben, ich bitte euch gar freundlich, ihr wollt mit dem elenden Schreiben vorlieb nehmen. Es iſt in der Eile zugegangen. Ein andermal will ich's beſſer machen.

Nichts mehr als: ihr und eure Lieben ſeid von mir und meiner Frau Mutter ganz freundlich gegrüßt und Gott dem

*) Nach Frankfurt hieß hinab, nach Nürnberg hieß hinauf.

Allmächtigen in seinen Schutz und Schirm befohlen. Datum den 12. September.

Liebe getreue allezeit Ursula Freherin."

2.

„Edler, ehrenfester, freundlicher, herzlieber, vertrauter Junker! Euch sei meine Treue und Liebe nebst meinem Gruß und Wünschung von allem Lieben und Guten zuvor. Euer Schreiben habe ich mit Freuden empfangen und daraus eure und der Eurigen Gesundheit mit herzlicher Freude vernommen. Bei uns steht es so, daß wir dem treuen Gott zu danken haben, der sei ferner mit seiner Gnade bei euch und uns allen. Amen.

Was aber die Hochzeit anlangt, so hat sich der Herr Vater und Frau Mutter wiederum besonnen und wollen sie also, beliebt's Gott, auf den 13. November sein lassen, wie der Junker denn aus des Herrn Vaters Schreiben weitläufiger vernehmen wird.

Herzlieber Junker! aus eurem Schreiben verstehe ich so viel, daß ihr nämlich gern vor der Hochzeit noch einmal heraufkommen wollt. Wenn es geschehen könnte, so wäre es gewißlich eine meiner größten Freuden, und würden sich alle die Meinigen (niemand ausgenommen) herzlich erfreuen. Ich will diesmal nit darum bitten, sondern der Hoffnung und Zuversicht sein, so es werde geschehen können, werde es der Junker an sich nit ermangeln lassen, sondern mich Arme, Verlassene einmal besuchen, worauf ich denn mit Verlangen warte. Herzlieber Junker! wißt, daß das Packet noch nit ist gekommen. Wir haben schon etlichemal darnach geschickt, da hat man uns geantwortet, sie seien alle Stunden desselben gewärtig; sobald es kommt, soll es nach eurem Begehren besorgt werden; ich glaube, ihr werdet wohl damit bestehn. Es hat die D. Reinerin schon der Frau Mutter deswegen zugeschrieben und deutlich zu verstehn gegeben, daß man sie mit dem Braut-

ſtück*) nit vergeſſen wolle. Gleichwohl hat ſie ſolche Sorge nit nöthig gehabt, dieweil ihr vorher bei guter Zeit an ſie gedacht habt.

Herzlieber Junker, was aber die Hemden und Krägen anlangt, ſo ſollt ihr wiſſen, daß wir gar heftig damit in Arbeit ſind, und ſo viel davon fertig werden können, wollen wir austheilen.

Die Armbänder hab ich empfangen. Thu mich, herzlieber Junker, zum höchſten bedanken! ſie ſind gar zu ſchön an meine ſchwarzen Hände, ſie gefallen mir aber doch wohl.

Was die Kleidung anlangt, ſo iſt ſicher, daß der Herr Vater gern eine Tochter wie die andere damit halten wollte; dieweil es aber diesmal nit ſein kann, ſo hat er eingewilligt ein Uebriges zu thun. Ich hab ganz fertig drei taffetne Kleider, das leibfarbene, ein goldgelbes, ein ſchwarzes. Jetzt haben wir den Schneider im Haus, der macht eins von veilchenfarbenem Damaſt und noch eins, womit ich zur Kirche gehn ſoll, und das ſoll ſein von rothem Atlas oder von ſchwarzem Damaſt. Jetzt bitte ich, ihr wollet mich wiſſen laſſen, zu welchem ihr am beſten Luſt habt.

Herzlieber und vertrauter Junker! Ich darf mich nit unterſtehn den Herrn Vater weiter zu treiben, um deswillen, weil keiner von meinen Schweſtern ſo viel und ſo ſtattliches gemacht worden iſt. Dieweil ihr mich aber ſo hoch ermahnt, ſo muß ich gleich ſo unverſtändig ſein und den Junker um etwas anſprechen und zuvor freundlich bitten, ihr wollet mir ſolches ohne Arg aufnehmen, da ich es auf euer Geheiß und freundliches Begehren thue, und iſt das die Bitte: herzlieber Junker, ihr wollet mir etwas zu einem Rock ſchicken, was euch beliebt, ſei es nun leibfarben oder ſilberfarben, damit ich mich um ſo öfter anders kleiden könnte.

---

*) Hier ein Geſchenk des Bräutigams an verwandte Frauen der Braut, Stücke Zeug zu Kleidern und dergl.

Herzlieber, vertrauter Junker! ich hätt noch eine große Bitte an euch. Wie ihr wohl wißt, ſind meine zwei Schweſtern, die mich lieb haben und ich ſie wiederum, den möchte ich gern in eurem Namen ein wenig etwas zu einem Brautſtück vergönnen, ſo es euch als gut erſcheint. Solches habe ich euch geſchrieben, dieweil ihr es von mir begehrt habt, daneben bitt ich den Junker, er wolle es mir nit vorübel nehmen. Ich ſchreibe es nit in der Meinung, daß es ſein muß, ſondern es ſteht allewege Thun und Laſſen bei dem Junker, der mag es damit halten, wie es ihm gefällt.

Schicke euch hier nach eurem Begehren ein Maß meiner ſchönen Länge, wir haben nichts zugegeben, ſondern wie das Menſch iſt, ſo iſt auch das Maß. Hoffe, man ſoll mich will's Gott bald ſehen, ſo lang und ſchön als ich bin.

Von den überſchickten Weintrauben haben wir mit Freude verzehrt und thun uns wegen derſelben zum freundlichſten bedanken. Wenn wir etwas Seltenes bekommen, wollen wir es euch auch mittheilen.

Daß mein Conterfei eurer jüngſten Tochter*) ſo wohl gefällt und ſie ihm ſo viel Ehre erzeigt, iſt mir gar lieb, laßt ſie es nur tapfer küſſen, hilft mir Gott zu ihr, will ich's ihr doppelt wiedergeben.

Die Schuhe, die ich haben muß zum Ausziehen,**) will ich mit erſtem machen laſſen aufs Beſte, ſo gut man's hier kann, obwohl ſie hier nit bräuchlich ſind. Herzlieber Junker, vor dem Schluß bitt ich noch eins, nämlich ihr wollet dies mein ſchlicht einfältig und böſes Schreiben für der beſten eins aufnehmen, denn ich meine es treulich und ſchreibe aus offenem Herzen, und wollet es auch wiederum einer Antwort würdigen, welche ich gleichwohl viel lieber mündlich als ſchriftlich haben möchte.

---

*) Der Bräutigam war Witwer.

**) Die Brautſchuhe, welche nach dem Hochzeitſchmauſe vom Fuße der Braut den Junggeſellen gegeben wurden.

Nit mehr als was euch von mir jederzeit lieb und angenehm iſt. Hiermit ſei der Junker mit ſeinem herzlieben Sohn und Tochter zu viel hunderttauſendmalen gegrüßt und Gott dem Allmächtigen ihr und wir alle befohlen. Datum den 10. October zu Nürnberg.

Eure getreue im ♡ ſo lange ich lebe,
Urſula Freherin."

3.

„Edler, ehrenfeſter, freundlicher, herzlieber Junker! Euch ſei mein freundlicher Gruß nebſt Lieb und Treue zuvor. Euer Schreiben hab ich mit Freuden empfangen und eure und der Eurigen Geſundheit mit herzlicher Freude vernommen. Was mich und die Meinigen anbelangt, ſo haben wir dem lieben getreuen Gott zu danken; er verleihe ferner ſeine Gnade beiden Theilen. Amen. Ferner aus eurem Schreiben vernehme ich, daß es nit ſein kann, daß ihr noch vor der Hochzeit herauf kommt. Das haben wir nit gern gehört, bin gar nit zufrieden, hab gänzlich vermeint, ihr werdet kommen, hab mich auch herzlich gefreut, bin auch oft an das Fenſter gelaufen, wenn ich etwas hab hören reiten oder fahren; nun iſt es alles vergebens geweſen. Unſer lieber Herr Gott verleihe uns allen Geſundheit und helf uns mit Freuden zuſammen.

Was aber den Kranz anlangt, thu ich mich, herzlieber Junker, hoch und freundlich bedanken, daß ihr mich's habt wiſſen laſſen. Ich denke wohl, wir werden viel grobe Nachrede verurſachen, weil wir die Bräuche bei euch drunten nit wiſſen, da es alles drunten anders iſt als hier oben. Ich bitte euch, ihr wollt den Kranz machen laſſen, wie er ſein ſoll, und uns zuſchicken, wie ihr ſchreibt. Und über den anderen Kranz hat mich die Frau Nützelin*) berichtet, wie er ſein ſoll,

*) Margaretha Völker, eine Geſchlechterin aus Frankfurt, an Joachim Nützel, einen Geſchlechter in Nürnberg, verheiratet. Fichard a. a. O. S. 393.

und habe einen beſtellt mit goldenen Spangen, er ſoll ſchon recht gemacht werden. Mit dem Brautſtück bin ich nit wohl zufrieden, daß ihr mir nit ſchreibt, was ich für meine Schweſtern nehmen ſoll, denn ſie wollen nit ſagen, was ſie haben wollen; ich hab Sorge, ich nehme zu viel oder zu wenig, ich wollt es gern recht machen; ich hab vermeint, ihr werdet mich wiſſen laſſen, was und wie viel. Was das meinige anlangt, hoffe ich, ich will machen, daß ich daſſelbige verdiene.

Herzlieber Junker, ich hätte noch eine große Bitte an euch wegen der Schuh, wenn ich ſie thun dürfte und ihr mir es ohne Arg aufnehmen wollt. Es iſt aber doch eine Schande, daß ich euch damit bemühen ſoll, kann es aber nit umgehn. Ich hab Schuh machen laſſen und hab ſie die Frau Nützelin ſehen laſſen, ſo ſagt dieſe, ſie taugen gar nichts und ſeien auch gar groß, ſie müßten ganz klein ſein, man werde mich ſonſt gar ſehr auslachen; und hat mir gerathen, ich ſoll dem Junker ſchreiben und bitten, daß ſie drunten gemacht werden; weil ſie gebräuchlich ſind, ſo könnte man's beſſer machen denn hier oben, da man ſie hier gar nit trägt. Sie wollen mich auch gar nit verſtehn; wenn ich ihnen ſchon lange davon vorrede, ſo verſtehn ſie mich doch nit, habe gleichwohl auch nie einen geſehen. Schicke euch hiemit, herzlieber Junker, zwei Ducaten, bitt euch, ihr wollt's durch eine eurer Mägde beſorgen laſſen, ihr dürft nit damit bemüht ſein, ich begehr's gar nit. Sie dürfen nit gar koſtbar ſein, es ſeien nun die Wappen oder aber die Namen drauf, ſie dürfen auch nit groß ſein und nit lang.

Die Frau Mutter läßt euch bitten, ihr wollt ihr's nit vorübel haben, daß ſie euch auf euer Schreiben nit antwortet, ſie habe jetzt keine Zeit, ſie hat gar viel zu thun, ein andermal will ſie antworten.

Herzlieber Junker, ich weiß euch nichts zu ſchreiben, als geſtern bin ich auf der Hochzeit geweſen, da hab ich viel leiden müſſen, dieweil ihr nit hier ſeid und auch nit

herkommt, und hat mich der Nützel an eurer Stelle heimgeführt.

Ich weiß euch für diesmal nichts mehr zu schreiben, ich hab nit mehr Zeit, ich muß auf die Hochzeit gehn.

Nichts mehr, als ihr und all die Eurigen seid von mir und der Frau Mutter und Brüdern und Schwestern zu hunderttausendmalen freundlich gegrüßt, und Gott dem Allmächtigen in seinen Schutz und Schirm befohlen.

In großer Eile.

Eure getreue und liebe schwarze, so lang ich lebe im ♡
Ursula Freherin."

4.

„Edler, ehrenfester, freundlicher, herzlieber Junker! Euch sei mein freundlicher Gruß mit Wünschung aller Liebe und Treue zuvor.

Euer Schreiben hab ich wohl empfangen, und euer und aller der Eurigen Gesundheit mit herzlichen Freuden vernommen. Was mich und die Meinigen anlangt, sind wir, Gott Lob und Dank, noch wohl auf, Gott der Allmächtige erhalte uns länger beide Theile nach seinem göttlichen Willen und Wohlgefallen. Amen.

Was aber euer Schreiben anlangt, darin ihr schreibt, ihr wolltet verspüren meine Liebe und Gehorsam, so hab ich mich nit lange besonnen, dieweil die Zeit nunmehr kurz ist, und hab für mich und meine Schwestern ziemlich in den Beutel gegriffen, doch nit in der Meinung, daß das so alle Wege geschehen soll; und ist darin, herzlieber Junker, euer Befehl und Gehorsam ganz vollkommen ausgeführt. und thu ich mich und meine Schwestern zum höchsten und freundlichsten bedanken, und wollen wir uns, so Gott will, auch bald mündlich bedanken. Ich habe auch viel auf das gesehen, wo ihr schreibt, daß die Pferde auch schon gerüstet sind.

Ich hoffe, ich werde eurem Befehl nachgekommen sein, damit ihr der gefährlichen Reise überhoben werdet. Denn es

würde mich gewißlich auch ſchwer ankommen, wenn ihr um meinetwegen ſo große Gefahr ausſtehn ſolltet.

Herzlieber Junker, wir haben auch gern gehört, daß ihr noch in der letzten Herberg zu uns kommen wollt, denn es wird in Wahrheit wohl nöthig ſein, uns von aller Gelegenheit zu unterrichten.*) Gott der Allmächtige gebe Glück und Heil und helfe uns mit Freuden hinab. Die letzte Nachtherberge ſoll ſein Stockſtadt; der Herr Vater wird euch auch berichten, darnach ihr euch zu richten habt.

Auf diesmal nit mehr als: ihr, herzlieber Junker, Sohn und Tochter ſeid von mir und den Meinigen ganz freundlich gegrüßt und Gott dem Allmächtigen in ſeinen Schutz und Schirm befohlen.

In großer Eil.

Eure liebe getreue, ſo lange ich lebe im ♡ ♡
ſchwarze Urſula Freherin."

*) Nämlich von den Bräuchen der Einholung und dem feierlichen Einzug in die Stadt Franfurt. Dieſe Einholung auf dem freien Felde vor Oberrode geſchah mit einer Pracht, welche in den Patricierkreiſen des Franfurt von 1598 großes Aufſehen machte.

9.

## Deutſcher Landadel im 16. Jahrhundert.

Der deutſche Landadel war nach den erſten Jahren der Reformation in ſeiner Mehrzahl mißvergnügt über eine Lehre, welche ihm die Verſorgungsanſtalten für ſeine Kinder, Nonnenklöſter und geiſtliche Stifter, aufhob und ſeinen Bauern Aufregung und neue Gedanken gab. Und doch wurde dem ruheloſen Geſchlecht der bevorrechteten Schildträger die Umbildung der deutſchen Lehre vor Anderen zum Heil. Denn ſeit Luther begann ihre Verſöhnung mit den Forderungen und Beſtrebungen der anderen Stände, eine mürriſche und langſame Verſöhnung, welche im 18. Jahrhundert durch ihre Verwendung in dem Militärſtaat der Hohenzollern gefördert ward, in den Kämpfen des neuzeitlichen Staates ſich vollendet.

Im Aufgange des 16. Jahrhunderts ſtehn drei Namen deutſcher Adligen: Fronſperg, Hutten und Sickingen, welche man als Vertreter von drei Richtungen bezeichnen kann, in denen der Adel ſich damals geltend zu machen hatte, als tüchtige Kriegsleute, als Vorkämpfer der höchſten Forderungen in Staat und Kirche, als muthige Verfechter der Intereſſen des Grundbeſitzes nach oben. Aber befremdlich wird ſelbſt dem flüchtigen Blick, daß dieſen kräftigen Männern auf eine lange Folgezeit, bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, in ihren Standesgenoſſen ſo dürftige Nachfolge heranwächſt. Von Fronſperg bis auf den harten Mansfelder, den böhmiſchen Junker Albrecht Waldſtein und den wilden Reiterführer

Pappenheim hat das große Deutschland keinen adligen Feldherrn von mehr als gewöhnlicher Brauchbarkeit hervorgebracht. Es sind einige Landsknechtführer zum Theil von bürgerlichem Herkommen, wie Schärtlin, einige deutsche Fürsten fast alle mit mehr Anmaßung als Geschick, in der großen Mehrzahl Spanier und Welsche, welchen die Familie Kaiser Karl's V und ihre Gegner die werthvollsten Siege zu danken haben. Für das geistige Leben Deutschlands geschah seit Hutten durch den Adel noch weniger. Die lange Reihe der Reformatoren, Gelehrten, Dichter, Baumeister, bildenden Künstler, wie arm an adligen Namen! Eine Leere, welche erst im 17. Jahrhundert durch die Mitglieder des Palmenordens, den Verfasser des Simplicissimus und wenige adlige Reimer der schlesischen Dichterschule und des sächsischen Hofes unterbrochen wird! Man darf wohl fragen, wie es kommt, daß ein Stand, der so viele Angehörige hatte und in einer merkwürdig bevorzugten Stellung zum Volke stand, so wenig in den großen Gebieten geleistet hat, welche zur Hohenstaufenzeit vorzugsweise im Besitz der ritterlichen Genossen des Adels waren. Und sieht man näher zu, ob diese Untüchtigkeit vielleicht durch um so größere Anstrengungen für die praktischen Richtungen des Volkslebens aufgewogen war, so wird die trostlose Entdeckung nicht schwer sein, daß Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel durch mehre Jahrhunderte im kleinen adligen Grundbesitzer ihren größten Feind hatten. Auch das wohlwollendste Urtheil würde schwer finden, dem Landadel des 16. und des halben 17. Jahrhunderts einen besonders wohlthätigen Einfluß auf eine der großen Strömungen deutschen Lebens zuzuschreiben.

Kurz vor 1500 begannen unter dem neuen Kaiser Maximilian die denkwürdigen Versuche, dem zerrütteten Körper des Reiches eine neue Verfassung und die Möglichkeit eines neuen Lebens zu geben. Die großen Einrichtungen, welche Waffenruhe und Gesetzlichkeit allgemein machen sollten, waren der

ewige Landfriede und das Reichskammergericht. Langſam ſetzten ſie ſich durch, nicht ohne viele Störungen und Unterbrechungen. Mehr als hundert Jahre dauerte es und drei Menſchengeſchlechter ſtarben dahin, bevor der niedere Adel ſich an den Zwang der neuen Geſetze gewöhnte, während Fürſten und Städte, wie oft ſie ſelbſt feindlich gegeneinander haderten, beide das größte Intereſſe hatten, ihn zum Gehorſam zu zwingen. Der Adel verlor einen Theil ſeiner wilden und offenen Entſchloſſenheit, und eignete ſich vorzugsweiſe die Fehler der neuen Zeit an. Gleich einem beſiegten Stamm, dem der Ueberwinder neue Tracht, Sprache und Sitte aufdrängt, kränkelte das Geſchlecht der alten Raubgeſellen am Rhein und Neckar, an Elbe und Oder. Wie die Wandlung nach und nach geſchah, ſoll hier an einigen Beiſpielen gezeigt werden.

Ein glücklicher Zufall hat uns drei Selbſtbiographien deutſcher Adligen aus verſchiedenen Zeiten des 16. Jahrhunderts erhalten, die des Berlichingen, des Schärtlin, des Schweinichen, alle drei wohlbekannt, die erſte, ſolange es deutſche Sprache gibt, innig verbunden mit dem Namen des größten deutſchen Dichters. Die drei Männer, deren Blüthezeit in den Anfang, die Mitte und das Ende des großen Jahrhunderts fällt, ſind in Charakter und Lebensſchickſalen durchaus verſchieden, aber alle drei ſind Gutsbeſitzer, und jeder von ihnen hat ſeine Lebensereigniſſe ſo erzählt, daß man in die geſellſchaftlichen Zuſtände ſeines Kreiſes belehrende Einblicke erhält. Am bekannteſten iſt Götz von Berlichingen, ſeine Lebensgeſchichte am häufigſten (zuerſt 1731) gedruckt. Da auf ſeinem Bilde die Verklärung liegt, welche ihm Jahrhunderte nach ſeinem Tode durch das Gedicht Goethe's ward, ſo hat jetzt der Leſer ſeiner Biographie einige Mühe, die idealen Linien des Dichters von der Geſtalt des hiſtoriſchen Götz fern zu halten. Und doch iſt das nöthig. Denn wie beſcheiden und liebevoll auch Goethe die geſchichtlichen Züge verwerthet hat, der hiſtoriſche Götz ſteht in ſeiner wirklichen Umgebung

anders aus. Als er ſein Leben ſchrieb, ein Greis, in einer Zeit, der er fremd geworden war, weilte ſeine Erinnerung am liebſten bei den Reiterſtückchen ſeiner wilden Jugend. Daß ſein Treiben unfruchtbar für ihn ſelbſt und ſchädlich für Andere geweſen, vermögen wir ohne Mühe hinter den Zeilen zu leſen. Und vorzugsweiſe bemerkenswerth iſt, daß er in der Mitte ſeines Lebens gebrochen und gedemüthigt wurde, weil er bei dem großen Bauernaufſtande rathlos auf die falſche Seite gerieth. Um politiſche Fragen zu ſorgen war nicht ſeine Sache, kam er in eine Bedrängniß, ſo handelte er nach dem Rath ſeiner Gönner, größerer Landherren, welche ſeinen ſtarken Arm und beharrlichen Willen für ihre Zwecke gebrauchten. Als das Bauernheer über ſeinen Grund hereinbrach, wußte er ſich mit ſeinen Sippen keinen Rath und ſchrieb an einen Rathgeber. Die Antwort wurde durch ſeine Schwiegermutter und ſeine Frau unterſchlagen, er war dem eignen Urtheil überlaſſen und beſaß nicht Geſchick genug, ſich den drängenden Aufrührern zu entziehen. Wäre er geweſen, wie viele ſeiner Standesgenoſſen, etwa wie Marx Stumpf, ſo hätte er die Bauern trotz allem Gelöbniß verlaſſen. Aber treu dem Buchſtaben ſeines Wortes hielt er bei ihnen aus, ohne wirkliche Treue, nicht ohne zweideutige Handlungen, bis die vier Wochen, für die er ſich ihnen verpflichtet hatte, vergangen waren, er hielt aus, obgleich er in der That nicht ihr Führer ſondern ihr Gefangener war. Seitdem lebte er einige Jahre in enger Haft, lange Zeit unter ſtarken Freiheitsbeſchränkungen auf ſeinem Schloß. Um ihn tummelte ſich ein neues Geſchlecht in leidenſchaftlichem Kampfe, ihn ſelbſt bekümmerte fortwährend, daß er in der Bauernzeit doch als ehrlicher Reiter gehandelt habe, und daß er jetzt wieder ſein Wort halten und die Schritte zählen müſſe, die ihm aus ſeinem Burgthor zu ſchreiten vergönnt war. Nach ſechzehn Jahren einſamer Zurückgezogenheit ward er als alter Mann noch zweimal in die Kriegshändel eines jüngern Geſchlechts gerufen, die ihm keine Abenteuer

und keine Gelegenheit zu Ruhm und Beute brachten. Da er endlich zweiundachtzig Jahr alt auf seiner Hornburg in Frieden starb, war Luther seit sechzehn Jahren tot, Kaiser Karl V war vier Jahre vorher im Mönchskloster eingesargt worden, aber seine Selbstbiographie, obgleich in dem letzten Lebensjahre geschrieben, hat für die lange Zeit seit dem Jahr 1525 nur wenige Seiten. — Hier seien außer einem kleinen Abenteuer aus seiner frühen Jugend, welches zeigt, wie man sich damals in einer Dorfgasse raufte, Bruchstücke aus seinem Bericht über die Nürnberger Fehde mitgetheilt.

## Götz von Berlichingen.

„Um 1502. Ungefähr um Michaelis hat sich zugetragen, daß ich mit Neidhart von Thüngen, dem ich damals aufwartete, von Sottenberg herabgeritten bin. Als wir so fortziehen, werden wir zwei Reiter bei einem Hölzlein gewahr, an einem Dorfe, heißt Obereschenbach; das war Andreas von Gemünd, Amtmann zu Solleck, und sein Knecht, den hieß man den Affen. Nun hatte sich zuvor begeben, daß ich einst zu Hammelburg in die Herberge zu Herrn Neidhart und seinen Knechten gehn wollte, welche mehrentheils trunken waren, da war erwähnter Affe auch da, sehr voll und hatte viel Wind in der Nase, machte viel seltsame Reden und sagte: „Was will der Junker*) thun, will er auch zu uns?“ und dergleichen höhnische Worte, womit er mich aufzubringen vermeinte. Das verdroß mich in der Stille, und ich sagte zu ihm: „Was bedarf ich deiner Junkerei oder deines Gespöttes oder deiner Neckerei; wenn wir einmal im Feld zusammenstoßen, da wollen wir sehen, wer Junker oder Knecht sei.“ Jetzt nun, da wir von Sottenberg herabzogen, dachte ich, er wird's sein und mit seinem Junker reiten. Da ritt ich auf dem nächsten Weg

*) Götz wartete damals noch auf und hatte den Titel Junker nicht zu beanspruchen.

einen großen hohen Berg hinauf und brachte im Rennen den Pfeil auf die Armbruſt, und hinüber zu ihnen. Ich hatte aber noch weit bis zu ihm, da floh ſein Junker dem Dorfe zu, ſo daß ich dachte, er mahnt die Bauern auf, aber der Knecht, der Affe, hatte auch eine Armbruſt und floh ebenſo wie ſein Junker. Wie ich nun an ihn kam, mußte er in einem hohlen tiefen Weg dem Dorfe zu. Ich hatte noch weit bis an die Ecke, wo der Weg hineinging, ließ ihn in den hohlen Weg reiten und ſchoß ihn auf den Rücken. Nun hätte ich den Pfeil wohl wieder anf die Armbruſt bringen können, dachte aber, er wird das nicht abwarten, weil er auch einen Pfeil auf der Armbruſt hat. Da ich nun keinen Menſchen bei mir hatte, ſo ließ ich das mit der Armbruſt bleiben*) und ritt ihm nach in die Hohle hinein, und da er ſah, daß ich die Armbruſt nicht aufgebracht hatte, wartete er meiner am Dorfthor, bis ich faſt an ihn kam, da ſchoß er mich vorn auf den Krebs**), daß der Pfeil in Splitter ging, die mir über den Kopf hinausſprangen. Da warf ich ihm meine Armbruſt an den Hals, denn ich hatte keinen Pfeil darauf, das Schwert heraus und rannte ihn zu Boden, daß ſein Gaul mit der Naſe auf der Erde lag. Er aber kam allemal wieder auf und ſchrie immer die Bauern an, ſie ſollten ihm helfen. Und wie ich ſo im Dorfe mit ihm umherrannte, ſtand ein Bauer da, der hatte eine Armbruſt und ſchon den Pfeil darauf, ich auf ihn zu, ehe er zum Schuß kam, ſchlug ihm den Pfeil von der Armbruſt, hielt bei ihm, ſtieß das Schwert wieder ein, redete mit ihm, gab ihm Beſcheid und ſagte: ich gehörte zu Herrn Neidhart von Thüngen und wir wären auch gut fuldaiſch. Indem kam ein ganzer Haufe Bauern mit Schweinſpießen, Handbeilen, Wurfbeilen, Holzbeilen und Steinen, ſie umringten

*) Von zwei Armbrüſten einer Partei deckt eine die andere, indem ſie den Schuß bewahrt, bis die andere geſpannt hat. Der einzelne Schütze iſt während des Spannens wehrlos.

**) Bruſtharniſch.

mich — wirfſt du nicht, ſo haſt du nicht, ſchlägſt du nicht, ſo gilt es nicht — daß mir die Beile und Steine neben dem Kopf hin fuhren und mich däuchte, ſie berührten mir die Pickelhaube. Endlich lief ein Bauer heran, der hatte einen Schweinſpieß, auf ihn ritt ich zu, und als ich das Schwert wieder zog, ſchlug der Bauer und traf mich auf den Arm, daß ich dachte, er hätte mir den Arm entzwei geſchlagen, und wie ich nach ihm ſtach, fiel er mir unter den Gaul, daß ich nicht ſo viel Platz hatte mich nach ihm zu bücken. In Summa, ich brach durch, aber doch lief noch ein Bauer heran, der hatte ein Holzbeil, aber dem gab ich einen Treffer, daß er daneben auf den Zaun fiel. Nun wollte mein Gaul nicht mehr laufen, denn ich hatte ihn ganz verſchlagen, und mir war angſt, wie ich zum Thor hinauskommen möchte. Und wie ich demſelben zueilte, war gleich wieder einer da, der wollte das Thor zuſchlagen, aber ich kam doch hinaus, ehe er zuſchlug, und wie ich ein wenig vor das Thor hinauskam, war auch der Affe ſchon wieder da, und hatte wieder einen Pfeil auf der Armbruſt und vier Bauern bei ſich und ſchrie: her! her! her! und ſchoß damit wieder nach mir, daß ich den Pfeil auf der Erde prellen ſah. Ich demnächſt wieder auf ihn los, das Schwert heraus und jagte ſie alle fünf in das Dorf hinein. Da fingen die Bauern an und ſchlugen Sturm über mich, ich aber ritt davon, und wie ich wieder Herrn Neidhart zuzog, der gar weit draußen auf dem Felde hielt, ſahen wir allenthalben nach den Bauern, aber es wollte keiner mehr zu mir kommen. Als ich faſt bei Neidhart war, ritt ein Bauer daher mit dem Pfluge, dem Sturme nach, ich über ihn und fing ihn, daß er geloben und ſchwören mußte, mir meine Armbruſt wieder herauszubringen, denn ich hatte ſie nach dem Affen geworfen, als er mich, wie vorhin gemeldet, ſchoß, und hatte nicht ſo viel Weile gehabt, daß ich ſie wieder hätte langen mögen, ſondern mußte ſie im Wege liegen laſſen. —

Um 1512. Nun will ich niemand bergen, ich hatte Willen

auch denen von Nürnberg Feind zu werden, ging ſchon mit der Sache um und dachte: du mußt noch einen Handel mit dem Pfaffen, dem Biſchof von Bamberg, haben, damit die von Nürnberg auch in das Spiel gebracht werden. Ich warf alſo dem Biſchof fünfundneunzig Kaufmänner nieder, die unter ſeinem Geleit zogen, und ich war ſo fromm, daß ich nichts aus dem Haufen nahm, als was nürnbergiſch war. Der Nürnberger waren ungefähr an die dreißig, ich griff ſie am Montag nach unſeres Herrn Himmelfahrtstag am Morgen früh um acht oder neun Uhr an, und ritt denſelben Dienſtag, die Nacht und am Mittwoch darauf mit den Kaufmännern immer fort. Ich hatte meinen guten Hans von Selbitz bei mir und waren wir unſer auch dreißig. Der andern Reiſenden aber waren viele, die ſchob ich immer von mir, ein Häuflein nach dem andern, wo mich dünkte, daß ein jeder hingehörte. Und mein Reitgeſell, Hans von Selbitz, wurde vierzehn Tage darauf von ohngefähr auch des Biſchofs von Bamberg Feind und brannte ihm ein Schloß und eine Stadt aus mit Namen, wenn ich's recht behalten, Vilseck, ſo daß das Geſchäft zwei Kappen brachte. —

Damit ein jeder wiſſe, wie und warum ich mit denen von Nürnberg zu Krieg und Fehde gekommen bin, ſo iſt das die Urſache. Fritz von Littwach, ein markgräflicher Diener, mit dem ich als Knabe und im Harniſch auferzogen bin, der mir auch viel Gutes gethan, der iſt einſt ganz in der Nähe von Onolzbach heimlich verloren gegangen, gefangen und hinweggeführt worden, daß lange Zeit niemand wußte, wo er hingekommen war oder wer ihn hinweggeführt hatte. Lange darauf warf der Markgraf einen Verräther nieder, der ihn verrathen und den Reitern, die ihn niedergeworfen hatten, alle Wahrzeichen gegeben hatte. Da erfuhr man zuerſt, wo Fritz von Littwach hingekommen wäre. Da habe ich Herrn Hans von Seckendorf, der ſelbiger Zeit markgräflicher Hofmeiſter war, als meinen Verwandten, der mir Gutes gönnte,

angeſprochen und gebeten, daß er mir das Bekenntniß des Verräthers verſchaffte. Dadurch wurde erſichtlich, daß es Diener der von Nürnberg gethan haben ſollten, auch iſt anzunehmen, daß er in ihre Häuſer und Frohnveſten geführt worden ſei. Das iſt der eine meiner Gründe gegen die von Nürnberg.

Ferner hatte ich einen Knecht gedungen mit Namen Georg von Gaislingen, der hatte mir verſprochen in meinen Dienſt zu treten, den haben die von Nürnberg bei ſeinem Junker Euſtach von Lichtenſtein hart verwundet und erſtochen, auch ſeinen Junker hart verwundet, dieſer aber iſt am Leben geblieben. Obgleich nun viele Andere den Nürnbergern wegen des Fritz von Littwach feindlich ſein wollten, ſo habe ich doch keinen gemerkt, der der Katze die Schellen angehängt, wie man zu ſagen pflegt, oder die Sache angegriffen hätte, als der arme treuherzige Götz von Berlichingen, der nahm ſich beider an. Dieſen Grund habe ich gegen die Nürnberger auf allen Tagen, an denen ich mit ihnen vor den Commiſſarien Kaiſerlicher Majeſtät, auch vor geiſtlichen und weltlichen Fürſten verhandelte, ſtets und allerwege angezeigt und dargethan.*)

Ich will nun weiter anzeigen, wie es in der nürnbergiſchen Fehde mir und meinen Verwandten gegangen iſt. In summa summarum, das Reich verordnete vierhundert Pferde gegen mich, worunter Grafen und Herren, Ritter und Knechte waren, — ihre Fehdebriefe ſind noch vorhanden, — und kam

*) Wie Götz verfährt, iſt charakteriſtiſch. Er will mit den reichen Nürnbergern in Fehde kommen, wirft ihre Kaufleute nieder und ſucht nach Grund zur Fehde, ihm genügt die Vermuthung, daß die Nürnberger einen guten Kameraden in Haft hielten, gleichviel aus welcher Urſache, und die Thatſache, daß ſie in einer andern Fehde einen Knecht erſtochen haben, den er hatte in Dienſt nehmen wollen. Von Fritz von Littwach iſt nicht weiter die Rede, als Götz genöthigt wird ſich mit den Nürnbergern zu vertragen. Daß Götz die Veranlaſſung vom Zaun gebrochen, war, wie aus dem Folgenden erſichtlich wird, ſelbſt damals auffallend.

ich und mein Bruder in die Acht und Aberacht, und in etlichen Städten ſchoſſen die Pfaffen und Mönche auf der Kanzel mit Lichtern nach mir und erlaubten mich den Vögeln in den Lüften, die ſollten mich freſſen, und ward uns Alles genommen, was wir hatten, ſo daß wir nicht einen Schuh breit mehr behielten. Da galt kein Feiern, wir mußten uns verbergen, und dennoch that ich meinen Feinden ziemlichen Schaden an Gütern und ſonſt, ſo daß ſich Kaiſerliche Majeſtät etlichemal dazwiſchen gelegt und ihre Commiſſarien verordnet hat, die zwiſchen uns handeln und alle Sachen richten und vertragen ſollten; dadurch hat mir Kaiſerliche Majeſtät viele Anſchläge verhindert und um mehr als zweihunderttauſend Gulden Schaden gethan, denn ich wollte damals Gold und Geld von den Nürnbergern mir zu Wege gebracht haben. — Und wollte ich damals den von Nürnberg wohl all ihr Kriegsvolk, auch den Bürgermeiſter ſelbſt, der eine große goldene Kette am Halſe hängen hatte und einen Streitkolben in der Hand hielt, auch alle ihre Reiſigen und ein Fähnlein Knechte mit Gottes Hilfe geſchlagen, gefangen und niedergeworfen haben, als ſie gegen Hohenkrähen zogen, ich war auch ſchon zu Roß und Fuß dazu geſchickt und gefaßt, ſo daß es nicht anders als gewiß war, daß ich ſie ganz in meine Hände bekam. Da hatte ich aber gute Herren und Freunde, deren Rath bat ich, ob ich Kaiſerlicher Majeſtät zu Ehren den von demſelben angeſetzten Tag beſuchen, oder ob ich meinen Anſchlag ins Werk ſetzen ſollte. Da war nun ihr treuer Rath, ich ſollte der Kaiſerlichen Majeſtät zu Ehren den Tag beſuchen. Ihnen folgte ich zu meinem großen merklichen Schaden. —

Ich wußte, wann die Frankfurter Meſſe war, da zogen die von Nürnberg aus Würzburg heraus zu Fuß gen Frankfurt dem Speſſart zu, die Kundſchaft war gemacht und ich warf fünf oder ſechs von ihnen nieder, darunter war ein Kaufmann, den ich zum dritten Mal und in einem halben Jahre zweimal gefangen und einmal an Gütern beſchädigt hatte, die

Andern waren eitel Ballenbinder zu Nürnberg. Ich ſtellte mich, als wollte ich ihnen allen die Köpfe und Hände abhauen, aber es war mein Ernſt nicht, und ſie mußten niederknien und die Hände auf die Stöcke legen, da trat ich etwa Einem mit dem Fuß auf den Hintern und gab dem Andern eines ans Ohr, das war meine Strafe gegen ſie, und ließ ſie ſo wieder von mir fortziehen. Und der Kaufmann, den ich ſo oft niedergeworfen hatte, machte das Kreuz vor ſich und ſagte: „Ich hätte mich eher des Himmels Einfall verſehen, als daß ihr mich heut niederwerfen würdet. Denn erſt vor wenig Tagen haben unſer an hundert Kaufleute zu Nürnberg auf dem Markte geſtanden, da iſt auf euch die Rede gekommen und ich habe gute Kundſchaft gehabt, daß ihr eben erſt in dem Walde, dem Hagenſchieß, geweſen ſeid und dort Güter angreifen und niederwerfen wolltet.“ Und ich ſelbſt habe mich gewundert, daß in ſo kurzer Zeit das Geſchrei von meinem Hin- und Herreiten hinauf gen Nürnberg gekommen iſt. — Bald darauf hat ſich die Kaiſerliche Majeſtät in die Sache geſchlagen und dieſelbe zu Würzburg verglichen und aufgehoben.“ — So weit Götz.

## Schärtlin von Burtenbach.

Sebaſtian Schärtlin gehört für ſeine Perſon nicht ganz in die Reihe. Er iſt nicht von adliger Herkunft und hat die Ritterwürde ſeiner militäriſchen Begabung zu danken. Im Jahre 1498 geboren, machte er ſeine Schule unter Fronſperg, und war von 1518 bis 1557 faſt in allen deutſchen Kriegshändeln thätig, im Dienſte des Kaiſers, der Stadt Augsburg, eine Zeit lang auch im Solde Frankreichs, als er wegen ſeiner Theilnahme am Schmalkaldiſchen Kriege gezwungen wurde Deutſchland zu verlaſſen. Er hatte mehr als einmal große Heere befehligt, und ſtand als entſchloſſener, vielerfahrener Feldhauptmann in allgemeinem Anſehen. Zu Götz iſt er ein merkwürdiges Gegenbild. Jener der adlige Reiter, dieſer der

bürgerliche Landsknechtführer, Götz der gemüthliche Speergesell, Schärtlin der praktische Geschäftsmann. Beide haben ein Leben voll von Abenteuern, nicht frei von unverantwortlichen Thaten geführt; beide sind im hohen Greisenalter gestorben; aber Götz versplitterte Zeit und Gut in Raubzügen und Reiterhändeln, Schärtlin half die Geschicke Deutschlands entscheiden. Götz verstand so wenig seine Zeit und seinen Vortheil, daß er, der Aristokrat, sich zum Strohmann der demokratischen Bauern gebrauchen ließ, Schärtlin verstand seine Zeit so gut, daß er nach dem unglücklichen Schmalkaldischen Kriege als reicher Mann in die Schweiz abzog und wenige Jahre darauf wieder siegreich in alle Ehren eingesetzt wurde. Götz hatte sein Lebelang ein starkes Gelüst nach Kaufmannsgold und hat doch aus allen seinen kecken Raubzügen schwerlich viel in seiner Truhe erhalten, Schärtlin machte sich Geld in allen Feldzügen, kaufte ein Gut nach dem andern und wußte seine Dienste so hoch als möglich zu verwerthen. Beide erwiesen Charakter und Parteitreue, beide waren Kriegsleute von Ehre im Sinne ihrer Zeit, und beide hatten für unser Urtheil ein zu weites Reitergewissen. Aber Götz, über dessen Mangel an Einsicht wir zuweilen lächeln, ist vorzugsweise beutelustig und doch in seiner Art peinlich gewissenhaft, Schärtlin überall der kluge, geschäftskundige, zuweilen großartige Egoist. Alle guten Eigenschaften des absterbenden Ritterthums sind in der einfachen Seele des Besitzers von Hornburg vereint, der Herr von Burtenbach dagegen ist in seinem Wesen durchaus Sohn der neuen Zeit: Soldat, Händler, Diplomat. Beide waren im Jahre 1544 bei dem kaiserlichen Heere, welches in Frankreich einfiel, Schärtlin in voller Manneskraft als einer der Feldhauptleute, Götz als grauer Reiter mit einem kleinen Haufen gesammelter Knechte; Schärtlin wurde noch in demselben Jahre kaiserlicher Großmarschall und Generalcapitän und machte sich siebentausend Gulden, Götz ritt allein, krank an der Ruhr, hinter den heimkehrenden Heerhaufen nach seinem Schlosse

zurück. Beide haben uns mit fester Kriegerhand ihr Leben geschrieben, am wenigsten geschickt und geordnet Götz, und doch wird man seine Lebensbeschreibung mit größerer menschlicher Theilnahme lesen als die des Schärtlin; denn Götzens Freude ist, seine Reiseabenteuer zu erzählen, wie man beim Glase Wein, unter guten Gesellen Erinnerungen aus alter Zeit lebendig macht; Schärtlin berichtet verständlich der Zeitfolge gemäß und gönnt dem Leser manchen trockenen aber lehrreichen Bericht über Staatshandlungen, aber von seinen persönlichen Verhältnissen erzählt er am liebsten den Betrag seines Gewinnes und ärgerliche Händel mit seinen Gutsnachbarn.

Diese Händel nun, wie einförmig sie verlaufen, dürfen hier die größte Antheilnahme beanspruchen. Denn gerade an ihnen wird deutlich, wie sehr sich seit dem Anfange des Jahrhunderts das Treiben des Landadels geändert hat. Noch immer lodert wie in des Berlichingers Jugend die Fehdelust in den begehrlichen Seelen auf, noch immer ist rohe Gewaltthat häufig und zahlreich werden Duodezkriege vorbereitet; aber das alte Selbstgefühl ist gebrochen, drohend schwebt das Gespenst des Landfriedens und Kammergerichts über den Hadernden, schnell mischen sich Nachbarn und gute Freunde ein, und dem kaiserlichen Befehl, wie dem Willen des Landesfürsten trotzt auch der Wilde selten ungestraft. An die Stelle offener Fehde treten plötzliche Ueberfälle, hinterlistige Streiche, statt der Armbrust und des Schwertes gebrauchen die Gegner andere nicht weniger schneidende Waffen, Verleumdung, Bestechung und geheime Umtriebe. Auch in den früheren Jahrhunderten hatte man Spottlieder bezahlt und gern gehört, und die fahrenden Sänger hatten sich dadurch gefürchtet gemacht, daß sie einem kargen Wirth an hundert Herdfeuern Böses nachsangen. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts aber rief die große Beliebtheit der Flugschriften außer zahllosen Gelegenheitsliedern auch längere Gedichte, die zum Lesen geschrieben waren, hervor. Und der kleinste Briefmaler oder Buchdrucker, jeder Buchbinder,

der nach damaligem Brauch den Vertrieb kleiner Druckſachen beſorgte, vermochte für wenig Geld den Feind ſeines Gönners um ſo mehr zu kränken, je bekannter der Name des Abgeſungenen war.

Schärtlin erzählt ſelbſt:

„Anno 1557. In dieſem Jahre habe ich, Sebaſtian Schärtlin, die Herrſchaft Hohenburg ſammt Biſſingen*) und Hohenſtein von einem böhmiſchen Herrn, Woldemar von Lobkowitz, und von Hans Stein um zweiundfünfzigtauſend Gulden erkauft, und in Beiſein meines Sohnes, meines Tochtermanns und vieler Andern vom Adel am St. Matthäustag eingenommen und von den Unterthanen zu Biſſingen auf dem Markt die Huldigung empfangen. Denſelben Sommer habe ich das Schloß Hohenſtein wieder erneuert und ſo ausbeſſern laſſen, daß man es bewohnen konnte. Um St. Michaelistag iſt mein Sohn mit Weib und Kindern dorthin gezogen, hat dort zu hauſen angefangen und hat rohe und gebrannte Steine, Holz und Kalk zum Bau des Schloſſes Biſſingen zugerüſtet und im Winter den Brunnen zurichten laſſen. Dazu haben mir die benachbarten Prälaten ſchöne eichene Hölzer gegeben, und mit ihren und der Stadt Donauwörth Roſſen, auch mit allen benachbarten Bauern ſind die Fuhren gethan.

Anno 1560, den 18. September hat mir Graf Ludwig von Oettingen meinen Bauer von dem Reutmannshof gefangen nach ſeinem Amte Harburg führen laſſen, wo der Bauer weder zu beißen noch zu brechen hatte, weil er und ſeine Söhne ſich gegen etliche öttingiſche Bauern, die ihm ein Gatter aufgemacht und mit Gewalt über ſein Land gefahren ſind, gewehrt und einen Zank mit denſelben angefangen, doch niemanden verwundet hat. Und am Montag darauf iſt der Graf mit fünfhundert Bauern und fünfzig Pferden mit gewalt-

*) Hohenburg und Biſſingen lagen im Oettinger Gebiet. Die Grafen von Oettingen beanſpruchten die Oberlehnshoheit über dieſe Güter.

thätiger Hand in mein Holz gefallen, wo er doch keine obrigkeitlichen Rechte hatte, hat meine Eicheln abschütteln lassen, und hat mit Weibern und Kindern und Wagen das Meine, ohne mich zu warnen, ohne mir aufzusagen, mit Gewalt hinweggeführt. Als ich nun am selbigen Tag zu Bissingen ankam und solches alles erfuhr, bin ich und meine beiden Söhne mit unserm Vetter Ludwig Schärtlin und Hans Rumpolt von Elrichshausen zweiunddreißig Pferde stark in seine Grafschaft gezogen, und haben einen Bauer dicht am Schloß zu Harburg und zwei seiner Unterthanen von Korbach dagegen gefangen und nach Bissingen in das Schloß geführt. Und weil seine Reiter und Schützen nach ihrem Einfall nahe an Bissingen mit Abschießen und großem Prangen bei der Nase vorübergezogen sind, so bin ich, um das auszugleichen, mit gemeldeten Reitern auf Harburg zugeritten, den Gegner zu einem Scharmützel zu bewegen, aber niemand wollte zu uns heraus. Doch zuletzt schossen sie mit Doppelhaken auf uns. Der Graf ritt am Donnerstag darauf nach Stuttgart zu einem Schießen, und da er wohl voraus wußte, daß ich ihm nicht nachgeben würde, hat er mich bei Seiner Fürstlichen Gnaden, dem Kurfürsten und Pfalzgrafen, andern Grafen, Herren und Adel übel ausgeschrien, und sich unterstanden, mir dadurch Ungnade und Ungunst aufzulegen. Insbesondere Herzog Christoph zu Würtemberg, der mir sonst zu Gnaden gewogen gewesen, hat mir dies Jahr hundert Gulden Gnadengeld, die er mir gab, unerwartet aufgekündigt. Der Graf hat auch seinen Bruder, den Grafen Friedrich, so auf mich gehetzt, daß auch dieser später sich mit thätlicher Hand gegen mich erhob. — Darauf haben sich beide Grafen zu Roß und Fuß verstärkt, wogegen auch wir hundert gute kriegserfahrene Schützen in das Schloß Bissingen brachten, und der Zulauf von Kriegsvolk wurde auf beiden Seiten groß. Und es haben die Grafen mich und die Meinigen schmählich mit Liedern und andern Gedichten, mit Sprüchen und Schriften unter das Volk

gebracht, auch vor die Kaiserliche Majestät, vor Kur- und andere Fürsten, Grafen und Herren. Haben mich einen Aufrührer und friedlosen Landfriedensbrecher gescholten, mich auch für ihren Incola, Landsassen und Unterthan, auch Lehnsmann, der ihnen doppelt verpflichtet sei und seine Amtspflicht vergessen habe, allenthalben mit Lügen ausgegeben, in der Hoffnung, mich und die Meinigen durch Unwahrheit so zu verdämpfen. Während ich mich nun eines großen Auflaufs und Ueberzugs versehen mußte, haben sich der Pfalzgraf Herzog Wolfgang und Herzog Albrecht zu Baiern, als die nächsten Fürsten, darein gelegt, haben beiden Theilen geschrieben Frieden zu halten, und sich erboten mit Herzog Christoph gütlich darin zu verhandeln, doch so, daß man beiderseits die Gefangenen frei und das geworbene Kriegsvolk laufen lasse. Das bewilligte ich, doch weil Graf Ludwig von Oettingen, genannt Igel, allen Unrath angefangen, forderte ich, daß er's zuerst thun solle. Aber der Graf hat die Leute nicht frei lassen wollen, sondern hat den Ratzebauer, der allein mein Unterthan ist und zu Oettingen weder gelobt noch geschworen hatte, vor das Malefizgericht gestellt. Und in Ewigkeit wird nicht bewiesen werden, daß ich und die Meinen jenem durch den Kauf mit Recht unterthan geworden sind, sondern wir haben Hohenburg und Bissingen sammt Zubehör als ein freies Gut und als eine Herrschaft, die unlehnbar ist und das Halsgericht hat, erkauft. Dennoch haben uns die Fürsten nicht zusammenlassen wollen, haben uns Beide vielfältig ermahnt Friede zu halten, darauf habe ich mein geworben Kriegsvolk beurlaubt und bei dieser Tragödie recht wohl gemerkt, daß Herzog Wolfgang, der zuvor mein gnädiger Herr war, mir auch abgefallen und feindselig geworden ist. Aber ungeachtet aller fürstlichen Unterhandlungen ist Graf Ludwig doch an einem Abende mit vielen Pferden und etlichen hundert Bauern gegen das Schloß Bissingen gerückt, hat mit unsern Reitern, von denen etliche im Felde waren und etliche

herauskamen, ein Scharmützel angefangen, bei welchem keiner viel Schaden empfing. Da die Feinde nichts ſchaffen konnten, ſind ſie wieder mit Spott abgezogen.

Dies alles hab' ich beim Kammergericht angebracht und Graf Ludwig's mir zugefügte verbrecheriſche Handlungen geklagt, und habe ſo gehofft, wie mir auch gelungen, ich wollte dieſe Sache im Wege Rechtens durchführen, beſonders weil ſich die Fürſten parteiiſch zeigten.*) Unterdeß hat Graf Igel mich allenthalben jämmerlich mit gedruckten Schriften und ſchmählichen Liedern verſtänkert und im Beiſein der Grafen von Mansfeld meinem Sohne Hans Baſtian auf ſeinem Wappenſchild über dem Wirthshaus den Zuſatz „Herr von Biſſingen" ausgethan, den doch nicht mein Sohn ſelbſt, ſondern der Wirth hinzugefügt; und Graf Friedrich hat zu Buchenhofen auf der Kirchweih öffentlich ſeinen Vogt ausrufen laſſen, wenn ein Schärtlin'ſcher hinzukomme, ſolle jeder auf ihn ſchlagen.

Anno 1561 in der Faſten iſt Graf Lothar zu Oettingen nach Augsburg gekommen, hat mir viel Gutes ſagen laſſen, ihm ſei leid ſammt ſeinen andern Brüdern, daß Graf Ludwig ſo unſchicklich gegen mich handle. Auch ließ er mir klagen, da der Bruder ihm nicht ſein Heiratgut, auch keine Reſidenz geben wolle, ſo wolle und müſſe er feindlich gegen ihn handeln und laſſe mich bitten, ihm einen Reiterdienſt zu thun. Darauf bedankte ich mich für ſein Mitgefühl und beklagte ihn, daß es ihm auch nicht nach Willen ginge, ließ ihm aber dabei ſagen, ich ſtände zu ſeinem Bruder auf gebotenem Frieden und hinge mit ihm am Kammergericht, ich ſteckte auch

*) Die Fürſten waren auf Seiten ihres Standesgenoſſen, deſſen Geſchlecht, wie bekannt, dem hohen Adel angehörte. Ihr Kampf für die Oberhoheit über adlige Güter hat im 16. Jahrhundert viele Schlachtfelder, und Schärtlin erſchien ihnen beſonders anſpruchsvoll, da ſein Geburtsadel ſehr zweifelhaft war. Wer in dem letzten Grunde des Streites, von dem wir auch aus andern Quellen wiſſen, das beſſere Recht hatte, iſt hier gleichgiltig.

meine Füße nicht gern zwiſchen Thür und Angel; wenn er aber ſonſt Reiterarbeit hätte und mir's berichtete, wollte ich ihm Knecht, Pferd und Harniſch nicht verſagen.

Am heiligen Himmelfahrtstage pflegt man jährlich zu Biſſingen hinterm Schloß einen Jahrmarkt und Tanz zu halten, auch zu ſchießen, wobei mein Sohn Hans Baſtian in dieſem Jahr ſelbſt war und Geſellſchaft leiſtete. Da haben beide Grafen, Ludwig und Friedrich, den Vogt von Unterbiſſingen ſammt einem andern reiſigen Knecht gerüſtet mit fünf Hakenſchützen auf den Platz geſchickt. Sie haben ſich dort aufgeſtellt und den Platz halten wollen. Die hat mein Sohn angeredet, was ſie ſich ſo bewaffnet aufſtellten? Dem hat der Vogt geantwortet, ſeine Herren hätten ihn dieſen Platz zu halten daher geſchickt, und die hohe Obrigkeit gehöre dem Grafen von Oettingen zu. Dem hat mein Sohn widerſprochen. Die Eltern der Grafen hätten ſie verkauft und ſie gehörte mir zu, ſie ſollten ſich hinwegmachen. Darauf iſt der Vogt mit den Worten weggeritten, er wollte bald in anderer Geſtalt wiederkommen, und alsbald haben ſich vom Fußſteig her Reiter und Fußvolk ſehen laſſen, worauf mein Sohn etliche Diener und Unterthanen ins Schloß und auf den Kirchthurm ſchickte, den Feind zu erwarten. Plötzlich ſind die Gräflichen ungefähr mit vierzig Pferden und dreihundert zu Fuß ſpornſtreichs daher geritten und gelaufen, haben in meinen Sohn, meinen Vetter Ludwig, in die Schützen und Unterthanen geſtochen und geſchoſſen; ſind auch vom Platz bis zu den Schranken des Marktes gedrungen und haben das Thor mit Uebermacht geſchloſſen. Dagegen hat mein Sohn ſich ſammt den Seinen zur Wehre geſtellt, auch ſo gut er vermochte, auf ſie geſchoſſen, aus der Hand und vom Schloß und von den Thürmen, hat dabei dem Grafen zwei Pferde erſchoſſen und zwei Mann verwundet, einen in den Leib, den andern in den Schenkel, hat ſich ſo ihrer erwehrt und ſie wieder in die Flucht getrieben. Aber ihm und den Seinen iſt nichts widerfahren, Gott Lob!

Als aber mein Sohn mit den Seinen wieder in das Schloß zog, zur Nacht aß und nichts mehr beſorgte, zogen ſie um ſechs Uhr wieder heran, und Graf Lothar, der ehrbare Mann, der mir vorher viel Gutes hatte ſagen laſſen, that mit vier ſtarken Büchſen auf Rädern bis an dreißig Schüſſe in das Schloß und zerſchoß wohl zwölf Ziegel. Um neun Uhr zogen ſie wieder ab nach Unterbiſſingen, verſtärkten ſich die Nacht und kamen beide Grafen mit Geſchütz und Leuten am Morgen wieder. Da mein Sohn und mein Vetter Ludwig nichts Weiteres beſorgt hatten, waren ſie am Morgen früh zu mir geritten; deshalb ging der Bürgermeiſter und etliche vom Rath zu den Feinden hinaus und frugen ſie, was ſie damit beabſichtigten, es ſei niemand im Schloß als die Frau mit den Kindern, auch ſtünden die Herrſchaften im Rechtsſtreit und kaiſerlichen Frieden. Darauf antwortete der Beamte von Harburg, ſie ſeien geſtern und auch noch heut nur in guter, freundlicher Meinung hergekommen, ihrer Herren oberſte Rechte zu ſuchen, man habe aber auf ſie geſchoſſen und ihnen großen Schaden gethan. Sie wollten auch heut den Platz beſetzen, wenn man aber auf ſie ſchöſſe, ſolle man ſehen, was ſie dagegen thun würden. Darauf antworteten die von Biſſingen: ſie wären arme Leute, man möchte thun, was zu verantworten ſei. Darauf zogen abermals die Gräflichen, zweihundert Mann ſtark, wieder mit vier Büchſen und einer Trommel auf den Platz, thaten etliche Tänze, tranken und jeder nahm ein Laub von der Linde. Mit ſolchem Trutz und Schießen zogen ſie ab und hatten einen Hinterhalt von zweitauſend Mann. — Das habe ich der Kaiſerlichen Majeſtät und darauf beim Kammergericht angezeigt und geklagt, darauf ſind beiden Theilen Mandate gekommen, bei Ungnade und Strafe der Acht de non ulterius offendendo ſolle man ſich nicht weiter beleidigen, und eine Citation, zum 20. Auguſt beim Kammergericht zu erſcheinen, welches alles den Grafen inſinuirt wurde, worauf beide Grafen unſchicklich antworteten, es ſei

Alles erlogen. Ich habe aber außerdem wegen Injurien protestirt.

Aus oben erzählten Gründen und weil das feindliche Wesen kein Ende nahm, auch weder Gericht noch Recht helfen konnte, habe ich nothgedrungen, um meiner Ehre willen, zur Abwehr der Belästigungen vermeldeter beider Grafen, ein Ausschreiben an die Römische Kaiserliche Majestät, an Kur- und Fürsten, Grafen, Herren, Städte und Stände des heiligen Reiches, auch an die fünf Viertel des Adels und gemeiner Ritterschaft gesendet, habe auch den Ständen des landsbergischen Vereins mündlichen Bericht abgestattet, sie und ihren Oberhauptmann, meinen gnädigen Herrn zu Baiern, dem ich als Stellvertreter bestellt bin, ferner die Stadt Augsburg, deren Diener ich bin, von der ganzen Handlung wohl informirt, und sie allesammt insbesondere um Rath, Hilfe oder Beistand gebeten. Diese haben ein drohendes Schreiben an die Grafen gerichtet, sie ermahnt, mich und die Meinen bei Frieden und Recht zu lassen, mit dem Zusatz, wenn dieses nicht geschehe, würden sie mich nicht verlassen. Mir aber haben sie gerathen, nichts als das Recht anzuwenden. Und weil so viele schändliche Lieder und Sprüche über mich ausgegangen sind, hat einer, dem ich vielleicht Gutes gethan, auch einen schönen Pasquillus und Lied von gemeldetem Grafen Igel von Harburg gemacht, und hat ihn ziemlich wohl angebunden.

Am 3. October ist Igel fünfzehnhundert Mann stark zu Fuß und zu Roß, darunter etliche Landsknechte, sammt fünf Stück grobem Geschütz gegen meinen Vetter Ludwig zu Oberringingen gezogen, hat ihm etliche vom Adel hingeschickt und hat ihn auffordern lassen, sein Haus zu übergeben. Ludwig Schärtlin aber hatte, wie ihm zwei Tage vorher von mir befohlen worden, drei Landsknechte und von meinem Sohn zu Bissingen etliche Doppelhaken, Handgeschütze, Pulver und Blei zu sich hereingenommen. So wollte er den Sturm abwarten, da er von mir väterlichen Ersatz bei ritterlicher Treue und

Glauben hoffte. Er iſt ſelbſt zu denen vom Adel hinausgegangen und hat ihnen mit drohenden Worten geantwortet, wenn Graf Igel freundlich und nachbarlich zu ihm käme, wie ſeine Brüder wohl gethan, ſo wolle er ſeinen ſauern Wein mit ihnen theilen, aber dergeſtalt könne er ſein Haus nicht öffnen. Er habe ein Haus für ſich ſelbſt und nicht für den Grafen von Oettingen, und der Graf werde einen Kriegsmann darin finden. Jeder Theil zog ſich hinter ſeine Deckung, der Graf aber ſchanzte ſich in den Vorhof ein, ſchoß ihm die Zinnen von den Thürmen, alle Fenſter, Dächer und Eſſen und zwei Perſonen. Ludwig Schärtlin dagegen wehrte ſich tapfer, erſchoß dem Grafen einen Büchſenmeiſter und noch eine Perſon, ſchädigte auch ſonſt viele vom Kriegsvolk, von denen etliche ſpäter ſtarben. So haben ſie es vom Morgen ſieben Uhr bis zu ſechs Uhr in die Nacht feindlich gegeneinander getrieben. In der Nacht hat Ludwig dem Grafen Lärmen und große Unruhe gemacht, ſich auch unterdeß befeſtigt und am Morgen wieder nach ſeiner Zuſage tapfer gewehrt. Aber als ich, Sebaſtian Schärtlin, Ritter, ſolches erfuhr, habe ich eilends vierhundert Knechte, darunter gute Schützen aus Augsburg, nach dem Rath Herzog Albrecht's von Baiern vorlaufen laſſen, habe ſie mit Pulver, Blei, Fußeiſen und gutem Kriegsgeräth auf Biſſingen geſchickt. Ich habe ſechsundzwanzigtauſend Gulden zuſammengerafft, Sturmhüte, Pulver und Blei beſorgt, aus der Stadt Memmingen etliche Wägen und Geſchütz, einen großen Haufen Landsknechte, auch Reiter, ſo viel ich von den Nachbarn erhielt, Alles zum 4. nach Burtenbach beſchieden, und ich ſelbſt kam Abends dahin, als ich Alles in Bewegung geſetzt hatte. In derſelben Nacht ſind Graf Wolf und Graf Lothar von Oettingen in Perſon freundlich zu mir nach Burtenbach gekommen, haben mir geklagt, daß auch ihnen ihr Bruder Graf Ludwig von ihrem väterlichen Erbtheil nichts geben wolle, und haben mich gebeten mich mit ihnen zu verbinden. So wurde zwiſchen uns ein geſchriebener, beſiegelter

Vertrag gemacht, daß die beiden Grafen ihren Bruder Friedrich mit seinem Geschütz auch auf unsere Seite bringen und ihre Macht zu Fuß und Roß vereinigen sollten, ich aber wollte fünftausend Knechte oder andere Reiter aufbringen und die Kosten des Krieges auslegen. Doch wenn ich die jungen Grafen zu ihrem väterlichen Erbtheil brächte, sollten sie zwei Drittel und ich ein Drittel von den Kriegskosten bezahlen. Wir hofften, Graf Igel sollte vor Oberringingen verharren und, im Fall er es eroberte, vor Bissingen ziehen meinen Sohn zu belagern, der Graf aber hat sich am Morgen des 4. October erhoben und ist schändlich wieder abgezogen, nachdem er meinem Vetter den Vorhof und das ganze Dorf verwüstet, zerschlagen, geplündert und Alles, Weiber und Kinder genommen, gestohlen, geraubt, weggeführt und getrieben. Doch fehlte wenig, daß mein Vetter ihm das eine Geschütz abgenommen hätte. — — Aber als der Graf Igel vernommen, daß seine eigenen Brüder und ich uns verglichen hatten — Graf Friedrich ausgenommen, der nicht mit ihm und nicht wider ihn handeln wollte — ist er aus dem Lande geflohen und zum Pfalzgrafen Herzog Wolfgang und dann zu Herzog Christoph von Würtemberg geritten, hat große Sachen gelogen und vorgegeben, daß ich mit Hilfe Kaiserl. Majestät, Baierns, Augsburgs und des landsbergischen Vereins ihn von Land und Leuten vertreiben wollte.

Dazwischen habe ich mich verstärkt und wollte in zwei Tagen ausziehen, und zu Fuß und zu Roß siebentausend Mann stark über die Donau kommen. Als aber die beiden Fürsten, Pfalz und Würtemberg, wohl erkennen konnten, daß der Graf vertrieben und ein Gast in seinem Lande werden würde (denn schon hatten seine Räthe und ganze Landschaft alles Uebrige weggebracht und Vieh, Getreide und Habe nach Nördlingen, Donauwörth und in alle umliegenden Städte geflüchtet), da sind sie beiderseits ausgezogen, der Herzog von Würtemberg persönlich mit seinen Reitern und etlichem Geschütz, im Willen mich nicht über die Donau zu lassen, oder sich mit mir zu schlagen.

Doch hat Pfalz vorher hoch in mich gedrungen, ich ſolle von den Waffen ablaſſen, Seine fürſtliche Gnaden könnte mir dieſen Zug nicht geſtatten. Mir haben auch die Kaiſerliche Majeſtät und der ſchwäbiſche Kreisoberſt Frieden geboten, dazu haben Baiern und die Stadt Augsburg mich vielfältig und höchlich abgemahnt und ſich allerwege erboten, dieſe Sache im Vertrage zu ſchlichten. So hab ich mit Verluſt von viertauſend Gulden trotz meiner Beraubung und meines Vetters Gefahren diesmal einſtecken, Friede halten, eine gütige Vereinigung und einen Tag zu Donauwörth einräumen müſſen. Vierzehn Tage iſt dort verhandelt worden und von beiden Fürſten, von bairiſchen und pfälziſchen Räthen damit geendet worden, wir ſollten beiderſeits Frieden halten, und da zwiſchen uns kein Friede zu hoffen, ſei kein beſſerer Weg, als daß ich das Gut dem Grafen verkaufe. Das wollte ich mit nichten thun und mit dem Grafen nichts zu thun haben. Doch zuletzt habe ich mich laut der gemachten Abrede darein ergeben, beide Fürſten unterthänigſt zu ehren, die Herrſchaft Hohenburg und Biſſingen gegen baare Bezahlung von zweiundſechzigtauſend Gulden zu verlaſſen, doch davon nicht eher abzuziehen, bis ich friedlich und ſicher bis auf den letzten Pfennig bezahlt ſei."

So weit Schärtlin. Es iſt trotz ſeiner Klagen über Verluſte anzunehmen, daß der Verkauf wenigſtens für ſeinen Geldbeutel vortheilhaft war, ſicher aber iſt, daß ſeine Händel mit dem Grafen deshalb nicht aufhörten. Noch Jahre lang verklagten ſich die beiden Nachbarn beim Kammergericht und beim Kaiſer, und dazwiſchen übten ſie immer wieder Gewaltthat in Angriff und Vertheidigung. Zuletzt mußten die Gegner vor dem Kaiſer einander die Hand reichen.

## Hans von Schweinichen.

Um das Ende des 16. Jahrhunderts wurden die Gewaltthaten der adligen Grundbeſitzer anſpruchsloſer und ſeltener. Der größte Theil von ihnen verwandelte ſich in friedliche Land-

junker, die fähigern und ärmern ſuchten Unterkommen an den zahlreichen Höfen. In der Jugend des Götz war jeder Landjunker ein Kriegsmann geweſen, denn er war ein Reiter, und die Stechkunſt des Ritterthums galt immer noch als vornehme Kriegsarbeit. Aber ſchon damals war die große Umwandlung vollzogen, welche das Fußvolk zum Kern der neuen Heere machte, ſchon galt ein erfahrener Landsknecht, der Einfluß auf ſeine Kameraden hatte, oder ein bürgerlicher Büchſenmeiſter, der eine Kartaune gut zu richten verſtand, dem Kriegsherrn in Wirklichkeit zuweilen mehr als ein Dutzend zugerittener Junker mit ihren Knechten. Dieſe Veränderung des kriegeriſchen Werthes bewirkte faſt ebenſo ſehr als die Reformation Hebung des Adels. Allerdings auf einem Seitenpfade. Der große Landesgebieter hatte nicht mehr nöthig um den guten Willen ſeiner Junker zu werben und ihrer Räuberei durch die Finger zu ſehen, er vermochte, wenn ihm Geldtruhe und Credit nicht völlig erſchöpft waren, durch ein Ausſchreiben, einen Muſterplatz und zwei Trommelſchlägel vor den Herbergen ſeines beſtallten Oberſten einen Söldnerhaufen zu werben, der ihm im Nothfall die Junker ſeines eigenen Landes zu Paaren trieb. Der Fürſt wurde unabhängig von den Waffen des Landadels und dadurch in neuem Sinne ſeines Adels Herr. Für den Junker kamen neue Wege ſein Glück zu machen, Geſchmeidigkeit gegen Höhere, die Hauptmanns- oder Oberſtenbeſtallung eines größeren Herrn, oder eine Stelle als Jagdjunker und Hofdiener. Dieſer Uebergang wurde ihm nicht leicht. Es war bezeichnend für die Verwilderung des kleinen Adels, daß um das Jahr 1530 die Hofämter, welche Gewandtheit im Verwaltungsfach forderten, wie das des Hofmeiſters, deſſen Thätigkeit an unſeren Höfen der Hofmarſchall verſieht, gar nicht überall mit Adligen zu beſetzen waren.*) Und noch lange nachher, im 17. Jahrhundert wurden

*) Die Polizey-Ordnung Tit. 14 § 2 u. Tit. 15 § 3 des Reichstags von Augsburg im J. 1530 gab dieſen nichtadligen Hofbeamten das Recht, ſich gleich denen vom Adel zu tragen.

höhere Staatsſtellen, welche Kenntniß und Geſchäftsgewandtheit verlangten, ſogar wichtige Geſandtenpoſten, vorzugsweiſe mit Nichtadligen beſetzt, und in einer Zeit, welche nur den Adel für Hofämter befähigt hielt, waren die Fürſten häufig genöthigt, den Sohn eines Handwerkers oder Dorfpfarrers mit dem Abglanz der Hoheitsrechte zu umgeben und den adligen Hofmann zu ſeinem untergebenen Reiſebegleiter zu machen.

Auch die Zucht des Hauſes wollte dem Landadel nicht ſogleich gedeihen. Das alte Selbſtgefühl höherer Wehrkraft war verloren, aber das Bedürfniß der Aufregung war geblieben. Immer waren die Deutſchen ſtarke Trinker geweſen, jetzt blieb die rohe Völlerei, beſonders in den Landſchaften, welche nicht ſelbſt Wein bauten, das herrſchende Laſter. Zerrüttete Vermögensumſtände, maſſenhafte Schulden und unerträgliche Gerichtshändel ſtörten vielen vom Landadel die nüchternen Stunden des Tages.

Aber die Beſſeren begriffen doch allmählich ihren Vortheil. Größer wurde die Zahl ihrer Söhne, welche die Univerſitäten beſuchten. Die Wahrheit zu ſagen, ſie ſtanden dort in üblem Ruf. Trotz ihrer Vorrechte, der adligen Kleidung und beſonderer Sitze in den Hörſälen, und trotz dem Eifer der Univerſitäten, ihnen für ritterliche Uebungen: Fechten, Tanzen, Reiten und Fahnenſchwenken eigene Lehrer zu halten, war eine gewöhnliche Klage, daß ſie ſich in die Geſetze durchaus nicht fügen wollten und ihre Zeit allzu lüderlich verbrachten. Dennoch kam der volle Segen dieſer Bildung manchem von ihnen zu Gute. Um das Ende des 16. Jahrhunderts ſitzen in allen Landſchaften einzelne Gutsbeſitzer, welche lateiniſch verſtehn, ſich eine Bücherſammlung einrichten, im Nothfall ein lateiniſches Diſtichon verfertigen und eine „politiſche", d. h. gebildete Unterhaltung zu führen, ſowie eine wohlgeſetzte Rede an den Landesherrn zu richten wiſſen.

Im ganzen Mittelalter hatte man Reiſen für das beſte Erziehungsmittel eines Deutſchen gehalten. Dieſer Zug nach der Ferne wurde größer. Mit guten Empfehlungsbriefen fremde Höfe beſuchen, Frankreich und Italien durchreiten und

ſich dabei mit ausländiſcher Sprache und Sitte befreunden, wurde ſeit dem Schmalkaldiſchen Kriege allgemein. Ja noch weiter gingen die Reiſen, auch proteſtantiſche Junker beſuchten wie Kaufleute aus Nürnberg und Augsburg die griechiſchen Inſeln und das heilige Land. Und wenn ſie heimgekehrt von ihren Fahrten gut zu erzählen wußten, gab ihnen das in ihrer Landſchaft und bei Hofe ein hohes Anſehen, und die Fürſten waren bemüht, derlei wohlbewanderte Männer in ihren Dienſt zu ziehen. So war ein Schlieben, im Anfang des 17. Jahrhunderts brandenburgiſcher Diener, als Johanniter zweimal in Jeruſalem und einmal als Geſandter in Aegypten geweſen, er galt dafür, faſt alle Königreiche und Völker Europas betrachtet zu haben. Ein Schleſier, Abraham von Bibran, ſammelte kurz nach 1600 auf einer Fahrt durch Spanien und Portugal lateiniſche Inſchriften in einem ſauberen Heft und zeichnete ſorgfältig die Trümmer eines antiken Sturmwidders hinein, die er in einer alten Kapelle des Kaſtells von Murviedro gefunden. Auch von ſolchen adligen Reiſenden, welche nicht ſtolz darauf waren, mit den großen Gelehrten Caſaubonus und Gruterus zu verkehren, wurden die Erlebniſſe in der Fremde gern niedergeſchrieben, mehre dieſer Arbeiten ſind uns erhalten, einige gedruckt, und ſie verdienen Erwähnung, weil ſie den erſten Antheil darſtellen, welchen der landſäſſige Adel ſeit der Hohenſtaufenzeit an deutſcher Literatur nahm.

Seit dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts iſt die Abhängigkeit des Adels von den Höfen in faſt ganz Deutſchland entſchieden. Auch der wohlhabende Gutsherr von Selbſtgefühl läßt ſich gern bei rittermäßigen Geſchäften ſeines Landesherrn oder eines Nachbars von hohem Adel gebrauchen und ſchmückt ſich mit einem Hoftitel.

Das Ausſehen der Fürſtenhöfe hat ſich in dieſen Jahren gegen Luther's Zeit ſehr verändert. Mit der wilden Unruhe und den Laſtern des Mittelalters ſcheint den Fürſten auch der Unternehmungsgeiſt und politiſche Sinn geſchwunden, zumeiſt

bei den Proteſtanten. Die lateiniſche Schule und theologiſche Zucht ſteigerte den Landesherren ihr Pflichtgefühl und brachte größere Ordnung in Ehe und Hofhalt, aber ſie gab ihnen auch ein merkwürdig ſpießbürgerliches Weſen. Zwiſchen den Häuptern der Hohenzollern, Wettiner, Heſſen, Mecklenburger, Pommern, Würtemberger, Pfälzer iſt in dieſer Zeit große Familienähnlichkeit. Ja, die Habsburger zeigen dieſelbe Wandlung. Während bei den Wettinern Friedrich der Weiſe, Johann Friedrich, das Haupt des Schmalkaldiſchen Krieges, der den Kurhut verlor und der arme Johann Friedrich der Mittlere die allmähliche Umbildung aus politiſchen Häuptlingen des Landes zu eigenſinnigen Hausherren bezeichnen, iſt ebenſo bei den Habsburgern von dem fünften Karl bis zu Rudolf und Matthias ein Abfall in politiſcher Tüchtigkeit und die Zunahme dilettantenhafter Kunſtbildung zu erkennen. Dieſelbe Zeit, welche die deutſchen Fürſten in Wahrheit zu großen Herren machte und nicht wenigen die Eigenſchaften guter Landesväter verlieh, verminderte auch ihr Intereſſe am Reich und ihre Fähigkeit, die verzweifelte Lage des deutſchen Volkes zu begreifen.

Seit der Abdankung Karl's V war ein luſtiges Leben nicht nur beim kaiſerlichen Hofe, auch bei den größeren Reichsfürſten, vor andern in Kurſachſen, Baiern, Würtemberg und der Pfalz. Außer den großen Jagden und Trinkgelagen waren weitläufige Hoffeſte, Maskeraden, Reiterübungen, Preisſchießen modiſch geworden, zumal bei Krönungen, Vermählungen, Kindtaufen, vornehmen Beſuchen. Die alten Turniere freilich wurden Scheingefechte, ſchöne Schauſtellungen, bei welchen die Kleidung und der dramatiſche Anſtrich mehr galten als die Waffenübung ſelbſt. Sie wurden nach ſpaniſchem Brauche eingerichtet, ſchon 1570 mit dem neumodiſchen Ringelrennen. Große Schaugerüſte mit mythologiſchen und allegoriſchen Geſtalten wurden daher gefahren, in wunderlicher Tracht erſchienen die kämpfenden Parteien, ſie ſtritten gegen einander als Herausforderer und Abenteurer, als Mantenadoren und Avantureros, oder

auch die Verheirateten gegen die Junggesellen, Mann gegen Mann und Haufen gegen Haufen, nicht nur zu Roß, auch zu Fuß, um Preise. Aber die Waffen waren stumpf, die Speere so eingerichtet, daß sie schon bei schwachem Anprall zerbrechen mußten; die Zahl der Stöße und Hiebe, welche einer gegen den andern thun durfte, war genau vorgeschrieben. Das Ganze war durch ein Cartell — Einladungs- oder Ausforderungsschreiben — welches wohl gar gedruckt und angeschlagen wurde, dem Zuschauerkreis erklärt. Uns sind einige solche Stilübungen gebildeter Hofleute erhalten, z. B. ein Tafelrunde-Cartell von 1570 aus Prag, wo Kaiser Max II einen großen Theil des deutschen Adels um sich versammelt hatte. Ein Schwarzkünstler Zirfeo kündigt an, daß er drei theure Helden in einem Berge verzaubert wisse, den König Artus und seine Genossen Sigestab den Starken und Amelot den Freudigen, die er entzaubern und zum Kampfe gegen Aventuriers erwecken wolle. Beim Feste selbst zeigte sich ein großer Holzbau, der einen Felsen mit einer höllischen Oeffnung darstellte, Raben flogen aus ihm, Teufel tanzten geschäftig um seinen Gipfel und warfen mit Feuer um sich; endlich erschien der Zauberer selbst, machte seine Beschwörung, der Berg öffnete sich, die Ritter sprengten in alterthümlicher Rüstung ins Sonnenlicht und erwarteten die fremden Kämpfer, die ebenfalls in seltsamer Tracht — die beste „Invention" und Maske dabei erhielt einen Preis — gegen sie ritten.

Bei jedem großen Hoffest wurden ähnliche Aufzüge erdacht, mythologische und allegorische Figuren in seltsamer Mischung. Diese Hoffeste wurden die großen Angelegenheiten des Jahres, ihr Verlauf oft in Pritschmeisterversen aufgezeichnet, zuweilen gedruckt und mit Abbildungen ausgestattet. Modischer als die Feste, bei welchen Turnierbrauch nicht ganz vermieden wurde, waren andere Costümfahrten des Hofes, die Schäfereien, bei denen Herren und Damen, als Schäfer verkleidet, sich mit dramatischem Gesang und Tanz und in losem

Wechſelgeſpräch ergingen, dann große Schlittenfahrten in Maskentracht, auch Schmuck der Schlitten und Pferde glänzend und abenteuerlich geformt. Ihnen folgten nach dem großen Kriege die derberen Bauernhochzeiten und Jahrmärkte. Dieſe Verkleidungsfeſte waren beſonders willkommen, weil bei ihnen die Etikette außer Kraft geſetzt und manche Gelegenheit zu freiem Scherz und vertraulicher Annäherung gegeben war. — Aber auch beſſere Vergnügen wußten ſich die Landesherren zu bereiten. Es war in Deutſchland vornehm geworden, was ſeit länger als hundert Jahren in Italien dem Wohlhabenden am Herzen lag, Bücher und Kunſtſachen zu ſammeln. Man trieb an den Höfen, auch wo das rechte Verſtändniß fehlte, dies Aufſammeln mit deutſcher Gründlichkeit. Wie Kaiſer Rudolf die Gemälde Albrecht Dürer's und der Spanier, ſo kauften die deutſchen Fürſten Bilder, Holzſchnitte, Kupferſtiche, Münzen, Waffen, Trinkbecher, Arbeiten der Goldſchmiede von Nürnberg, der Kunſttiſchler von Augsburg. Die Patricier der großen Reichsſtädte, dem Hofadel an Bildung überlegen, vermittelten dann wohl als politiſche Bevollmächtigte der Reichsfürſten ſolche Neuigkeiten der Kunſt an die deutſchen Höfe und an hochgeſtellte Cavaliere. Fehlte den deutſchen Herren auch der feine Schönheitsſinn der Italiener, ſo hatten ſie dafür um ſo mehr die Neigung zu zierlicher und ſorgfältiger Arbeit und Freude an einem tiefen Sinn, der in die Kunſtgebilde als Allegorie oder verſteckter Inhalt hineingeheimnißt war. Ein fein geſchnittener Kirſchkern, der unter der Lupe eine Anzahl Geſichter wies, war ihnen vielleicht lieber als eine antike Statue, die ohne Kopf aus der Erde gegraben war und unſicher machte, welchen Abgott oder Vorfahren römiſcher Majeſtät das Stück vorſtellen ſollte. Beſonderen Genuß bereitete den Fürſten ihre Münze durch das Prägen von Medaillen, die zuweilen in ungewöhnlicher Form und Größe beliebt wurden. Die Herren erfanden gern ſelbſt Bild und Spruch, und ſtellten dabei dem Stempelſchneider wohl einmal verzweifelte Aufgaben. Solche

Medaillen verfertigten ſie ſich zum Ruhm und Andern zur Beglückung bei jedem Ereigniß, das ihnen die Seele erregte: wenn ſie aus einer Krankheit aufſtanden, wenn ihre Gemahlin glücklich eines Kindes genas, wenn ſie einen ungethümen Hirſch ſchoſſen, wenn große Waſſersnoth geweſen, oder wenn es einmal Korn vom Himmel geregnet haben ſollte. Sie ſpendeten dieſe Denkmünzen, wo ſie Gunſt erweiſen wollten, und zum Austauſch an Standesgenoſſen, und illuſtrirten dadurch ihr Leben wie in einem ſilbernen Stammbuch.

Auch Lebendes, was die Fremde bot, wurde an den Höfen zuſammengeführt; außer dem alten Bärenzwinger des Schloſſes und einem Hühnerhofe mit ſeltenen Vögeln, den die Fürſtin hielt, gab es hier und da ein Löwenhaus, und bei großen Feſten wurden zwiſchen Maskerade, Tanz und Carouſſel auch Kämpfe wilder Thiere veranſtaltet. Sogar ausgeſtopfte Thiere ſtanden bereits geſammelt, wie z. B. in Dresden (1617) auf der Anatomiekammer, ſie rochen aber ein wenig. Jeder größere Hof hatte ſeine Kunſtkammer, worin die Sammlungen früherer Herren zur Ruhe kamen, darin neben Statuen, Elfenbeinſchnitzereien, Moosachaten und Rüſtungen auch türkiſche Pferdegeſchirre, Masken, Schlitten und andere Erfindungen. Aus den Bücherſammlungen der Vorfahren war an vielen Höfen bereits eine Bibliothek geſammelt, die z. B. in Dresden vor dem großen Kriege jährlich dreihundert Gulden zum Bücherankauf verwenden durfte. Der Landesherr hatte in ſeiner Jugend gelehrten Unterricht erhalten, er verſtand jetzt zuverläſſig Latein und ſprach wahrſcheinlich franzöſiſch und italieniſch; er las in dieſen Sprachen Abhandlungen über Politik und noch häufiger über theologiſche Fragen, und ſchrieb in ihnen die Sinnſprüche zu den Emblemen, die er erfand. An mehren Höfen war das Franzöſiſche bereits zierliche Hofſprache, bei den Anhaltinern, den Heſſen, den Pfälzern, auch zu Berlin war im Jahre 1617 die Unterredung am erſten Cavaliertiſch, der damals Grafentiſch hieß, franzöſiſch.

Noch wurde bei Tiſche ſtark getrunken, nach altem Brauch aus ſeltſamen und großen Gläſern mit hartem Zwange gegen ſchwache Köpfe und Magen, dazwiſchen aber lief die Unterhaltung auch gern über die Neuigkeiten der Fremde, man freute ſich Räthſelfragen zu löſen und lachte herzlich über kleine philologiſche Scherze; Kurfürſtliche Gnaden überſetzten z. B. die Worte: der Thorwart hat das Fieber, durch: Januarius liegt im Februario; man bemerkte — an fürſtlicher Tafel in Berlin — mit beſonderer Theilnahme, wie die deutſchen Landsleute unter einander geworfen waren, und daß ſich einer ſchreiben mußte: Joachimus Hessus, Hollandus, Borussus, Joachim Heß aus Holland in Preußen. Auch Fürſtliche Gnaden wußten, daß das Wort „Sack" durch alle Sprachen gehe, und vernahmen mit beiſtimmendem Lächeln den Grund, weil aus der Sprachverwirrung von Babel jedermann nur eins gerettet habe, ſeinen Reiſeſack.

Das fürſtliche Familienleben, nicht in allen Reſidenzen leidlich, wurde doch nicht durch die ſpätere Mätreſſenwirthſchaft verwüſtet, es war bei den Beſſeren ein inniges Zuſammenſein nach alter deutſcher Weiſe, die Fürſtin in Wahrheit Hausfrau ihres Hofes, die ſelbſt die Küche beaufſichtigte, die eingeſottenen Früchte und die zahlreichen Kräuterweine verordnete und einem werthen Gaſt auf ſilbernem Teller alltäglich ein anderes Frühſtück aus der Küche ſchickte, froh die Kochkunſt ihres Hofhaltes zu zeigen. Auch ſie verſtand ein wenig Latein, nahm Theil an den Ausflügen, Jagdfreuden und kleinen Liebhabereien ihres Herrn, kam wohl auch mit dem Spinnrädlein, welches ein ſilbernes Glockenſpiel hatte, in ſeine Arbeitsſtube, und wußte mit ihrem „Frauenzimmer" allerlei feine weibliche Arbeit zu machen. Der fürſtliche Hofhalt und ſeine Ordnung lief im Ganzen noch in alter Weiſe, der Edelknabe, welcher bediente, bis er Kammerjunker wurde, führte bereits den Namen Paggio, eine Guarda von angeworbenen Männern in fürſtlicher Livree zog täglich mit Trommeln und Pfeifen auf; aber zwiſchen dieſen

neuen Einrichtungen lief noch der alte Narr unangemeldet in das Zimmer seines Herrn, war grob gegen die Hofleute, welche ihn ärgerten, und fuhr bei Ausflügen des Hofes als unentbehrliche Zielscheibe derber Scherze im eigenen Eselwagen hinterdrein. Noch war der Zutritt bei Hofe für Fremde mühelos, in kleineren Städten sandte der Herr wohl gar in die Wirthshäuser und ließ fragen, wer angelangt sei, um einen namhaften Reisenden kennen zu lernen.

Die häufigste Unterhaltung des Hofes war die heimische alte, das Waidwerk. Die gewöhnliche Jagdfreude war leider, das Wild vom „Schirm" — Hütte oder Zelt mit Waldgrün besteckt — zu schießen, während es vorbeigetrieben wurde. Dann hatte der Landesherr den ersten Schirm, die nächsten die Prinzen nach ihrer Würde, die letzten der Hof. Noch wurde streng auf Jägerbrauch gehalten; bei den Turnieren war die Unsitte abgekommen, Versehen gegen das Turniergesetz dadurch zu strafen, daß man die schuldigen Ritter über die Rosse legte und aushieb, aber nach der Jagd wurde der Ungeschickte um des kleinsten Irrthums willen über den Hirsch gelegt und mit dem flachen Waidmesser abgestraft, gerade wie bei den Schützenfesten mit der Pritsche.

So lebten die besseren der deutschen Fürsten am Ende des Jahrhunderts ein friedliches Stillleben; sie unterhandelten ein wenig mit Franzosen oder Polen, wenn sie gerade mit dem Reich unzufrieden waren, aber sie saßen als genießende Erben in ihrer neuen Macht, oft gutherzige Tyrannen, gewissenhaft in Nebendingen, in nüchternen Stunden ernsthaft um das Wohl ihrer Unterthanen bemüht; gerade sie empfanden vielleicht am wenigsten das stille Mißbehagen ihrer Zeit. Und nach ihrem Bilde formte sich der wohlhabende Adel ihrer Landschaft, er lebte fort, bald gegen die neue Zeit kämpfend, bald mit Anstand dienend, bis der dreißigjährige Krieg seine Häuser ausbrannte, die tüchtigern Männer in einem gewaltigen Kampfe umhertrieb, die schwächern tiefer herunterdrückte.

Hier aber ſoll zum Schluß ein Fürſtenleben und der Charakter eines höfiſchen Edelmannes vorgeführt werden, welche beweiſen, daß nicht überall der friedliche Uebergang aus dem wüſten Treiben des Mittelalters gelang.

Am Ende des 16. Jahrhunderts lebte und blühte Hans von Schweinichen, ein ſchleſiſcher Edelmann aus Dienſtgeſchlecht, Kammerjunker, Hofmarſchall und Factotum des abenteuerlichen Herzogs Heinrich XI von Liegnitz. Die Geſtalten beider erſcheinen uns eng verbunden in zwei Biographien, welche Schweinichen verfaßt hat. Die eine iſt ſeine eigene Lebensbeſchreibung (Leben und Abenteuer des ſchleſiſchen Ritters Hans von Schweinichen, herausg. von Büſching. 3 Theile, 1820 f.), die andere ein Auszug daraus mit einigen Veränderungen und Zuſätzen (Das Leben Herzog Heinrich's XI, herausgegeben von Stenzel: Scriptt. Rer. Siles. IV.), beide Werke von hohem Werth für die Sittengeſchichte des 16. Jahrhunderts.

Das alte Fürſtenhaus der ſchleſiſchen Piaſten zeigt neben wenigen bedeutenden und mehren mäßigen Herrſchern eine Reihe verſchrobener Geſellen mit großen Anſprüchen und geringer Kraft. Die wilde Nachbarſchaft, die abgeſonderte Lage, die vielen Theilungen des Landes in kleine Fürſtenthümer vermögen die ſittliche Entartung ſo vieler Herzöge zu erklären; außerdem aber bleibt auffallend ein vielen gemeinſamer Zug, ein unſtätes, zerfahrenes, unpraktiſches Weſen, herriſche Gelüſte und mitten darin wieder einzelne Blitze von Geiſt und guter Laune, vor allem eine Lebenskraft, welche den Untergang dieſer Entarteten wohl länger aufhält, als bei andern Sterblichen möglich wäre. Schon im Mittelalter macht wüſte Verſchwendung mehre ſchleſiſche Herzöge zu Bettlern, ein Herzog von Oppeln wird von den Ständen des Landes ſogar hingerichtet, Hans von Sagan ſtirbt im Elend. Im Jahrhundert der Reformation wird die äußere Lage der ſchleſiſchen Fürſten noch ſchlechter: die meiſten Häuſer der Piaſten vergehn, die übrigen vermögen nur mühſam ſich in die neue Zeit zu ſchicken.

Eine der auffallendsten Gestalten unter ihnen ist Heinrich XI von Liegnitz, der liederliche Sohn eines Vaters, der nicht besser war. Als sein Vater Herzog Friedrich III im Jahre 1559 von kaiserlichen Commissarien abgesetzt und als gemeinschädlich in Haft gehalten wurde, erhielt der zwanzigjährige Sohn den Besitz des Fürstenthums. Nach zehn Jahren einer unbändigen Regierung gerieth Heinrich mit seinem Bruder Friedrich und seinem Adel in Zwist, und ließ in einer gewaltthätigen Laune seine ganze Landschaft gefangen setzen. Während die Empörten ihn beim Kaiser verklagten, unternahm er selbst einen abenteuerlichen Zug durch Deutschland, eine Rund- und Bettelreise zu zahlreichen Höfen und Städten, wobei ihn Geldmangel aus einer Verlegenheit in die andere stürzte und zu jeder Art von Unwürdigkeiten brachte. Unterdeß wurde er seiner Würde enthoben, und sein Bruder, der wenig besser war, als Landesverweser eingesetzt. Heinrich klagte, legte allerorts Beschwerde ein, unternahm eine neue Bittreise an deutsche Fürstenhöfe, ging endlich in Prag aufs Dringlichste den Kaiser an, immer in den drückendsten Geldverlegenheiten, und setzte endlich durch, daß er sein Herzogthum zurückerhielt. Jetzt folgten neue Zügellosigkeiten und offener Widerstand gegen kaiserliche Bevollmächtigte, eine neue Absetzung und strenge Haft zu Breslau. Aus dieser Haft entwich er und trieb sich als heimatloser Abenteurer in der Fremde umher, bot sich der Königin Elisabeth von England im Kriege gegen Philipp von Spanien an und zog zuletzt nach Polen, um gegen Oestreich zu kämpfen. Dort, in Krakau, starb er plötzlich 1586, wahrscheinlich an Gift.

Wenn es in dem zerfahrenen Wesen dieses Fürsten etwas Außerordentliches gab, so war es die völlige Freiheit von Allem, was man sonst Rechtsgefühl und Gewissen nennt. Er hat nicht den Leichtsinn seines Hofjunkers, der sich über innere Bedenken hinwegsetzt, ihm fehlt ganz und gar die sittliche Empfindung. Und diese Rücksichtslosigkeit kommt ihm, dem hochgestellten Herrn, eine Zeit lang zu Gut, denn mit gefälliger

Leichtigkeit ſchlüpft er über alle Bedenken und Schwierigkeiten hinweg, und mit Lächeln oder vornehmer Verwunderung gleitet er auch durch ſolche Lagen, bei denen wenig Andere eine brennende Schamröthe von ihren Wangen fern gehalten hätten. Wie er ſich Geld ſchafft, iſt ihm gleichgiltig; in der Noth ſchreibt er Bettelbriefe an alle Welt, ſogar er, der Proteſtant, an den römiſchen Legaten; von jedem Fürſtenhof, jeder Stadt, in welcher er einkehrt und nach damaligem Brauch bewirthet wird, verſucht er Geld zu borgen. Zumeiſt wird dann von den überraſchten Wirthen mit Schweinichen verhandelt, und aus der großen Anleihe wird ein kleines Reiſegeſchenk. Der Fürſt iſt auch damit zufrieden. Er hat eine Gemahlin, eine unbedeutende Frau, welche er als unvermeidlich zuweilen bei ſich erträgt, ſie muß dann verſetzen und Schulden machen wie er, ſich bei reichen böhmiſchen Edelleuten anmelden und ſich einige Tage bewirthen laſſen, dann durch Schweinichen um ein Darlehn anſuchen und die höfliche Ablehnung mit fürſtlicher Haltung ertragen. Das alles wäre nur kläglich, wenn es nicht dadurch origineller würde, daß Herzog Heinrich trotz alledem ein ſtarkes Gefühl ſeiner fürſtlichen Würde hat, die er ſo oft entehrt, und daß er in der äußeren Erſcheinung doch ein vornehmer Mann iſt. Nicht nur ſeinem Schweinichen gegenüber, ſondern auch an den fremden Fürſtenhöfen, ja ſogar im geſellſchaftlichen Verkehr mit Kaiſerlicher Majeſtät iſt er nach damaligem Tone ein liebenswürdiger Geſellſchafter, in ritterlichen Künſten wohl bewandert, immer guter Laune, glücklich über jeden Scherz, den ein Anderer macht, ſelbſt ſchlagfertig in Worten, und in ernſten Dingen, wie es ſcheint, wirklich beredt. Und dann giebt es doch einige Punkte, wo er in der That Spuren von männlichem Sinn zeigt. So ungeſchickt die gewaltthätigen Streiche ſind, die er als Herzog gegen ſeine Landſchaft verſucht, ſo abenteuerlich ſeine offene Auflehnung gegen die kaiſerliche Gewalt und ſo kindiſch ſeine Hoffnung erwählter König von Polen zu werden, ſo iſt der Grund von alledem

doch die ſtäte Empfindung, daß ſeine edle Herkunft ihm das Recht gibt nach dem Höchſten zu ſtreben. Immer hat er politiſche Ziele und Pläne. Nie glückt ihm etwas, weil er unſtät und ruchlos und unzuverläſſig iſt, aber er hört nicht auf, Großes zu begehren, eine Königskrone oder einen Feldherrnſtab. Gerade dies, daß er noch Anderes wollte als mit luſtigen Geſellen Wein trinken und in Nonnenkleidern durch die Straßen ziehen, hat ihn vom Throne und zuletzt ins Grab geworfen. Und noch eine andere Stelle ſeines Herzens hielt Probe. Er war ein Proteſtant. Er ſtand keinen Augenblick an, ſeinen katholiſchen Gegnern in der unverſchämteſten Weiſe Darlehne zuzumuthen; aber als ihm der päpſtliche Legat eine bedeutende Rente, ja ſeine Wiedereinſetzung in das Fürſtenthum verſprach, wenn er katholiſch würde, wies er dieſen Vorſchlag mit Verachtung zurück. Wo er ſich als Soldat bethätigte, war es am liebſten gegen die Habsburger. Eine ſolche Perſönlichkeit erſcheint uns in ihrer Freiheit von Grundſätzen, der vollſtändigen Zuchtloſigkeit, dem unpraktiſchen und dabei doch unglaublich geſchmeidigen und mit hohen Entwürfen erfüllten Weſen als ein Vertreter aller der Schattenſeiten, welche die ſlaviſche Naturanlage entwickelt.

Andere Fürſten ſeines Geſchlechts, ſein Bruder Friedrich vor allen, ſind wieder ein Inbegriff der Fehler des deutſchen Weſens. Kleinlich, eigenſüchtig, beſchränkt, argwöhniſch, ohne Entſchluß und Thatkraft, iſt Herzog Friedrich ſein vollendetes Gegenſtück.

Ein anderes Gegenbild iſt ſein Genoſſe und Biograph, Junker Hans von Schweinichen. Dieſer närriſche Kauz iſt von Kopf bis zu Fuß ein deutſcher Schleſier. Als Knabe Page des eingeſperrten Herzogs Friedrich des Vaters und Prügeljunge Friedrichs des Sohns, hatte er das wilde Treiben des Liegnitzer Fürſtenhofs ſchon früh aus dem Grunde kennen gelernt und ſich in alle Geheimniſſe deſſelben eingelebt. Sein Vater war als Gutsbeſitzer in Schulden gekommen, weil er einmal für den

Herzog Heinrich Bürgſchaft geleiſtet hatte. Schweinichen war Miterbe eines tiefverſchuldeten Gutes, und hatte bis in ſein ſpätes Alter endloſe Händel mit Gutsgläubigern, mit ſeinen Verwandten und Leuten, die für ihn gutgeſagt und für die er gutgeſagt hatte. Das freilich war am Ende des 16. Jahrhunderts das gewöhnliche Loos der Gutsherren. Außerdem aber machte er durch viele Jahre faſt alle Streiche ſeines fürſtlichen Herrn mit, und da dieſe zum großen Theil unſauberer Natur waren, ſo kam auch auf ſeinen Theil kein unbedeutendes Maß von leichtſinnigen Handlungen. Die ſittliche Bildung war allerdings im Ganzen betrachtet eine viel niedrigere als die unſerer Zeit, und er darf nur nach dem Maßſtab ſeiner Zeit gemeſſen werden. Aber bei der größten Nachſicht wird man in ſeiner Lebensbeſchreibung einige bedenkliche Stellen finden, welche ſeine Rechnung im Himmel ſchlechter geſtellt haben müſſen, als er in ſeiner Genügſamkeit annimmt. Er aber ging nicht unter. Er hatte nicht wie ein Slave, ſondern als ein Deutſcher getrunken, vielleicht noch ſtärker als ſein Herr, — denn er hatte nach damaligem Brauch ſeinem Herrn „vor dem Trunk zu ſtehn", d. h. demſelben beim Zechen aufzuwarten und ſeine Trinkduelle auszufechten, — aber er hatte ſich immer mit einem gewiſſen Vorbehalt betrunken. Deutſchen Ordnungsſinn und das methodiſche Weſen hatte er nicht verloren, und nicht das Verſtändniß ſeiner Lage. Er war kein Mann des Schwertes und ſeine Ritterlichkeit wurde durch einen ſtarken Zuſatz von Vorſicht gemildert. Immer guter Laune und dabei ſchlau und mit einer mächtigen Suada verſehen, wußte er ſich durch die ſchwierigſten Verhältniſſe wie ein Aal durchzuwinden, mit dem offenen Weſen eines Biedermanns und dem gutmüthigſten Geſicht von der Welt. Während er am lüderlichſten war, hielt er feſt an dem Glauben an ehrbare Zukunft, und während er als verwilderter Hofmann lebte, betrachtete er ſich ſelbſt als einen ehrenfeſten Landedelmann, der die gute Meinung ſeiner Genoſſen zu bewahren habe. Er hatte ſtets

ein kleines Gewiſſen fürs Haus, es war kein läſtiges und ſtrenges Gewiſſen, aber es verlangte dafür auch manchmal Gehorſam. Er liebte ſich ſelbſt nicht wenig und fing allmählich an, das Treiben ſeines Herrn weniger luſtig zu finden. Das ewige Verſetzen, das Zanken mit Juden und Chriſten, die Sorge um den täglichen Wein wurden ihm endlich zu unordentlich. Immer hatte er über ſein eigenes Leben Buch geführt; ſelten hatte er vergeſſen anzumerken, daß er am vergangenen Abend „voll" geweſen; am Ende jedes Jahres, welches zuweilen nichts enthielt als eine Reihe von behaglichen Saufgelagen und ſchlechten Geldgeſchäften hatte er ſeine Seele Gott befohlen und dahinter die Getreidepreiſe des vergangenen Jahres verzeichnet. Alles, was er für ſeinen Herrn verſetzt hatte, findet ſich in ſeinem Tagebuche mit ebenſo genauer als überflüſſiger Angabe des wahren Silberwerths bemerkt. Nachdem er ſo ziemlich Alles verſetzt hatte, erlebte er das Herzeleid, daß ſein Herzog in kaiſerliches Gefängniß kam; da ſchied er von ihm nicht ohne Wehmuth, wie man von einer Jugendliebe ſcheidet. Aber ſein deutſcher Verſtand ſagte ihm, daß dieſe Trennung für ihn ſelbſt ein Glück war. — Nun kamen Jahre, wo er nur mit ſeinen Nachbarn trank, wo er ſich mit dem Herzog Friedrich verſöhnte und ſogar deſſen Marſchall wurde, wo er heiratete, ein kleines Gut pachtete und halb als Landwirth, halb als Hofmann ſchlecht und recht lebte, wie die Andern auch. Darauf kam wieder ein anderer Fürſt in das Land, Schweinichen wurde fürſtlicher Rath und thätiges Mitglied der Regierung; er bekam die Gicht, er verlor ſeine Frau durch den Tod und heiratete ſofort eine andere. Noch immer zog er unruhig in der Landſchaft umher, ſchlichtete die Händel der Edelleute und Bauern, betrank ſich noch zuweilen mit guten Kameraden, bezahlte Schulden, erwarb Grundbeſitz, wurde immer älter und geachteter, und ſtarb endlich in Ehren. Seine acht Wappenſchilder glänzten ſicherlich beim Begräbniß an den ſchwarzen Trauerpferden, wie einſt bei dem Begräbniß, das er ſeinem

ſeligen Herrn Vater ausgerichtet hatte; er wurde auf ſeinem Grabe in Stein gehauen und darüber ſein Banner in der Dorfkirche aufgehängt, während der Sarg ſeines unglücklichen Fürſten noch ungeweiht über der Erde ſtand, von eifrigen Krakauer Mönchen als Ketzerſarg in einer verfallenen Kapelle vermauert.

Aus den Lebensbeſchreibungen Schweinichen's wird die folgende Begebenheit mitgetheilt. Sie fällt in das Jahr 1578, die Zeit, in welcher Herzog Heinrich durch kaiſerlichen Befehl der Regierung enthoben war und mit feſtgeſtelltem Einkommen in Hainau unter Herrſchaft ſeines jüngern Bruders ſaß. Schweinichen war damals ſechsundzwanzig Jahre alt, Schärtlin wenige Monate vorher als zweiundachtzigjähriger Greis geſtorben.

„Herzog Heinrich befand, daß es nicht länger möglich wäre in Hainau Hof zu halten, und zeigte der Kaiſerlichen Majeſtät an, da Herzog Friedrich kein Deputat mehr gäbe, wollten Seine Fürſtlichen Gnaden ſelbſt nehmen, wo ſie könnten. Darauf gab der Kaiſer keine Antwort, ſondern ließ die Dinge gehn, wie ſie wollten, weil von beiden Theilen Kaiſerlicher Majeſtät Befehlen nicht nachgelebt werden konnte; denn der eine Fürſt zerbrach Töpfe, der andere Krüge. Nun wußten Fürſtliche Gnaden, daß die Stände einen großen Vorrath an Getreide auf dem Gröditzberg liegen hatten, deshalb hielten der Herzog mit mir Rath, wie Sie den Gröditzberg einnehmen und dort bis zu Kaiſerlicher Reſolution Haus halten könnten. Dieſer Sache konnte ich keinen Beifall geben, noch dazu rathen, aus vielen bedenklichen Urſachen, die ich Sr. Fürſtlichen Gnaden zu Gemüthe führte. Denn die Kaiſerliche Majeſtät würden es für einen Friedensbruch auslegen, und Se. Fürſtliche Gnaden würden die Sache dadurch ärger und nicht beſſer machen. Und weil ich darüber etwas mit dem Herzog discutirte, ſo wurden Fürſtliche Gnaden ſchlecht mit mir zufrieden und ſagten, ich taugte zu ſolchen Sachen nicht, derowegen hätten Seine Fürſtliche Gnaden bei ſich beſchloſſen, Sie wollten ausrücken und verſuchen, ob ſie den Berg einnehmen könnten, befahlen mir,

ich sollte zwölf reisige Rosse fertig machen und den Junkern ansagen, daß sie alle mitreiten sollten, jedoch sollte ich ihnen nicht vermelden, wohinaus Fürstliche Gnaden wollten.

Obwohl ich nun ferner bat, Fürstliche Gnaden sollten es nicht thun, denn Sie würden sich um Land und Leute bringen, und ich wollte deswegen abmahnen, so war doch bei Seiner Fürstlichen Gnaden nichts durchzusetzen, sondern er zog fort und befahl mir, unterdeß nicht von dem Hause Hainau zu weichen, bis er mich abriefe. Wenn aber Seine Fürstliche Gnaden das Haus Gröditzberg in der Nacht einnehmen würden, wollten Sie sogleich einen reitenden Boten zurückschicken, und wenn ich einen Schuß hörte, sollte ich ihn sogleich einlassen und sollte dem Befehl gehorchen, den er brächte. Es zieht also mein Herr von Hainau den 18. August um zwei Uhr nach dem Gröditzberg zu. Als Fürstliche Gnaden nun unter dem Berge ins Holz kamen, hatten Sie zwei Reiter hinaufgeschickt, als wenn sie das Haus besehen wollten; diese sollten Kundschaft einziehen, wer droben sei, und wenn sie fänden, daß mein Herr nachrücken könnte, so sollten sie einen Schuß thun. Da sie nicht mehr als zwei Mannspersonen oben fanden, haben sie den Schuß abgefeuert. Schnell rückten Seine Fürstliche Gnaden hinauf, nahmen das Schloß ein und schickten mir zur dritten Stunde in der Nacht nach Abkommen einen reitenden Boten. Wie nun der Schuß vor dem Thore zu Hainau losging, erschrak ich höchlich, — und sagte deshalb zu denen, die bei mir in der Kammer lagen: „Dieser Schuß bringt meinen Herrn um Land und Leute." Sie verstanden das aber nicht und argwöhnten, mein Herr hätte den Herzog Friedrich entführt. Ich befahl alsbald, daß die Pforte am Schlosse geöffnet würde. Da ließen Fürstliche Gnaden mir durch Ulrich Rausch vermelden, Sie hätten den Gröditzberg inne, gedächten auch nicht wieder herunter zu ziehen, sondern ich sollte alsbald meines Herrn übrige Rosse und Gesinde nebst den andern Sachen auf den Berg schicken.

Zwei Tage darauf lassen sich zwei polnische Herren, Johann

und Georg Naſſerſchaffsky anſagen, um Fürſtliche Gnaden zu Hainau zu beſuchen, was ich dem Herzog bald zu wiſſen that und anfrug, wie ich mich verhalten ſollte. Darauf gab Fürſtliche Gnaden mir zur Antwort, ich ſollte ſie zu Hainau ein paar Tage tractiren und aufhalten, und ſchickte mir ſechs Thaler mit zur Zehrung. Da nun die polniſchen Herren ſechzehn Roſſe hatten, ſo gingen die ſechs Thaler bei der erſten Mahlzeit für Wein auf; ich mußte alſo mit Borgen und Sorgen ſehen, wie ich die Herren, welche bis zum vierten Tage ſtill lagen, bewirthen konnte. Darauf ſchrieb mir der Herr, ich ſollte ſie auf den Grödițzberg bringen, auch ſelbſt mitkommen. Dort hatte der Herzog bereits eine Guardia von zwanzig Knechten mit langen Röhren und war ein Kriegsmann geworden, ließ durch ſechs Trompeter und Keſſeltrommeln die Herren zum Empfange anblaſen. Sobald ich hinaufkam, befahlen Fürſtliche Gnaden mir die Haushaltung.

Fürſtliche Gnaden wollten das Haus verproviantirt haben und befahlen mir, ich ſollte vierundzwanzig Malter Mehl in Vorrath machen laſſen, welches denn auch geſchah, und ich kaufte auf Befehl auch acht Malter Salz. Es wurde ein ſo großer Haufen Pilze und Heidelbeeren gebacken, daß es gar nicht zu ſagen iſt, große Fäſſer voll, womit viel Geld verthan ward. Es wurden auch zwölf Schweine im Schloſſe mit lauter Getreide gemäſtet, denen der Herzog oft ſelbſt zu freſſen gab. — Alles war auf die Belagerung des Hauſes gerichtet. Es waren auch Fuhrleute zu Modelsdorf, welche Blei, das zu Breslau geladen war, nach Leipzig zu führen hatten; das erfuhren Fürſtliche Gnaden und befahlen derowegen ſogleich, daß zwei Fuhrleute dies Blei auf den Berg fahren ſollten, welches Blei über zweihundertundfünfzig Thaler werth war. Es ward aufs Haus geſchafft und blieb allda liegen. Die Kaufleute erfuhren das und klagten's dem Biſchof,*) welcher meinen Herrn aufforderte,

*) von Breslau, Commiſſarius der Krone Böhmen, deren Oberherrlichkeit Schleſien „incorporirt" war.

das Blei ſogleich wieder herauszugeben. Fürſtliche Gnaden aber wollten es nicht thun, ſondern erboten ſich das Blei einſt von ihrem Deputat zu zahlen. Folglich blieb es unbezahlt. Darüber kamen die Fuhrleute in große Ungelegenheit. — Darauf ſchickte Biſchof Martin Commiſſarien auf den Gröditzberg, Fürſtliche Gnaden behielten die Commiſſarien zwei Tage bei ſich und tractirten ſie wohl, aber ließen ſie unverrichteter Sache wieder abziehen.

Unterdeß ließ mich die Frau von Hermsdorf zu einer Hochzeit bitten, ohne Zweifel mehr ihrer Tochter zu Gefallen, der ich nicht gram war und bei der ich mich auf Liebe einließ. Deshalb bat ich Fürſtliche Gnaden um Urlaub, und daß Sie mir drei Roſſe leihen möchten, welches Fürſtliche Gnaden auch gern thaten, und weil Fürſtliche Gnaden gerade ihr Geſinde in grau Tuch einkleideten, ſo beförderte ich, daß die, welche mit mir ritten, zu allererſt gekleidet wurden. Unterdeß ließ ich mir auch Schwert und Dolch beſchlagen und putzte mich aufs Beſte heraus. So ritt ich mit drei Roſſen auf Hermsdorf zu, wo ich bei der Jungfrau beſonders gern geſehen war. Ich half die Braut nach Hermsdorf holen und ließ mich mit meinem Trompeter ſehen. Wir waren die Hochzeit über bis auf den Sonnabend luſtig und guter Dinge, und wenn Einer weg wollte, hielt ihn der Andere feſt. Obgleich ich nun unterdeß vom Herzog zurückgefordert ward, ſo blieb ich doch ſitzen, deshalb, damit man nicht merken möchte, daß die Pferde dem Herzog gehörten. Am Sonnabend aber ritt ich fort, und als ich unter den Gröditzberg komme, laſſe ich den Trompeter blaſen; wie ich aber im Schloß abſitze, kommt ein guter Freund von mir und berichtet mir, daß Fürſtliche Gnaden ſehr zornig auf mich wären, hätten geſchworen, Sie wollten mir in der Hofſtube Arreſt geben, ich ließ mich aber nichts anfechten, ſondern ging ins Schloß, ſo daß der Herr mich vom Gange ſehen konnte. Nun hatten Fürſtliche Gnaden Polacken bei ſich zu Gaſte, und in Küche und Keller war kein Vorrath

vorhanden, der Trompeter blies zu Tiſche und hernach zog ſich's eine Stunde lang hin und es ward nicht angerichtet. Fürſtliche Gnaden ſchickten zu mir, ich ſollte Eſſen geben laſſen und aufwarten. Ich ließ dem Herzog wieder vermelden, ich hätte vernommen, Seine Fürſtliche Gnaden wären zornig auf mich, deshalb hätte ich Bedenken, vor Fürſtliche Gnaden zu treten; wenn ich aber Fürſtlichen Gnaden die Urſache meines langen Ausbleibens melden ſollte, ſo würden Sie wohl zufrieden ſein. Der Herzog aber läßt mir zurückſagen, ich ſollte aufwarten, die Urſache meines längern Ausbleibens wüßte er vorher, daß ich die Jungfrau lieber gewonnen als ihn. Als ich nun bei der Tafel Fürſtlicher Gnaden das Waſſer darbot, ſahen Fürſtliche Gnaden ſauer, ich that aber, als wenn ich mir nichts daraus machte. Fürſtliche Gnaden fingen ein Saufen an, und wie es am beſten losging, war kein Wein vorhanden. Darauf ließen Fürſtliche Gnaden mir ſagen, der Wein ginge ab, und den Spott brächte ich ihm zu, weil ich nicht zur rechten Zeit heimgekommen wäre. Ich ließ dem Herzog wieder zur Antwort geben, ich könnte nicht davor, warum hätten Fürſtliche Gnaden nicht bei guter Zeit nach Wein geſchickt. Darauf ließen Fürſtliche Gnaden mir wieder vermelden, Sie hätten kein Geld, deswegen ſollte ich ſchnell nach Wein ſchicken.

Ich laſſe aber dem Herzog ſagen, was ich denn thun ſollte? Wenn Fürſtliche Gnaden mit mir zürnten, ſollten Sie ſelber mit mir reden. Ich hatte aber noch ein Fäßlein Wein von drei Eimern verborgen im Keller liegen. Darauf läßt ſich der Herzog ein Glas Wein eingießen und rufen: „Hofmeiſter, ich bringe dir das zu deiner Rückkehr," heißt mich zu ſich kommen und ſagt: „Ich bin ſehr zornig auf dich geweſen, aber es iſt vorüber, ſiehe zu, daß wir wieder Proviant bekommen und vor Allem Wein." Ich antwortete, Fürſtliche Gnaden ſollten nur luſtig ſein, Wein werde nicht fehlen, auch an Anderm ſollte kein Mangel kein; Fürſtliche Gnaden aber

hätten keine Urſache, auf mich ſcheel zu ſehen, denn ich wäre bei ſchönen Augen geweſen, die Fürſtliche Gnaden auch gern ſähen. Darauf ſagte der Herzog: „Du biſt mir gut, ich bin mit dir wohl zufrieden, ich habe mir wohl gedacht, du würdeſt etwas in Vorrath haben.“ So waren wir wieder Herr und Diener und alle Ungnade war weg, und ich mußte nach meiner Freude wieder in Sorgen treten und zuſehen, wie ich Küche und Keller beſtellte, was mir nach der Freude ſchwer ankam. Ich erfuhr nachher vielerlei, daß man mich bei dem Herzog angeſchwärzt hätte, als wenn ich ihn verrathen wollte, und ich wäre bei Herzog Friedrich ſo lange geweſen und hätte mit dieſem Praktiken gemacht, was doch niemals geſchehen iſt; auch bin ich dazu zu ehrenhaft geweſen. Es pflegt aber an Fürſtenhöfen ſo zu gehn, daß die Fuchsſchwänzer groß und gewöhnlich ſind. Ich hätte gern vom Herzog erfahren, wer es geweſen, aber Fürſtliche Gnaden wollten mir es nicht ſagen, ſondern gaben mir zur Antwort, Sie hätten es nicht geglaubt. —

Als der Proviant an Getreide und Anderm ziemlich weg und nichts mehr in Vorrath war, mußte ich mich nach Proviant umthun. Nun hatte Heinrich Schweinichen von Thomaswaldau eine Anzahl alter Schafe, die ſonſt Niemand kaufen wollte, und ich konnte auch ſonſt ohne Geld kein Vieh bekommen, weil kein Geld bei uns vorhanden war. Derowegen befahlen Seine Gnaden mir, mit meinem Vetter um die alten Schafe zu handeln, ich machte auch den Kauf mit ihm ab, für jedes Stück zwanzig Weißgroſchen zu zahlen, und es waren dreihundertfünfundzwanzig Schafe. Da ich nun über den Kauf einig bin, will er ſie ohne Geld oder Bürgſchaft nicht verabfolgen, will auch mich zum Bürgen nicht annehmen; darum mußte ich zurück und meinem Herrn dies vermelden, womit Sie gar übel zufrieden waren, daß man Ihnen nicht trauete. Sie ſchrieben derowegen mit eigenen Händen an Schweinichen und begehrten, daß er auf Fürſt-

licher Gnaden Revers die Schafe verabfolgen laſſe. Es konnte aber nicht ſein, ſondern Schweinichen entſchuldigte ſich. Darüber war der Herzog noch mehr erbittert, und weil wir nichts als Pilze und Heidelbeeren zu eſſen hatten, befahlen Seine Fürſtliche Gnaden, ich ſollte auf Mittel denken Bürgſchaft zu ſtellen. Da ich nun früher beim Rathe zu Löwenberg um ein Darlehen von dreihundert Thalern für Fürſtliche Gnaden angehalten, auch gute Vertröſtung erhalten hatte, ſo zog ich zu den Herren von Löwenberg und bat wieder um das Anlehen von dreihundert Thalern, ſie aber entſchuldigten ſich. Zuletzt ſetzte ich durch, daß ſie einwilligten, für die Schafe Bürgen zu werden, wofern ich ihnen wieder Bürge für den Schaden werden wollte. — Das lehnte ich ab, bat aber, ſie möchten Seiner Fürſtlichen Gnaden trauen, ſie würden nicht im Stich gelaſſen werden. So beredete ich den Rath, daß ſie für die alten Höken auf ein halbes Jahr mit ihrem Siegel bürgten. Und wir bekamen wieder Proviant an den alten Schafen. Dieſe wurden denn oft auf achterlei Art zubereitet, Pilze auf dreierlei Art, Heidelbeeren auf zweierlei. Damit mußten ſich Fürſtliche Gnaden und wir alle behelfen und ſchlechtes Goldberger Bier dazu trinken. Unterdeß kam der Herbſt heran und jetzt konnten wir Vögel bekommen. Als ich nun aber Dohnen im Walde legen ließ, hatte ich großes Kreuz mit dem Geſinde, denn ein jeder wollte in den Wald laufen und ſich Vögel holen. Obgleich es nun Seine Fürſtliche Gnaden ſelbſt verboten, wollte ſich doch niemand daran kehren, ſo daß ich den Junkern deshalb in der Hofſtube Arreſt geben und das Geſinde in den Thurm ſetzen mußte. Ich kam deshalb in große Ungunſt und es wollte doch wenig helfen. Fürſtliche Gnaden gingen alle Morgen ſelbſt hinunter und holten Vögel, das war ſo auch meine Kurzweil. Sonſt war die Zeit ziemlich langweilig, obwohl ich nicht viel Ruhe hatte, da ich Proviant zu ſchaffen hatte und mich darum ſehr bemühen mußte. —

Indem nun Fürſtliche Gnaden ſahen, daß es ſchwer war ſich auf dem Gröditzberg zu erhalten, und von Herzog Friedrich auch kein Deputat bekommen konnten, wurde der Arnsdorfer Teich früher gefiſcht als ſonſt, und mein Herr bekam Nachricht, daß in den Zügen etliche Schock Karpfen gefangen wären und in Behältern ſtänden. Deshalb befahlen Sie mir etliche Wagen zu beſtellen, und Fürſtliche Gnaden ritten ſelbſt mit fünfzehn Roſſen nach Arnsdorf. Da es ziemlich am Abend und niemand als der Teichwächter bei den Hältern zu finden war, ſo ließen Fürſtliche Gnaden aus den Hältern allerlei Fiſche aufladen, ſo viel ſie auf die fünf Wagen bringen konnten, und zogen damit dem Gröditzberg zu.

Während der Herzog über den Fiſchen lud, kommt das Geſchrei nach Liegnitz. Darauf kommen Keſſel, der Burggraf, und Hans Tſchammer, Stallmeiſter, mit fünf Roſſen gerannt, zu wehren, daß keine Fiſche weggeladen würden, aber zu langſam, denn die Wagen mit den Fiſchen waren zum größten Theil weg. Auch ſahen ſie, daß Fürſtliche Gnaden in Perſon da waren, und ſtärker als ſie. Dazu gaben Fürſtliche Gnaden ihnen auch kein gutes Wort, rückten dem Keſſel an die Seite und ſagten: wo er ein Wort verlauten laſſe, das ihm nicht gezieme, ſo ſolle er ſein Gefangener ſein und ſolle finden, daß der Herzog mit ihm als einem Rebellen thun wolle. Deshalb mußten ſie fünf gerade ſein laſſen und dankten Gott, daß ſie ſo davon kamen.

Am folgenden Tag mußte der Teich wieder gefiſcht werden. Da erwartet Herzog Friedrich, daß Herzog Heinrich wiederkomme und mehr Fiſche hole. Deshalb zieht er in eigner Perſon aus und nimmt fünfundzwanzig reiſige Roſſe mit, desgleichen fünfzig Hakenſchützen, die unter dem Damm in die Sträucher verſteckt werden. Fürſtliche Gnaden aber blieben zu Hauſe, und ſchickten mich und einen Ausländer, Hans Fuchs, einen Landsknechthauptmann, nebſt ſechs Roſſen nach Arnsdorf mit dem Auftrag, Herzog Friedrich freundlich zu

grüßen. Was mein Herr am vorigen Tage von Fiſchen ſelbſt weggeführt hätte, dazu hätte ihn die Noth gezwungen, und er bitte, es ihm nicht übel zu nehmen. Herzog Friedrich ſollte es an dem ſchuldigen Deputat abrechnen, und Fürſtliche Gnaden bäten freundlich, noch mehr Fiſche auf das Deputat verabfolgen zu laſſen.

Herzog Friedrich aber ſahe ſauer, zog die Stirn ſehr kraus und gab ſelber Antwort: Für den Gruß Fürſtlicher Gnaden, wenn er aus brüderlichem Herzen geſchähe, danke er. Daß ihm vor zwei Tagen die Fiſche aus dem Hälter weggeführt worden, das ſei ihm ſchmerzlich, und wäre er dazu gekommen, ſo würde nichts Gutes entſtanden ſein. Er war ganz unfreundlich und ſprach: er werde keine Fiſche mehr verabfolgen laſſen, und ſollten mehr Fiſche mit Gewalt abgeholt werden, ſo werde er es auch mit Gewalt wehren. — So ſchied ich von Herzog Friedrich und ſprach Keſſeln um ein Gericht Fiſche an, wir wollten zu Perſchdorf frühſtücken. Darauf befahl Herzog Friedrich ſogleich, man ſollte mir geben, was ich haben wollte.

Wie ich nun zu meinem Herrn mit ſolcher Antwort komme, ſind mein Herr übel zufrieden, und machen allerlei Anſchläge und wollen die Fiſche mit Gewalt nehmen. Indeß bekommen Sie Kundſchaft, daß Herzog Friedrich den nächſten Tag wieder fiſchen und wieder eine Guardia bei ſich haben würde. Da ſagte mein Herr zu mir: „Hans, wir müſſen einen Spaß angeben, mache Rechnung, wie viel wir zu Roſſe aufbringen können. Wir wollen hinunter und Herzog Friedrich beim Arnsdorfer Teiche ein wenig erſchrecken.“ — Ich wollte aber nicht beiſtimmen und verwarf ſolchen Anſchlag Seiner Fürſtlichen Gnaden gänzlich, denn die Herzen würden dadurch ſehr gegeneinander erbittert werden. So hätte auch Herzog Friedrich polniſch Geſinde vom Adel bei ſich und ſie wären ſtark. — Fürſtliche Gnaden aber wollten es nicht aufgeben, ſondern verſprachen mir keinem Menſchen ein böſes

Wort zu geben, ich würde aber wohl ſehen, wie er Herzog Friedrich und die Seinigen jagen werde. Darauf machte ich Rechnung, daß wir mit neunzehn Roſſen, drei Trompetern, ſechs Hakenſchützen und zwei Lakaien herunterreiten könnten; mit ſolcher Anzahl waren Herzog Heinrich zufrieden und befahlen mir, noch einen Wagen mit Fiſchfäſſern mitzunehmen, Herzog Friedrich werde ja nicht ſo grob ſein und werde ihm doch etliche Fiſche verehren. Am Morgen früh zogen Fürſtliche Gnaden vom Berge nach Perſchdorf. Dort erhielten Sie Kundſchaft, daß Herzog Friedrich in einem Kähnchen auf dem Teich fahre. Darauf ſagten Fürſtliche Gnaden zu mir: „Hans, jetzt iſt es Zeit, rücke vor.“ Nun hatte Herzog Friedrich an des Dammes Ende eine Schildwache geſtellt, ſobald ſie etwas merkte, ſollte ein Schuß die Loſung ſein. Sobald dieſer Schuß von dem Herzog Friedrichiſchen Mann ergeht, laſſe ich einen Trompeter blaſen und dann einen um den andern, und hernach alle drei zuſammen. Da hat ſich, wie mir ſpäter berichtet worden, ein großer Tumult erhoben, und Herzog Friedrich und ein jeder Diener haben nach ihrer Rüſtung geſchrien. Und dem Herzog Friedrich im Teiche war ſo bange worden, daß man ihn kaum ohne Ohnmacht hat herausbringen können. Zuletzt war er aus dem Kähnlein geſprungen und im Schlamme gewatet; ſo war er außer Athem gekommen. — Wie die Hakenſchützen, die Herzog Friedrich bei ſich haben, die Trompeten hören, ſo verlaufen ſie ſich in die Sträucher auf den Wieſen, und wie er nach den Schützen ſchreien läßt, iſt keiner da. Da ſchoß dem Herzog Friedrich das Blatt, ſie fallen auf ihre Klepper und jagen mit fünf Dienern ſchneller als Trab nach Liegnitz zu. Sobald die Andern ſehen, daß ihr Herr davonreitet, folgen die alle dem Modell nach, nur neun Roſſe bleiben beim Hälter halten, darunter Leuthold von der Saale, Balthaſar Noſtitz und ein Muſchelwitz. Als nun Fürſtliche Gnaden ihnen nahe kommen, ziehen ſie die Hüte ab, und mein Herr grüßt gnädig und fragt, wo ihr Herr

wäre; da ſagten ſie, das wüßten ſie nicht. Darauf antwortete mein Herr, er wäre nicht als ein Feind gekommen, ſondern als ein Bruder. „Ich habe mir ein Fiſchfaß mitgenommen, in der Meinung, wenn ich mit meinem Bruder mich freundlich unterredet hätte, ſo würde er nicht unhöflich geweſen ſein und mir ein Gericht Fiſche geſchenkt haben. Und weil ich fremde Gäſte bekommen werde, ſo will ich eine Mandel Hauptheche und drei Mandeln Zahlhechte und ein Schock Hauptkarpfen nehmen.“ — Die, welche fiſchen ſollten, verloren ſich, und der von der Saale betheuerte noch, Seine Fürſtliche Gnaden ſollten keine Fiſche wegladen. Mein Herr aber fragte nichts darnach, ſondern zwang die Bauern, welche herzugelaufen waren, in die Hälter zu ſteigen und zu fiſchen. Und Fürſtliche Gnaden lud die Fiſche ſelbſt in die Fäſſer und befahl den Junkern, Herzog Friedrich zu ſagen, er hätte vor ihm und ſeinem Kriegsvolk nicht fliehen dürfen, er ſei in freundlicher Meinung gekommen, aber man ſehe wohl, ein böſes Gewiſſen ließe ſich nicht verbergen. Herzog Friedrich ſollte morgen auf den Gröditzberg kommen und die Fiſche eſſen helfen. „Wenn aber euer Herr nicht kommen will, ſo kommt ihr, wenn ihr redliche Leute ſeid; und ſeid nicht mehr furchtſam, wie euch heute geſchehen.“ Hernach ſagte Fürſtliche Gnaden zu mir: „Hans, hab ich dir's nicht zuvor geſagt, ich wollte meinen Bruder jagen? Wie gefällt es dir? Ich will ihn auch ſo von Liegnitz wegjagen, du wirſt ſehen, es wird nicht lange dauern.“ So zogen wir dem Gröditzberg zu und hatten guten Muth.“

So weit Schweinichen. — Niemand dachte daran, den Herzog Heinrich auf der Gröditzburg anzugreifen. Er ſelbſt wurde, als der Winter herankam, dieſes Einfalls überdrüſſig und beſchloß wieder eine Reiſe durch Deutſchland zu machen, was Schweinichen ſehr verſtändig widerrieth, dann aber ſeinen Witz anſtrengte, das Geld dafür zu ſchaffen. —

Wie Schweinichen zechten und proceſſirten Tauſende ſeiner Genoſſen, aber wie er, gab ſich auch ſchon mancher Andere

die Mühe, im Kalender neben Trinkgelagen und Spielschulden die Marktpreise des Getreides zu vermerken. — Einst hatte sich Schweinichen als Page an dem ruchlosen Hofe der Piasten von Liegnitz mit einem Kameraden Logau geprügelt, und als ein Schwein zwischen die Streitenden sprang, erkannten die jungen Wilden in dem Thiere noch zitternd den Teufel; aber zweiundzwanzig Jahre nach Schweinichen's Tode gab schon ein Nachkomme jenes Logau die erste Sammlung seiner „Sinngedichte" heraus, und einundsiebzig Jahre nach Schweinichen's Tode erschien „von Hohberg's adliges Landleben", das erste landwirthschaftliche Werk eines deutschen Edelmanns. — So fanden die Nachkommen der Berlichingen, Oettingen, Schweinichen allmählich die Versöhnung mit dem Leben des gesammten Volkes.

Nicht so die alten Landesherren des Schweinichen. Die furchtbare Zeit des dreißigjährigen Krieges verzehrte die noch übrige Lebenskraft der Piasten.

Es war im Jahre 1675, hundert Jahr, seitdem Herzog Heinrich und sein treuer Hans die erste wilde Fahrt nach Deutschland unternommen, da ließ sich in Schlesien auf der großen Haide von Kotzenau, die seit dem Kriege wieder wüst und öde dalag, ein fremdes, unheimliches Thier sehen, von der Art, welche in grauer Vorzeit mit ihrem Geweihe die schlesischen Büsche zerrissen hatte, damals als die ersten Piasten mit dem Jagdspieß und Federpfeil durch die Wälder zogen. Und oben im Fürstenschlosse zu Liegnitz feierte der letzte Piastenherzog, der junge Georg Friedrich, mit seinem Adel den Tag seiner Geburt. Und als das seltene Wildpret auf der Tafel aufgetragen wurde, da klang der jubelnde Ton der Trompeten über die Stadt und die Kanonen donnerten, so oft man des neuen Herzogs Gesundheit trank. Aber den bedächtigen Leuten im Lande graute vor dem Unthier, das in ihre Wälder und zu ihrem jungen Herrn gekommen war, wie eine unförmliche Mahnung aus alter Zeit, und sie schüttelten

den Kopf und prophezeiten Unheil. Das letzte Elen, das man in Schlesien erlegte, war die letzte fröhliche Mahlzeit des Piastenenkels. Wenige Tage darauf war er tot. Und als sein Sarg am Abend durch die Straßen von Liegnitz geführt wurde, die Pechkränze an allen Ecken brannten, und viele hundert schwarzgekleidete Knaben mit weißen Wachskerzen vor dem toten Herrn hinzogen, da betrauerten die deutschen Schlesier in dem letzten Sproß den Untergang des großen slavischen Fürstengeschlechts, welches einst ihre Vorfahren in das Land gezogen und durch sie der Welt zuerst bewiesen hatte, daß die Arbeit der Freien dem Lande heilsamer ist, als die Dienste der Unterthänigen. Aber den Herren des Landes war diese Wahrheit kein Schutz geworden für ihr eigenes Leben.

10.

## Die Waffenfeste des Bürgers.

Im Anfange der Periode, welche hier von den Hohenstaufen bis zum dreißigjährigen Kriege gerechnet wird, waren die Waffenspiele der Ritter die größten Volksfeste der Deutschen, und am Ende dieses Zeitabschnittes standen die Freischießen der Städte in ähnlicher Ehre, auch sie Waffenfeste, aber gefahrlos, weniger aufregend, um so behaglicher. So sehr hatte sich um 1600 das Antlitz der Zeit geändert, daß die Fürsten und Herren fast lieber mit dem Bürger um Zweckschüsse kämpften, als unter einander in den Turnierschranken. Deshalb soll, bevor die Bilder des Unheils und der Zerstörung heraufsteigen, noch einmal das bürgerliche Behagen des absteigenden Jahrhunderts dem ritterlichen Rennen früherer Zeiten in eingehender Schilderung entgegengestellt werden.

Wie die Turniere der Ritter nehmen auch die Freischießen der Bürger ihren Ursprung aus den alten germanischen Maispielen. In den aufblühenden Städten war es die kriegerische Jugend der Vollbürger, welche die Maispiele leitete. So wurde im Jahr 1285 zu Magdeburg das Pfingstfest ganz rittermäßig durch eine Tafelrunde gefeiert, ein Mädchen als Preis dem Sieger ausgesetzt.

Hundert Jahr später, im Mai 1387, feierten die von Magdeburg wieder ein großes Fest auf der Marsch, und wieder

kämpften ſie um eine Jungfrau; aber nicht mehr in den Formen des ritterlichen Turniers, welches ihr Biſchof gerade zu derſelben Zeit auf einer andern Seite der Stadt abhielt, ſondern bereits in einem großen „Schützenhofe". Zu dieſem Bogenſchießen luden ſie wieder die befreundeten Städte Braunſchweig, Halberſtadt, Quedlinburg, Aſchersleben, Blankenburg, Kalbe, Salza und Halle. Ein Bürger von Aſchersleben gewann das Mädchen.

Durch dieſe hundert Jahre iſt eine große Wandlung in Leben und Verfaſſung der deutſchen Städte vorgegangen, nicht mehr vertritt die Patricierjugend mit ihrem Reiterbrauch die Kraft des Bürgerthums, ſchon fühlt die Gemeinde der Handwerker ſich als Herrin und ihre Waffe, der Stahlbogen, erringt die Preiſe. Etwa ſeit 1300 entſtehen in den deutſchen Städten die Genoſſenſchaften der Schützen mit einer Ordnung, einem Schießhaus, jährlichen Schießfeſten; ſie errichten als Bruderſchaften einen Altar oder gar eine Kapelle, und erwerben von den Legaten des Papſtes kräftigen Ablaß für Alle, welche die Meſſe hören, die ſie zum Tage ihres Schutzpatrons, des heiligen Sebaſtian, ſtiften. Dieſe Gilden waffenfreudiger Bürger werden von der Stadtbehörde eifrig gefördert, ſie helfen auch die großen Freiſchießen ihrer Stadt vorbereiten. Wie ſchnell aber bei den Waffenfeſten der Städter der bürgerliche Bogen die ritterliche Lanze verdrängt, lange dauern einzelne Ausdrücke der Reiterſprache. Die ausgeſetzten Preiſe werden noch im 16. Jahrhundert „Abenteuer" genannt, noch länger bedeutet „Stechen" den Wettkampf einzelner Schützen, welche die gleiche Zahl Zirkel geſchoſſen haben, und „Rennen" eine beſtimmte Anzahl von Schüſſen.

Seit jenem Schützenhof der Magdeburger werden die gemeinſamen Schießfeſte auch von den Chroniſten anderer Städte erwähnt. Um 1400 ſind ſie wenigſtens in Süddeutſchland ganz gewöhnlich, ſchon ſendet z. B. München ſeine Schützen faſt jedes zweite Jahr zum Wettkampf in die Nach-

barſtädte*), in dieſer Zeit ſtehen dort die „Gewohnheiten" der Freiſchießen feſt. Von da ab breiten ſie ſich immer größer und glänzender über ganz Deutſchland. Um 1500 ſind ſie, wie das deutſche Bürgerthum, auf ihrem Höhepunkt; ſie werden im Jahrhundert der Reformation noch umfangreicher, koſtbarer, bunter an Bräuchen und Farben, aber ſie zeigen kurz vor dem dreißigjährigen Kriege ſchon manche Spuren des beginnenden Verfalls.

Die Freiſchießen oder Geſellenſchießen werden nicht nur von den Städten veranſtaltet, ſchon im 15. Jahrhundert ſind zuweilen Fürſten, ja auch vermögende Edle die Gaſtgeber.**) Immer aber ſind es die Bürger, welche die große Mehrzahl der Schützen bilden, unter ihre Fahnen werden die einzelnen Fürſten und Edeln geſtellt. In früheſter Zeit kämpften auch freie Bauern mit, ſeit dem Bauernkriege in Deutſchland nur ſelten, wohl aber in der Schweiz.

Vieles in ihren Bräuchen hat ſich während der langen Zeit geändert, in den verſchiedenen Landſchaften anders entwickelt, und doch iſt die Gemeinſamkeit des Verlaufes von Oder bis Rhein, von den Alpen bis zur Weichſel ſehr auffallend. Sie ſtellen in dieſer ganzen Zeit eine glänzende Seite des deutſchen Lebens dar: die großartige Gaſtfreundſchaft, welche eine bewaffnete Stadtgemeinde gegen befreundete Städte ausübt. In ihnen findet das Selbſtgefühl des Bürgers den kräftigſten Ausdruck. Viele bedeutſame Eigenſchaften unſerer Vorfahren ſind vorzugsweiſe aus ihnen erkennbar: Stolz auf die eigene Stadt, lebhaftes und leicht verletztes Ehrgefühl auch den

*) Von 1404—1437 dreizehnmal. Vergleiche: Bairiſche Annalen für Vaterlandskunde. 1838. I, S. 415.

**) In der letzten Zeit ſogar einzelne Bürger. Vergl. den Einladungsbrief von Hans Keim, Bürger zu Gernsheim, von 1592, im Neuen Muſeum von R. Bechſtein I, S. 246. Das Freiſchießen war in dieſem Fall nur Hilfsmittel für ein großes und lang angelegtes Geſchäftsunternehmen mit dem Glückstopf.

Befreundeten gegenüber, Behagen, ſich bei Aufzügen in Ernſt und Scherz ſehen zu laſſen und würdig darzuſtellen, vor allem die Freude, in öffentlichen Angelegenheiten unter vielen Tauſenden ſich ſelbſt als mannhaft, tüchtig, gewandt in der That und im Worte zu erweiſen.

War in einer Stadt das Preisſchießen beſchloſſen, ſo trugen die Boten die Ausſchreiben des Raths, manchmal auch der Schützengeſellſchaft weit in das Land zu den guten Nachbarn. Die Zahl der geladenen Städte war zuweilen ſehr groß. Die von Halle luden 1601 zum Vogelſchießen 156 Orte, es kamen Schützen aus 50 Städten, doch war das Wetter ſchlecht, die Preiſe nicht hoch. In Straßburg waren 1576 an 70 Orte vertreten, 1573 in Zwickau hatten 39 Orte 187 Armbruſtſchützen geſandt, darunter waren drei ſchwäbiſche Bauern aus Göppingen, welche zum Aerger der ſtolzen Bürger ſämmtlich Preiſe gewannen; ſo waren auf dem Armbruſtſchießen zu Regensburg 1586 durch 216 Schützen 35 fremde Städte vertreten, zu dem theuren Schießen 1614 in Dresden waren 21 der geladenen Städte erſchienen, 11 aber nicht. Aber die Gaſtfreundſchaft blieb nicht auf die geladenen Herren und Städte beſchränkt, in älteſter Zeit wurde durch beſonderen Preis ausgezeichnet, wer aus recht weiter Entfernung heranzog; ſo freute die Augsburger 1508, daß ein deutſcher Schütz bis von Paris kam, ein ander Mal erhielt ebendort ein Schütz aus Striegau in Schleſien den „weiten Preis“, einen goldenen Ring. Zuweilen wurde in den Einladungsſchreiben ausdrücklich beſtimmt, daß jeder geeignete Mann willkommen ſei, oder die geladenen Orte wurden erſucht die Kunde bei Adel und Schützen ihrer Nachbarſchaft zu verbreiten. Erſt als die Feſte koſtbar geworden waren, wird den nicht geladenen Schützen zuweilen wohl das Schießen geſtattet, aber nicht der Antheil an den Hauptpreiſen, welche der Feſtgeber ſelbſt ausgeſetzt hatte. Daß aber ſolche Beſchränkung nicht gewöhnlich war, verräth z. B. die Betrübniß der beiden Arnſtädter, welche Herzog

Johann Caſimir auf dem Stahlſchießen zu Koburg 1614*) von ſeinen Hauptgewinnen ausſchloß; ſie wollten wieder heim und wurden mit Mühe vermocht zu bleiben.

In dem Ausſchreiben wurden die Bedingungen des Freiſchießens aufgezählt, bei dem Rohr die Schwere der Kugel, bei der Armbruſt der Umfang des Bolzens genau beſtimmt, für letzteren das Maß zumeiſt durch einen aufgeklebten Pergamentring feſtgeſetzt, auch die Entfernung des Schützenſtandes von der Scheibe wird in Fuß oder Ellen angegeben und die Länge des üblichen Maßes in ſchwarzer Linie dem Briefe aufgedruckt. Zuweilen wird nach Schritten gemeſſen, dann haben zwei der fremden Schützen, ein Nachbar aus der nächſten Stadt und der am weiteſten her iſt, die Entfernung auszuſchreiten und unter einander zu vergleichen.

Auch die Anzahl der Schüſſe, welche jeder an Wand und Scheibe zu thun hat, wird vor dem Freiſchießen beſtimmt. Bei kleineren Schießen in älterer Zeit ſind es etwa 12, 15, 16, ſpäter ſteigt die Zahl bis auf 30, ja 40 und mehr Schüſſe im Hauptſchießen. Mit dem Rohr thut der Schütz zuweilen drei Schüſſe hinter einander aus ſeinem Stande, mit der Armbruſt nur je einen, denn die Schützen werden in Abtheilungen, Viertel oder Fahnen, gelooſt, zuweilen nach Städten unter die Fahnen geordnet. So waren auf dem hübſchen Stahlſchießen zu Regensburg 1586, einem Muſterfeſt von mäßiger Größe, die proteſtantiſchen und katholiſchen Orte ſorglich getrennt. Dann hat jede der drei, vier, fünf Fahnen in einer beſtimmten Friſt zu ſchießen; haben alle Fahnen einmal geſchoſſen, ſo heißt das ein Schuß, oder ein Rennen; der beſte Schuß, welchen jede Fahne oder jedes Rennen thut, heißt der Zweckſchuß.

Die älteſte Waffe der Freiſchießen war der Handbogen

*) Wolff[gang] Ferber, Prietzſchenmeiſter, Gründliche Beſchreibung eines fürnehmen fürſtlichen Armbruſtſchieſſens zu Coburgk. 1614. Bl. P 3.

mit Pfeil; ihn verdrängte vor 1400 die große Armbruſt mit Stahlbogen und Bolzen, welche durch eine Winde geſpannt wird; doch dauert der Bogen in den Heeren noch lange, z. B. in den Burgunderkriegen, ja er wurde noch im 16. Jahrhundert zuweilen auf dem Schießplatz gebraucht.*) Auch die Armbruſt wurde nach 1400 kürzer und handlicher, erſt am Ende der Freiſchießen drängte ſich eine kleinere mit Schnepper als Spielwerk ein. Der Stahlbogen mußte in Halftern geſpannt oder durch geflochtene Zöpfe ſo verwahrt ſein, daß kein Unglück entſtand, wenn er einmal ſprang; der Bolzen, Eiſenſpitze mit gefiedertem Schafte, war beim Vogelſchießen mit eingefeilten eiſernen Zacken verſehen, welche im Anprall das Gefüge des Holzes ſprengten; für die Scheibe dienten Stich- und ſpäter Prallbolzen, der Schütz ſchoß immer mit freien, ſchwebenden Armen. Die Armbruſt gilt bis zum dreißigjährigen Krieg bei den Freiſchießen für die vornehmere Waffe, noch lange nachdem ſie im Krieg, ſogar auf der Jagd durch das Feuerrohr verdrängt iſt; ſie wird vorzugsweiſe von der ariſtokratiſchen Partei unter den Schützen, von Fürſten und Patriciern bewahrt; iſt ein Freiſchießen für Armbruſt und Feuerrohr ausgeſchrieben, ſo macht der Wettkampf mit dem „Stahl" oder der „Rüſtung" immer den Anfang, das Büchſenſchießen den Beſchluß, häufig mit geringeren Preiſen. Allerdings auch deshalb, weil viel luſtiger Brauch des Feſtes an dem Bolzenſchuß hing. Aber ſchon im Anfange des 16. Jahrhunderts iſt bei allen Freiſchießen für Stahl und Büchſe die Zahl der Büchſenſchützen faſt noch einmal ſo groß.

Kurz nach 1400 knallt das Feuerrohr auf den Schützenfeſten. Zu Augsburg ſchoß man ſchon 1429 aus „Bürſchrohren" und „Fauſtbüchſen" mit kleinen Bleikugeln zur Uebung,

*) Auf einem fränkiſchen Schützenkleinod aus dieſem Jahrhundert ſind ein Armbruſt- und ein Bogenſchütz abgebildet. Bechſtein, Muſeum, II, Bild 4.

1446 wird dort das erste kurzweilige Freischießen mit Doppelhaken und Pürschbüchsen abgehalten, seitdem wird das Handrohr in seinen verschiedenen Formen immer einflußreicher. Die praktischen Schweizer sind unter den ersten, welche die Büchse bevorzugen. Schon 1472 wird das große Freischießen zu Zürich nur für Büchsen ausgeschrieben. Von da sind die bedeutenden Feste fast immer für beide Waffen eingerichtet, bescheidene Freischießen häufig nur für das Rohr. Die „Büchse" der Freischießen war aber noch um 1600 das glatte Handrohr für zweilöthige Kugeln, mit geradem oder krummem Schaft, alle Züge waren verboten.*) Der Schütze schoß frei mit schwebenden Armen, die Büchse durfte beim Anschlag nicht auf der Achsel ruhen, durch keine Riemen in den Aermeln oder am Halse gestützt, nur mit einer Kugel geladen sein, das Rohr durfte an seinem Ende nur ein kleines rundliches „Absehen"**) haben. Erst um 1600 werden auch gezogene Gewehre in besonderem Schießen belohnt. So schrieb Basel 1605 ein Freischießen für Haken aus, Entfernung 570 Schuh, Scheibe 2½ Schuh um den Nagel; und für Musketen mit krummen oder geraden Zügen und Kugeln von zwei Loth: Entfernung 805 Schuh, Scheibe 3½ Fuß. Nur nebenbei sei erwähnt, daß auch mit schweren Schußwaffen zuweilen größere Schießfeste angestellt wurden, mit Doppelhaken, Fal-

*) Z. B. im Ausschreiben der Meininger 1579: Krumm oder gerade gerieste, gewundene, hohlnähtige Röhre sind verboten. — Es muß darüber bei den öffentlichen Schießen zuweilen Streit entstanden sein, denn 1563 wurde vom Kurfürsten August von Sachsen entschieden, die gezogenen Röhre seien nur dann zulässig, wenn alle Schützen einwilligten.

**) Dieses alte Wort für „Korn" ist verloren, es dauert nur noch in der bildlichen Bedeutung „sein Absehen auf etwas richten". Die Schützenfeste haben eine Fülle von bildlichen Ausdrücken in unserer Rede zurückgelassen, von dem klugen Worte „Zweck", das um 1500 noch den Nagel im Mittelpunkt der Scheibe bedeutete und damals durchaus nicht „im Stande" war die Mittel zu heiligen, bis herab zu dem derben Scherzwort für unverdientes Gewinnen „Sau".

konet, Schlangen, ſo in Straßburg 1590, in Breslau 1609, und oft in Nürnberg und Leipzig, welche ſolche Uebungen bevorzugten; wie glänzend dieſe Feſte nach dem Muſter der Freiſchießen ausgeſtattet waren, ſie hatten vorzugsweiſe praktiſchen Zweck und wurden von fremden Schützen meiſtens nicht beſucht.

Verſchieden wie die Waffe war das Ziel. Uralt iſt der Vogel auf der Stange. Aber wo die Gäſte in großer Zahl zuſammenſtrömten, erwies ſich der Vogel als unbequem. Die Dauer des Schießens war nicht zu berechnen, leicht irrte ein heftiger Wind die Bolzen, zuletzt fiel gar die Stange um oder der Vogel brach ab, bevor er in Spähne zerſchoſſen war, auch gaben die fallenden Spähne viel Veranlaſſung zu Hader und Mißvergnügen. So kam es, daß im größten Theil Deutſchlands die bequemere Schießwand ſehr bald bei großen Armbruſtſchießen den Vogel verdrängte. Zuerſt bei den Schweizern und Schwaben. Dagegen hielten die Thüringer, Meißner und Schleſier lange an den Vögeln. Zumal in Breslau hatte das „Stangenſchießen" reiche Ausbildung, dort wurde auch dem Schützenkönig ſeit 1491 ein ſchwerer Vogel von Silber, ſchwer vergoldet, mit dem Stadtwappen auf der Bruſt mit goldenen Ketten und goldenen Schildlein vorgetragen. Bei den Freiſchießen der Schleſier aber wurden mehre Vögel aufgerichtet von verſchiedener Farbe und mit Preiſen von ungleichem Werth. So erhoben ſich in Breslau 1518 drei Vögel — roth, grün, ſchwarz, — jeder der vierzig Spähne brachte einen ſilbernen Löffel, doch wurde daneben auch mit der Armbruſt nach der Tartſche, einer kleinen viereckigen Scheibe, geſchoſſen. Im Jahre 1560 zeigten ſich zu Breslau wieder drei, auf dem ſtattlichen Landſchießen zu Löwenberg 1615 gar fünf Vögel. — Die gefallenen Spähne, welche nicht beſondere Preiſe brachten, wurden gewogen, nur lothſchwere galten.

Aber auch die Wandziele für Armbruſt und Büchſe waren

verſchieden; für die Armbruſt ein kleines zirkelrundes Blatt, zuweilen verſilbert, und der äußerſte Zirkel mit einem Kranz bemalt, es wurde an die dunkle Schießwand befeſtigt, nach jedem Rennen der Geſellſchaft mit einem neuen vertauſcht. Für die Büchſe wurden faſt immer mehre „ſchwebende" Scheiben errichtet, ihre Zahl beſtimmt, — in Zürich waren 1504 drei, — doch ſchon 1518 ſteht zu Breslau ein Schirm, d. h. eine gemalte Holztafel. Die Entfernung von den Schießſtänden bis zum Ziele betrug für die Armbruſt 340, ſpäter 300 Fuß oder etwas darunter, für die Büchſe durchſchnittlich 600 bis 750 Fuß, mehr als das Doppelte. Es ſind weite Entfernungen für die unvollkommenen Waffen. Wenn etwa junge fürſtliche Herren dem Feſte zureiten, werden ihnen auch nähere Ziele „zu halbem Stande" auf beſonderem Platz und mit anderen Preiſen eingerichtet. An ſolchem Schießen betheiligt ſich dann nebenbei der ganze Hof.

Einige Monate vor dem Feſt beginnen die Vorbereitungen in der Stadt. Die Herbergen für die Gäſte werden ausgemittelt, die Sicherheit der Stadt vorgeſehen. Die Goldſchmiede hämmern an dem Silber für Preisbecher und Schalen, und ſchlagen auch wohl beſondere Medaillen und Schauſtücke. Die Schneider nähen unendlich an den neuen Feſtkleidern für Trabanten, Ehrenknaben und luſtige Perſonen, die Schildmaler zeichnen Wappen, Kränze, Nummern auf mehr als hundert Fahnen. Auf dem Schießplan aber werden die Schranken abgeſteckt, die Holzplanken bunt gefärbt und mit Tannenbäumen, Gewinden, Säulenreihen verziert, die Räume des Schießhauſes neu gemalt, ſpäter auch tapeziert, Schießſtände und Pavillons für die Schützen und Schreiberbuden errichtet, außerhalb der Schranken aber Küchen, Kegelbahnen, Buden zuſammengeſchlagen; auch ein Brunnen für die Waſſertrinker darf nicht fehlen, im Nothfall wird er neu gegraben. Beſondere Sorgfalt erforderte bei den Armbruſtſchießen nach der kleinen Blattſcheibe die Zielſtätte ſelbſt. Und da dieſe

Armbruſtſchießen auch ſonſt am künſtlichſten eingerichtet waren und ihre Einrichtung Vorbild für andere Arten des Schießens geworden iſt, ſo wird hier und im Folgenden zumeiſt ihr Brauch geſchildert. Die Zielſtatt war 1504 in Zürich einfache Wand mit Dach und Fähnchen darauf, daneben das Schilderhaus des Zielers und an hölzerner Säule eine große Sanduhr.*) Aber ſpäter wurde aus der Wand bei anſehnlichen Schießen ein großer hölzerner Bau, der eine Hausfront mit Thüren und mehren Stockwerken vorſtellte, einen Triumphbogen, einen Tempel mit Kuppelthürmchen, zuweilen auch den hohen Holzaltären des 16. Jahrhunderts ähnlich ſah, Alles ſchön gemalt, mit den Stadt- und Landesfarben, mit Wappen und Figuren verziert; in Straßburg ſtanden 1576 große Bildhauerwerke, ein Greif und ein Löwe, Wache haltend, an den Seiten. Unten in der Mitte des Baues war die Zielwand, mit dunkler Farbe oder Leinwand überzogen. Sie konnte durch eine künſtliche Vorrichtung umgedreht werden, damit nach jedem Rennen die Bolzen ohne Gefahr herausgezogen und die Wand für den nächſten Schuß der Geſellſchaft mit einem neuen Zirkelblatt verſehen wurde. Zuweilen war der ganze ſchwere Bau, welcher ſich über ihr erhob, beweglich, und wurde den Sitzreihen der verſchiedenen Schützenabtheilungen zugedreht. Neben der Schießwand ſelbſt waren in dem Baue zuweilen vorſpringende Schutzhäuschen oder Thürmchen für die Zieler, von denen aus ſie die Wand beobachten konnten, ohne getroffen zu werden. Ganz oben auf dem Bau**) war ein künſtliches Uhrwerk, ein Zifferblatt mit den Ziffern 1 bis 4, darüber ein Glöckchen, auf der höchſten Spitze ſtand gewöhnlich eine bewegliche geſchnitzte Figur,

*) So in der lehrreichen Nachbildung eines alten Holzſchnittes, des erſten Blattdrucks zu Zürich, im: Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich von 1867.

**) Er heißt im Ausſchreiben der bairiſchen Landshuter 1549 und bei dem Augsburger Caſpar Lerff 1586 der Pachen.

oft Fortuna auf einer Kugel (z. B. 1576 zu Straßburg, 1586 zu Regensburg, 1614 zu Dresden), welche nach einem ſchlechten Schuß dem Schützen den Rücken zukehrte, oder wie 1614 zu Koburg ein Männlein auf einem Thurme, welches nach einem guten Schuß eine Fahne ſchwenkte, dem ſchlechten Schützen höhnend einen Eſel bohrte.

Nahten dieſe Vorarbeiten ehrbarer Bürger der Vollendung, ſo hatte der Rath große Veranlaſſung, nach einigen Unterbeamten des Feſtes auszuſpähen, deren Thätigkeit nicht gerade reich an Ehren, aber durchaus unentbehrlich war, nach den Pritſchmeiſtern. Ein großes Feſt machte vier, fünf und mehr ſolcher Geſellen wünſchenswerth, aber ſie ſaßen nicht in jeder Stadtmauer. Waren ſie nicht zur Stelle, ſo mußten ſie von Nürnberg und Augsburg verſchrieben werden, oder wo ſie ſonſt gerade im Lande umhertrieben, zuweilen von weit her. Es war ein alter Beruf, dem ſie nachzogen. Zu derſelben Zeit, in welcher die phantaſtiſchen Stadtturniere der jungen Patricier in die nützlichen Schießübungen der wehrhaften Bürger umgewandelt wurden, hatte ſich die Pritſchmeiſterei zu einer friedlichen bürgerlichen Arbeit geformt, die Einiges von den Pflichten der alten Herolde und nicht wenig von den alten Feſtſchwänken der fahrenden Narren bewahrte. Die Pritſchmeiſter waren Ausrufer, Stegreifdichter, Polizeibeamte und Poſſenreißer der Freiſchießen, ſie kannten Anſtand, Sitte, jeden feſtlichen Brauch des Schießplatzes aufs Genaueſte, gaben unſichern Feſtordnern guten Rath, hielten die gereimten Feſtreden, ſtraften mit der Narrenpritſche für leichte Vergehen gegen die Ordnung des Schießplatzes, und halfen ſogar bei den Feſtſchmäuſen nach, wo es fehlte, durch einen kräftigen Spaß, auch wohl durch Bedienung. Sie waren weit herumgekommen und wußten ſehr gut, wie mit vornehmen Fürſten und ſtrengen Herren vom Rath umzugehen war. War nicht gerade Feſtzeit, ſo trieben ſie wohl ein beſcheidenes Handwerk, das nicht zu viel Ausdauer forderte. Aber Sieb-

machen oder ein kleiner Wollhandel behagte ihnen ſchwerlich auf die Länge, wenigſtens ſchildern ſie ſich ſelbſt in den umfangreichen Poeſien, welche ſie uns hinterlaſſen haben, als arme Teufel, welche begierig dem Gerücht von einem großen Feſt bei Hofe oder in den Städten lauſchen und erwerbluſtig viele Tagereiſen laufen, um vielleicht ihr Amt bei einem Freiſchießen ausüben zu können. Gelingt ihnen das nicht, ſo wird ihnen doch die Freude, während der Feſtzeit alten Gönnern unter den Schützen aufzuwarten und ſich durch treuherziges Schmarotzen den hungrigen Magen zu füllen, und zuletzt bleibt ihnen der alte Troſt der Dichter, wenigſtens in Verſen zu ſchildern, was ſelbſtthätig zu genießen verſagt war, und für dieſe Verſe Belohnungen einzuſammeln. Es iſt wahr, ihre — gedruckten oder geſchriebenen — Beſchreibungen der freundlichen und anſehnlichen Freiſchießen ſind faſt immer ſehr ſchlechte Reimereien, aber für uns haben ſie doch hohen Werth, weil ſie mitten in das kleine Treiben der Feſte einführen. Und auch in dem Amt der Pritſchmeiſter iſt einiges Beachtungswerthe.

Es iſt wohl nur der deutſchen Natur gemäß, den Narren zur Polizeibehörde eines Feſtes zu machen. Der Schlag ſeiner Pritſche trifft den Herrn wie den Bauerbuben, ſeine Spottrede ſtraft auch den übermüthigen Fürſtenſohn und treibt dem Unverſchämteſten das Blut in die Wangen; der empfindliche Stolz des Junkers, der jede Berührung durch einen Trabanten als tötlichen Schimpf geahndet hätte, erträgt beſchämt, daß die Narren im Amte ihn ergreifen und zu ihrem Rabenſtein ſchleppen. Auch wer das „Schießrecht“ wenig achten würde, der fürchtet nach Schießrecht dem öffentlichen Gelächter preisgegeben zu werden. Aber ſelbſt die Späße des Pritſchmeiſters verdienen eine Beachtung, es ſind ſtehende, endlos umgemodelte Scherzreden und Poſſen, eine beſtimmte herkömmliche Art luſtig zu ſein, typiſche Formen der Narrheit von mehrhundertjährigem Alter, und werden mit einem gewiſſen

Ernſt, ja mit Pedanterie vorgetragen, denn ſie gehören nicht mehr dem Einzelnen an. Sicher wirkten dieſe oft ſchalen Späße erſt dann unwiderſtehlich, wenn eine drollige Laune des Menſchen dabei durchbrach, aber ſie ſind gerade in ihrer alterthümlichen Beſtändigkeit für uns Holzſchnitten gleich, in deren eckigen Linien doch ein gewiſſer Reiz liegt. Wenn z. B. am Ende des Schießens der Pritſchmeiſter dem unglücklichen Schützen, der den letzten Gewinn davongetragen, dieſen Gewinn, die Sau mit ſechs Ferkeln glückwünſchend übergibt und ihm dabei der Länge nach berechnet, wie die borſtige Familie ſich in ſeinem Hauſe Jahr für Jahr vermehren und ihn nach drei Jahren als Herrn von 2401 Stück umkreiſen werde, ſo wurde für die Zuhörer der Spaß dadurch gar nicht geringer, daß ſie dieſelbe Berechnung ſchon ſeit ihren Kinderjahren bei ähnlicher Gelegenheit gehört hatten, er wirkte ähnlich wie eine Melodie, welche ihren beſten Zauber erſt ausübt, wenn ſie im Ohr des Hörers heimiſch geworden iſt.

Der Pritſchmeiſter wußte wohl, daß er ein Narr ſein ſollte. Zwar gab es auch unter ihnen ſtolze Geſellen, welche ſich der Kappe ſchämten, aber ſie wurden von ihren eigenen Amtsgenoſſen verſpottet; ſo war 1573 der Pritſchmeiſter von Zwickau ernſthaft und hochmüthig, aber er litt dafür auch unter dem verächtlichen Achſelzucken ſeines Gefährten Benedict Edelbeck, der aus Böhmen dem Freiſchießen zugewandert war und beſſer wußte, was der Pritſche gezieme. Die Pritſchmeiſter trugen auch einige Abzeichen des Narren, die Kappe und ein auffallendes buntes Kleid in den Farben der Stadt, das ihnen als Feſtgeſchenk blieb. Bei beſonders vornehmen Schießfeſten wurden ſie ſehr ſtattlich herausgeputzt, z. B. in Koburg 1614 trugen ihrer fünf die fürſtlichen Hausfarben, gelbes Wamms von Seide, ſchwarze Hoſen, gelbe engliſche Strümpfe, lange ſchwarz und gelbe Kniebänder, ſchöne Cordouanſchuhe mit ſeidenem Band, einen ſpaniſchen Sammthut mit gelben Federn, darüber eine Kaſſeke mit fliegenden Aermeln, roth, gelb, ſchwarz,

vorn und hinten mit Wappen beſtickt, dazu die große Pritſche und um das Knie ein Band mit mächtigen Schellen, welche laut raſſelten.

Ihre Pritſche, oft unförmlich groß, von Leder oder von geſpaltenem klatſchendem Holz, zuweilen vergoldet, hatte auf dem Schützenplatz viel zu thun. Mit ihr fegten ſie die „Freiheit" des umſteckten Raums von dem andrängenden Volke, und ſtraften die Vergehen gegen die Ordnung. Wer zwiſchen die Schützen und ihr Ziel rannte, ſobald die Uhr aufgezogen war, wer die Schützen in ihrem Stande ſtörte, in Trunkenheit und Uebermuth Unarten wagte, aus Muthwillen oder Tücke fremde Waffen beſchädigte, verfiel ihrem Gericht, ohne Rückſicht auf ſeinen Rang. Und dies Gericht wurde ſehr auffällig geübt. Denn auf dem Schießplane erhob ſich zur Seite ein weit ſichtbares Gerüſt, darauf zwei bunt gemalte Bänke. Dieſer Bau hieß mit altem herbem Scherzwort der „Rabenſtein", ſpäter „des Pritſchmeiſters Predigtſtuhl"; zu ihm wurde der Schuldige unter vielen grotesken Bewegungen gezogen, dort über eine Bank gelegt und mit der Pritſche in einer Weiſe bearbeitet, welche die alte Kunſtſprache zierlich durch die Worte ausdrückte: es wurde ihm der Kopf am H— weggeſchlagen. Dazu hielt der Pritſchmeiſter eine Rede, welche dem Sträfling das Läſtige ſeiner Lage nicht verringerte. Man kann ſich denken, wie anziehend ſolche Geſetzvollſtreckung für alle Unbetheiligten war. Dieſer Brauch wurde überall in Deutſchland geübt, am mäßigſten bei den ernſten Schweizern, ehrbar und möglichſt unparteiiſch in den Städten; nur wo große Herren ein Schießen veranſtalteten, finden ſich in der letzten Zeit Spuren einer fürſtlichen Laune, welche dieſes Schauſpiel auch bei unbedeutenden Vergehen kleiner Leute befiehlt. So fand Kurfürſt Johann Georg eine Freude daran, nach dem Freiſchießen 1614 nicht nur einige Küchenjungen, ſogar einen ſeiner Bären pritſchen zu laſſen, der Bär mußte an der Kette auf die Bank gelegt werden. Der Pritſchmeiſter

gehorchte kurfürstlicher Gnaden, aber aus seinem Bericht ist zu sehen, daß er in stillem Herzen die Empfindung bewahrte, dergleichen sei nicht seines Amtes.

Zu Gehilfen der Pritschmeister wurden aus den Knaben der Stadt einige der unnützesten ausgewählt, auch sie in Narrentracht gesteckt; aus der übermüthigen Brut wurden die eifrigsten Gesetzeswächter, behend lernten sie einige von den Künsten ihrer Meister, sie führten Flederwische, hölzerne Klappern, gellende Pfeifen. Sie stürzten wie eine Meute auf das Bäuerlein, das über den Schützenplatz lief, und begrüßten mit Grimassen und Affengeberden den Schützen, welcher schlecht geschossen. In Koburg zogen sie 1614 als eine große Bande, in schwarze Leinwand genäht, mit aufgesetzten weißen Nähten und Lappen hinter einem langen schwarzen Manne, der eben solche Tracht und Pluderhosen nach altem Landsknechtschnitt trug. Es war der närrische Schuster Martin Pauker, ein düstrer, hagrer Gesell, der selten ein Wort sprach, aber während des ganzen Schießens unermüdlich war in grotesken Verkleidungen. Beim Auszug schleppte er eine ungeheure Leinwandfahne, die bedenkliche Ehrengabe für den Schützen, welcher von allen am schlechtesten geschossen, beim Heimzug aber trug er die große Kesselpauke und ließ auf seinem Rücken trommeln; auf dem Schützenplatz erschien er als wilder Mann in Stroh und Reisig gewickelt, als Mönch, als Nonne, bald kam er in prächtigem Gewande auf einem Esel geritten, endlich wankte er gar in einer Bärenhaut; immer war er vermummt, immer stumm und finster, aber er hatte so seine stille Freude bei der ganzen Sache.*)

Waren die lustigen Pritschmeister bestellt und eingetroffen, so konnte man, wenn die Stadt in dem Ruf stand ihre Schuldigkeit zu thun, gute Freunde besaß und stattliche Preise

*) Wolffgang Ferber, Gründliche Beschreibung eines Armbrust-Schiessens zu Coburgk. 1614. Bl. R.

verkündet hatte, eines ſtarken Zuſpruchs ſicher ſein. Die geladenen Städte hatten ihren Bürgern durch öffentlichen Anſchlag, durch Vorleſen oder Ausrufen das Feſt verkündigt. Es galt ihnen für eine Ehrenſache, durch gute Schützen vertreten zu ſein, und die Schützen bekamen häufig Reiſegeld aus der Stadtkaſſe, dafür überreichten ſie bei der Rückkehr die ſeidenen Fahnen, welche ſie gewonnen, dem Rath oder der Schützengeſellſchaft. Solche abgeordnete Schützen waren meiſtens angeſehene Männer, es traf ſich aber auch, daß außer ihnen andere Bürger der Stadt auf eigene Koſten zum Schießen reiſten. So war in Koburg 1614 außer den vier Schützen, welche die Stadt Schweinfurt geſandt hatte, noch Hans Schüßler, ein kleiner unanſehnlicher Mann, für ſich allein gekommen, er wurde von ſeinen Mitbürgern über die Achſel angeſehen und von ihrer Geſellſchaft ausgeſchloſſen; er aber traf gleich beim erſten Schuß den Nagel, da that er vor Freuden einen Sprung und rief: „Ich war meinen Landsleuten nicht gut genug mich mitzunehmen, jetzt ſoll es, wenn Gott will, noch beſſer kommen.“ Und er hatte zuletzt die meiſten Zweckſchüſſe und gewann einen ſchönen Becher.

In den letzten Tagen vor dem Feſt trafen die fremden Schützen von allen Seiten ein. Vom Rath war im Voraus für billige Unterkunft geſorgt, wohl auch den Bürgern noch einmal eingeſchärft worden, daß ſie ſich aller Neckerei der Fremden zu enthalten hätten; viele der Fremden genoſſen die Gaſtfreundſchaft einzelner Städter. Waren fürſtliche Perſonen geladen, dann wurde die Stunde ihrer Ankunft durch einen reitenden Boten verkündet, ſie wurden vom Rath empfangen, in Herberge gelegt, mit dem üblichen Ehrengeſchenk an Wein, Bier und Fiſchen verſehen. Zuweilen wurde mit den Gäſten, welche vor dem erſten Feſttage eingetroffen waren, ein kleines Vorſchießen gehalten; dabei wurde 1586 zu Regensburg ein ſchöner großer Bock, ganz mit rothem Tuch verdeckt, nebſt einer ſchönen Fahne vom Rath zum Beſten gegeben. In

Schwaben und Baiern war bei kleineren Schießen ein ſolcher verdeckter Bock nicht ſelten.

Am Morgen des Feſtes zogen die Pritſchmeiſter mit dem Spiele der Stadt durch die Straßen und forderten die Fremden zur Verſammlung auf dem Schießplatz auf. In feierlichem Zuge marſchirten die Feſtgeber hinaus, voran die Pritſchmeiſter, dahinter die Zieler, ebenfalls in neuen Kleidern und den Stadtfarben, die Zielſtäbe in der Hand, dann die Trommler und Pfeifer, darauf die Würdenträger und Schützen der Stadt, ein Zug von feinen jungen Knaben der Stadt, gleich gekleidet, im Feſtſchmuck, Söhne der angeſehenſten Familien, welche die kleinen Zweckfahnen trugen, die Belohnungen für Treffer ins Centrum, darauf, vielleicht unter Anführung eines Pritſchmeiſters oder einer andern luſtigen Perſon, die Knaben mit den Schimpffahnen, der ſpöttiſchen Auszeichnung ſchlechter Schüſſe. Dazu kamen andere Knaben, welche die bunten Truhen trugen, in denen die Bolzen geſammelt wurden; auch die Hauptgewinne des Schießens, die großen und kleinen Becher wurden entweder im Zuge herausgeſchafft oder auf dem Schießplatz in einem beſondern Pavillon unter Aufſicht der Stadttrabanten ausgeſtellt.

Auf dem Schießplatz wurde wieder umgeſchlagen und die Schützen durch den Pritſchmeiſter zuſammengerufen; ihnen hielt der Abgeordnete des Raths die feierliche Begrüßungsrede, in der er der alten Freundſchaft der geladenen Städte gedachte und ſeine beſten Wünſche für das Feſt ausſprach. Darauf zogen die Pritſchmeiſter mit der Muſik wieder über den Schießplatz, einer von ihnen verkündete noch einmal den Wortlaut des Einladungsſchreibens und ermahnte die Schützen, nach Städten zuſammenzutreten und ihre Siebener oder Neuner zu wählen. Dieſe ſind Behörde des Schießplatzes, die oberſten Richter nach dem Schießrecht, ſie werden aus den angeſehenſten Männern der Stadt und den Gäſten gewählt, einige von den Feſtgebern, die andern von den Schützen nach Landſchaften.

Sind die größten Städte, Nürnberg, Augsburg, Magdeburg, unter den Gästen, ſo wird wohl gleich beim Umſchlagen beſtimmt, daß von ihnen einzelne Vertreter der fremden Schützen gewählt werden ſollen, die freien Reichsſtädte werden beſonders ausgezeichnet, ebenſo anweſende Fürſten, welche oft ſelbſt das mühſame Amt eines Neuners übernehmen. Die Neuner werden von der Stadt in der Bewirthung bevorzugt. Unter ihnen ſtehen die Schreiber, häufig drei, die in beſonderer Hütte die Anmeldungen der Schützen annehmen. Jeder Schütz muß Bolzen und Kugeln, Armbruſt und Büchſe vorzeigen, jeder Bolzen wird geprüft, ob ſeine Eiſenſpitze durch die Oeffnung des Pergamentringes durchgleitet, denn der dickere Bolzen macht eine größere Oeffnung im Zirkelblatt und kann, da von dem Rande der Oeffnung bis zum Mittelpunkt des Zirkels gemeſſen wird, bei zwei gleichen Schüſſen den Andern benachtheiligen. War der Bolzen probehaltig, ſo wurde der Name des Eigenthümers auf den Schaft geſchrieben, nur beſchriebene Bolzen durften gebraucht werden. Ferner aber hatte jeder Schütz ſeine Geldeinlage zu machen, bevor er zum Schießen zugelaſſen wurde. Ueber dieſen Vorbereitungen gingen immer mehre Stunden, oft der größte Theil des erſten Tages hin. Die Zeit wurde häufig durch eine „Collation" ausgefüllt, welche der Rath der Stadt den fremden Schützen gab, ſie beſtand in der früheren mäßigen Zeit aus Wein und gutem Bier und einfacher Zukoſt, Obſt, Kuchen, Butter und Käſe. Waren die Schützen eingeſchrieben und hatten ſie ihre Einlage gemacht, ſo wurden ſie in Viertel oder Fahnen getheilt, drei, fünf und mehr Fahnen, häufig hatte jedes Viertel ſeinen beſondern Stand.

Jetzt endlich begann das Hauptſchießen in „Rennen" oder „Schüſſen", beim Armbruſtſchießen ſo, daß die Viertel hinter einander ſchoſſen, jeder Schütz einen Schuß.

Gegenüber der Zielſtatt waren im Schießhaus oder in beſonderem Holzbau die Stände der Schützen. Aber ihre Art und Weiſe zu ſchießen erſcheint uns auffallend. Vor dem Beginn

des Rennens zog ein Pritſchmeiſter mit Pfeifen und Trommeln über den Schießplatz und rief die Schützen nach Abtheilungen in den Stand. Eilig drängten ſie herzu und ſaßen in Reihen neben einander, nach dem Looſe geordnet, jeder in dem Stande, dem er ſeinen Namenszettel angeheftet hatte. Solange die Abtheilung ſchoß, durfte keiner ſeinen Stand verlaſſen, keiner die Nachbarn durch Wort oder Bewegung ſtören. So ſaßen ſie, die Armbruſt in der Hand, dann rief der Pritſchmeiſter: Zieler, laß die Uhr los. Auf das Zeichen begann ſich der Weiſer in Bewegung zu ſetzen, jedes Viertel durch Schlagen der Glocke andeutend. Während dieſer Zeit mußte jeder Schütz ſchießen, er ſchoß ſitzend, wenigſtens in dem innern Deutſchland ſeit der Mitte des 15. Jahrhunderts, durfte ſich aber dabei ebenſowenig anlehnen als die Armbruſt auflegen.*) Hatte der Zeiger auf der Uhr den Umlauf beendet, dann läutete hell die Glocke, ein Stahlſpiegel ſank an einer Hanfſchnur herab und bedeckte das Zirkelblatt, und vor der Schießwand erhob ſich aus der Erde oder ſank aus dem Holzbau ein Gitter, um die zudringenden Schützen von der Schießwand abzuhalten. Dann begann die Arbeit der Neuner, Schreiber und Zieler. Die Schießwand wurde, wo ſie beweglich war, umgedreht, dann ſtand hinter ihr ein Tiſch für den Schreiber, die beſchriebenen Bolzen wurden herausgezogen, der Zweckſchuß und alle Zirkelſchüſſe mit dem Namen der Schützen aufgeſchrieben, auch der weiteſte Schuß wurde bemerkt. Die Zieler aber hämmerten die Bolzenlöcher zu, ſchwärzten die beſchädigten Stellen der Wand und zogen ein neues Blatt ein. Hatten in dieſer Art ſämmtliche Abtheilungen der Schützen einen Schuß abgegeben, ſo wurden die Bolzen in feierlichem Zuge

*) Schon im Ausſchreiben der Ulmer von 1468 wird gefordert, daß der Armbruſtſchütze ſchieße „aufrecht ſitzend auf freiem Stuhl, ohne Anlehnen, mit freiem ſchwebendem Arme und abgetrenntem Wammsärmel, ohne daß die Säule der Armbruſt an die Achſel und Schlüſſel der Bruſt rühre.“ Neues deutſches Muſeum von R. Bechſtein, S. 235.

mit Pritſchmeiſter, Pfeifen und Trommeln nach dem Schießhauſe getragen, dort die gleichgiltigen Bolzen in einem Troge ihren Beſitzern überlaſſen, die verzeichneten Schüſſe dagegen in einem zierlichen hölzernen Behälter — in Zwickau war es 1573 ein großer weißer Schwan, das Stadtwappen — überbracht. Der Bolzen des Zweckſchuſſes erhielt einen Ehrenplatz, auch der „weite" Schuß eine auffallende Stelle. Schon nach dem erſten „Schuß" begann die Austheilung der Preiſe.

Es war das Beſtreben, nach allen Richtungen auszuzeichnen und ſo viele Schützen als möglich mit Preiſen zu verſehen, aber unſere Ahnen ließen ſich auch nicht nehmen, dem, der ſeine Sache beſonders ſchlecht gemacht hatte, durch derben Scherz eine Demüthigung zu bereiten. So wurden mit Preiſen verſehen der beſte Schuß eines jeden Rennens, der „Zweckſchuß"; auch wer die meiſten Schüſſe zunächſt am Nagel gethan, erhielt, wenn ſeine übrigen Schüſſe nicht gut genug waren ihm einen Hauptgewinn zu verſchaffen, ein beſonderes Geſchenk. Die Hauptgewinne aber waren für die Schützen, denen am Ende des Schießens die meiſten Zirkelſchüſſe zuſammengerechnet wurden. Alle Schützen, welche durch die ausgeſchriebene Zahl von Schüſſen keinen Gewinn erhalten hatten, erhielten das Recht, vor dem Ende des Hauptſchießens noch einmal unter einander um kleinere Preiſe, die Ritterpreiſe, zu kämpfen, das nannte man „um den Ritter ſtechen" oder „rittern". Alle Gewinne des Hauptſchießens wurden von den Feſtgebern ausgeſetzt, ſie waren ſämmtlich in dem Ausſchreiben mit ihrem Silberwerthe aufgezählt. Außerdem aber mußte jeder Schütz beim Beginn des Feſtes einen Geldbetrag — den Doppel — einlegen, bevor er eingeſchrieben wurde. Dieſe Einlage war nicht unbedeutend, ſie wurde höher, je anſpruchsvoller die Feſte ſich ausbildeten. Während ſie in früherer Zeit etwa zwei Gulden betragen hatte, ſtieg ſie in den letzten fünfzig Jahren der Freiſchießen auf ſechs, acht Reichsgulden, ja ſie betrug 1614 bei dem Stahlſchießen, welches Kurfürſt Johann

Georg zu Dresden gab, bereits zwölf Reichsthaler, welche nach Silber- und Getreidewerth etwa dreißig Thalern unſeres Geldes entſprechen. Allerdings waren nicht alle Freiſchießen ſo ariſtokratiſch. Auch war die Einlage des Schützen bei den meiſten Feſten nur zum Theil eine gebotene, oft war die kleinere Hälfte freiwillig. Durch die gebotenen Einlagen wurden die Nebengewinne bei dem Hauptſchießen gedeckt, dieſe Gewinne in kleinen Beträgen auf ſo viele Schützen als möglich vertheilt. Aus den freiwilligen Beiträgen wurden häufig kleine Silbergeſchirre für ein Nachſchießen gekauft — „die großen und kleinen Silber" —, zuweilen wurde auch dafür noch von den Feſtgebern Einiges geſpendet, dann verwendete man dieſe Beiträge der Schützen zu kleinen Geldprämien des Nachſchießens.

Zu allen Preiſen des Hauptſchießens aber gehörten große und kleine Fahnen, mit den Stadt- oder Landesfarben, mit einem Wappen oder Kranz bemalt. Oft ſtand der Geldwerth des Gewinnſtes darauf. Eine ſolche Fahne davonzutragen, war große Ehre. Die fremden Schützen brachten ſie ſtolz in ihre Heimat, überreichten ſie wohl auch dem Rath ihrer Stadt oder ihrer Schützenbrüderſchaft, welche ihnen die Zehrungskoſten der Reiſe beſtritten hatte. Beſcheiden waren im Anfang die Preiſe des Siegers; ſie wurden lange als „Abenteuer" bezeichnet, an dem Fremdwort, das aus den Bezeichnungen der alten Turnierſprache herſtammte, hing noch ein romantiſcher Reiz. Aber die Abenteuer, welche den Muth des tüchtigen Schützen herausfordern, ſind nicht mehr unerhört. Ein ſtattlicher Widder iſt um 1400 in München, 1404 in Kehlheim das „Beſte", der erſte Preis bald darauf ein Ochs, ein Pferd, in der Schweiz Muni, der Zuchtſtier, die Thiere oft mit werthvollem Tuch bedeckt; ſo iſt noch 1433 zu Nürnberg ein Pferd mit rothem Tuch bedeckt das Beſte. Die Nebenpreiſe ſind etwa ein kleiner Becher, Silberſchale, Gürtel, Armbrüſte, ein Schwert, und ein Preis, der in der ganzen Folge bei kleinen Schießen beſonders beliebt war und überall bis auf die Neuzeit in den

Schützengeſellſchaften gehaftet hat: Stoff zu einem ſchönen Paar Hoſen. Aber ſchon 1440 iſt in Augsburg das Beſte eine Geldſumme, 40 Gulden, und das Pferd, das Rind werden die letzten Preiſe des Hauptſchießens. Schnell ſteigt der Werth der Gewinne, 1470 ſind in Augsburg 101 Gulden das Beſte, um 1500 iſt dieſe Summe bei großen Freiſchießen gewöhnlich, in Zürich ſtehen 1504 110 Gulden als Hauptgewinn, 100 Gulden als zweiter, und ſo in langer Reihe hinab bis auf 1 Gulden, alle doppelt für Stahl und Büchſe, und — was bei den Schweizer Schießen nicht ſelten iſt — alle in Geld. Unaufhörlich ſteigt der Werth der Preiſe. Zu Leipzig 1550 für Armbruſt 300 Gulden. Beim großen Schießen zu Straßburg 1576 war der erſte Hauptgewinn für Stahl und Büchſe 210 Reichsgulden, in Baſel 1603 für Musketen (gezogene Rohre) ein Becher von 300 Gulden Werth. 300 Gulden nach Silber- und Getreidewerth entſprechen 666 Thalern unſeres Geldes.

Die Hauptgewinne ſind Geld oder Silbergeſchirr, zuweilen mit Geldſtücken gefüllt, Becher und Schalen in allen Formen und Größen, oft mit der Zierlichkeit und dem Geſchmack, welcher das Kunſthandwerk der Goldſchmiede im 16. Jahrhundert auszeichnete; den Gewinnern wurde im einzelnen Falle auf ihr Begehren der angegebene Werth der Gewinne in Geld ausgezahlt. Auch die Geldbeträge wurden häufig in beſonderen Münzen und Medaillen gezahlt, welche für das Feſt geprägt waren, große, kleine, vergoldete, häufig drei- und viereckige, die Klippen. Zumal die einzelnen Zweckſchüſſe wurden durch Klippen belohnt, die an der Siegesfahne hingen. Bei dem theuren Stahlſchießen zu Dresden erhielt jeder Zweckſchuß zur Fahne eine vergoldete Medaille, welche 5 Reichsthaler ſchwer war, faſt genau ein Viertelpfund unſeres Zollgewichts. Auch kleinere Städte ſchlugen Medaillen und Klippen, ſie dauern als geſuchte Seltenheiten unſerer Münzcabinette, und zeigen die größte Mannigfaltigkeit der Embleme, Sinnſprüche,

der Größe, Form und des Geldwerthes. Selbst der Jugend und den Armen wurden hier und da zur Erinnerung an ein solches Fest kleine Silbermünzen geschlagen und ausgetheilt.

Außer diesen guten Preisen aber gab es auch unholde Vexirgewinne. Schon der letzte Schütz, welcher auf einen Gewinn Anspruch machen konnte, wurde durch eine zweideutige Auszeichnung beehrt, er erhielt, wie bemerkt, nach altem Brauche unter vielen spöttischen Glückwünschen des Pritschmeisters außer der kleinsten Geldprämie ein Borstenthier, groß oder klein, Sau oder Ferkel, nach der Laune der Festgeber. Dazu eine gute Preisfahne, aber ebenfalls mit anzüglichem Bilde. Vom Koburger Schießen des Jahres 1614 wird gerühmt, daß diese Fahne besonders schön gestickt war, doch darf man annehmen, daß ihr Inzeichen dem Besitzer keine reine Freude verursachte. Aber unzweifelhafter Hohn wurde bei jedem Rennen dem weitesten Schuß zu Theil. Fahne und Gastgeschenk war ein spöttisches Zerrbild des Preises für den Zweckschuß. Ferner bewahrte man hier und da den Brauch, daß jeder, der bis zur Mitte oder bis zum Ende des Hauptschießens gar keinen Treffschuß gethan hatte, von dem Pritschmeister zum Ritter geschlagen wurde. Durch diese demüthigende Feierlichkeit erhielt er das Recht, mit seinen Unglücksgefährten um besondere Fahnen und kleine Gewinne zu kämpfen. Aber nicht überall wurden die „Ritterpreise" durch Pritschenschläge erkauft. Wer vollends die meisten schlechten Schüsse gemacht hatte, mußte wenigstens in der letzten Zeit der Freischießen beim Ende des Festes zuweilen eine riesige rohe Fahne von Sackleinwand tragen, von den Narren des Festes umgeben. — Waren die Bolzen des Zweckschusses und des weitesten Schusses nach dem ersten Rennen in ihre Behälter gesteckt, so trat der Pritschmeister auf seinen Predigtstuhl, rief zuerst mit lauter Stimme den besten Schützen des ersten Rennens heran und begrüßte ihn mit einer kurzen Stegreifrede in Knittelversen, worin er ihm sein Verdienst und seinen Gewinn rühmte.

Er werde jetzt zur Erinnerung an den Schuß eine ſchöne ſeidene Fahne erhalten, an welcher eine ſilberne Klippe hänge, ferner einen zinnernen Teller, darauf eine gebratene Forelle, eine Semmel und ein Glas Wein nebſt einer Pomeranze. Tapfere Muſikanten, Trompeter oder Pfeifer, werden vor ihm hergehn und ihn zu ſeinem Sitz führen. So marſchirte der glückliche Schütze unter Muſik ab, Beamte der Stadt überreichten ihm Fahne und Münze und den luſtigen Ehrenteller. Darauf vertheilte der Pritſchmeiſter die andern Zirkelſchüſſe, zuletzt rief er den Unglücklichen, der den weiten Schuß gethan. Er kam nicht willig; der Pritſchmeiſter verneigte ſich vor ihm und ſprach: „Seht zu, ſchöner Schütz, daß ihr eure Kunſt beſſer lernt. Ich habe hier einige freie Knaben, die euch das Treffen beibringen werden. Dürft ihnen kein Geld dafür zahlen. Franz Floh, nimm den Sprengwedel, ſegne ihn mit geweihtem Waſſer, es iſt ſehr möglich, daß er beſchrien iſt. Komm, Hans Hahn, läute ihm mit deiner hölzernen Glocke um die Ohren! — Doch ich merke, ihr ſeid ein guter Chriſt, ihr wollt Andern auch was übrig laſſen. Darum, liebe Vexatoren, nehmt euch ſeiner an, der Mann hat's wohl um die Andern verdient, pfeift ihm einen hübſchen Reihen vor, und bohrt ihr ihm Eſelsohren, ſo ſeid anſtändig und thut's hinter ſeinem Rücken. Bringt ihm ſeine Ehrengeſchenke. Zuerſt eine Fahne von der Art Atlas, in welchem die Bauern ihren Hafer zur Stadt führen. Die Klippe, welche daran hängt, iſt leider nur von Blech, dazu ein Teller von Holz, darauf ein ſchöner Quarkkäſe, ſtatt der Pomeranze ein Apfel und in thönernem Napf ein Trunk leichtes Bier!" So höhnte der Pritſchmeiſter und zuletzt bot er ihm noch eine Narrenkappe mit Hahnenfedern an; unterdeß gellten, klapperten und pfiffen des Pritſchmeiſters Jungen um den Schützen, ſchlugen Burzelbäume, bohrten ihm Eſel und verfolgten ihn mit Grimaſſen bis zu ſeinem Stande, während ihm wohl auch ein Dudelſackpfeifer voranſchritt und aus ſeinem Schlauch die

grimmigſten Töne preßte.*) Es wurde von den Schützen ernſthaft darauf gehalten, daß bei ſolchem Vexiren die Anſpruchsvollen nicht beſſer wegkamen als die Mehrzahl. Den Betroffenen aber war dieſer Vorgang ſehr peinlich. Selten glückte ihnen, den weiteſten Bolzen vorher bei Seite zu bringen, was immer allgemeinen Unwillen erregte. Den anweſenden Fürſten wurde doch einige Rückſicht bewieſen, wenigſtens lauten ihnen gegenüber die gedruckten Worte der Pritſchmeiſter ſehr mild. Hatte der Landesherr ſelbſt einmal den weiteſten Schuß gethan, ſo nahm ihn wohl einer aus dem Gefolge auf ſich, wie 1573 zu Zwickau.

So verlief das Feſt Schuß für Schuß; nach jedem Belohnung des beſten Schuſſes. Dieſe Zwiſchenſpiele nahmen nicht wenig Zeit in Anſpruch, ſo kam es, daß den Tag nicht mehr als etwa ſieben, acht Schüſſe, bei großen Schießen noch weniger gethan wurden.

Um das Ende des Feſtes aber wurde das Schießen in den meiſten Landſchaften Deutſchlands durch einen holden Brauch unterbrochen, der hier ſo geſchildert wird, wie er in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den Städten der Schwaben, Franken, Thüringer und Meißner vor ſich ging. Im Zuge ſchritten mehre der vornehmſten Jungfrauen der Stadt, feſtlich gekleidet, von Rathsherren, Stadtpfeifern und Trabanten begleitet, auf den Schützenplatz. Eine von ihnen trug in verzierter Schachtel einen koſtbaren Kranz, — zuweilen von Silber und Gold mit Perlen und Edelſteinen geziert, — eine andere die ſchöne Fahne. Auf dem Platz hielten

*) Dieſe Standreden des Pritſchmeiſters und ſeine Behandlung der ſchlechten Schützen entſprechen den Turnierſtrafen, dem Waidmeſſer über dem Hirſch und den Ceremonien der Depoſition. — Vergl. Benedict Edelbeck 1573 und Wolfgang Ferber 1614. Auch Hans Sachs hat 1549 ſtarke „Pritſchengeſänge" gefertigt, welche auf dem Predigtſtuhl beim Aushauen gute Dienſte geleiſtet haben mögen. Sie ſind nach der Handſchrift abgedruckt in: Deutſches Muſeum von R. Bechſtein, Neue Folge S. 251.

ſie ihren Umzug, dann wurden die Schützen einer befreundeten Stadt aufgerufen, ein Sprecher der Stadt hielt ihnen eine Anrede, die Jungfrauen überreichten ihnen als Ehrengeſchenk für ihre Stadt Kranz und Fahne und boten ihnen den Ehrentanz. Die gerufenen Gäſte dankten im Namen ihrer Stadt mit gewählten Worten, einer von ihnen ſetzte den Kranz auf das Haupt und ſie ſchritten mit den Jungfrauen in feierlichem Tanze hinter der Muſik über den Schießplatz. Ein ſolcher Kranz legte der Stadt, welche ihn erhielt, die zarte Verpflichtung auf, das nächſte Freiſchießen zu veranſtalten. Er wurde ſorglich bewahrt, und in dem Ausſchreiben der bekränzten Stadt wird häufig als Grund des Freiſchießens erwähnt: „damit das Kränzlein nicht verwelke.“ Seit die Fürſten eifrig an den Schießen theilnehmen, erhalten auch ſie die Kränze; iſt ein Fürſt der Feſtgeber, ſo ertheilt wohl eine der Prinzeſſinnen den Kranz. Dieſer alte Brauch band die Städte einer Landſchaft zu einer großen Feſtgenoſſenſchaft zuſammen. Nur das Tanzen auf dem offenen Schießplatz hörte ungefähr ſeit dem Jahr 1600 auf.

Aber dieſe großen Bürgerfeſte boten noch andere Gelegenheit Kraft und Kunſt zu erweiſen. Im 15. Jahrhundert, wo ſie aufblühen, werden für die Schützen ſelbſt noch „offene Spiele“ eingerichtet und Preiſe für die Sieger ausgeſetzt. In dieſen Spielen hat ſich uralte Ueberlieferung erhalten. Es ſind die alten Wettkämpfe, wie in den Nibelungen Sigfried gegen die Brunhild gewann: Steinſtoßen, Springen, Laufen. Sie waren 1456 beim Freiſchießen von Straßburg ausgeſchrieben, den Preis im Springen trug der Züricher Hans Waldmann davon, der ſpäter als Bürgermeiſter ſein ſtolzes Haupt auf dem Block verlor. In Augsburg war beim Stahlſchießen 1470 ein goldener Ring für den geſetzt, der einen Stein von 45 Pfund im Antritt mit drei Stößen nach „Stoßensrecht“ am weiteſten forttreiben würde; ein Ritter Wilhelm Zaunried gewann den Preis. Ebenſo ſtanden in

Zürich 1472 drei Preiſe für drei Stöße auf Steine von 15, 30, 50 Pfund. — Im Springen gewann 1470 zu Augsburg Chriſtoph Herzog von Baiern den goldenen Ring. Die Aufgabe war: drei Sprünge auf einem Bein mit Anlauf, darauf ein Sprung mit beiden Füßen, dann wieder drei Sprünge auf dem andern Bein und ein zweiter Sprung. In Zürich waren 1472 dreierlei Sprünge vorgeſchrieben: von der Stelle mit gleichen Füßen, im Anlauf mit gleichen Füßen, Anlauf und nach dem Sprung drei Sprünge auf einem Fuß. Das alles wurde ſehr ernſt genommen, ſchon in dem Ausſchreiben des Raths den Gäſten genau angezeigt. — Im Wettlauf maß 1470 die Bahn zu Augsburg 350 Schritt, auch im Laufen gewann Herzog Chriſtoph von Baiern den goldenen Ring; in Zürich war 1472 die Bahnlänge 600 Schritt; in Breslau waren im J. 1518 Stücke des beliebten Zinns der Preis im Laufen. Neben den Männern rannten zuweilen die Roſſe, ſo in Augsburg 1446 beim Büchſenſchießen; 14 Pferde erſchienen an den Schranken, Preis war ein Stück Scharlachtuch, Sieger ein Pferd des Herzogs Albrecht, das er von München zum Rennen geſandt hatte.*) Bei dem Rennen im Jahr 1470 gewann ebendort ein Pferd Herzog Wolfgang's von Baiern den Preis von 45 Gulden. In Ulm waren 1468 für dies Pferderennen drei Preiſe ausgeſetzt, der erſte wieder rothes Tuch, der letzte ein Schwert; die Roſſe liefen auf dem „gewöhnlichen Rennweg", das langſamſte der angemeldeten Pferde erhielt eine Sau, die es in die Stadt führen mußte. — Auch das Ringen, ſogar das Tanzen erhielt Preiſe. So 1508 wieder in Augsburg. — Und einen närriſchen Preis erwarb ebendort ſogar der, welcher dem Volk die größte Lüge erzählen konnte.

Zu dieſen einheimiſchen Volksfreuden kamen andere, nicht weniger alt. Die Fechter drängen ſich auch in die Freiſchießen, — ſchon 1508 in Augsburg, — zumal wenn Fürſten an der

*) Welſer-Gaſſer, Chronika von Augſpurg, S. 182.

Bürgerluſt theilnehmen. So kämpften 1560 in Stuttgart die Fechter paarweis auf dem Schießplatz, auch die fürſtlichen Frauen fuhren hinaus dies Gefecht zu ſehen, der erſte Sieger erhielt ein ſchönes Wamms von Taffet, jeder andere Preis betrug zwei Thaler. Zum Stahlſchießen in Zwickau führte 1573 der Markgraf von Ansbach eine Fechterbande von vierzig Mann, denen Kurfürſt Auguſt von Sachſen ſeine Federfechter gegenüberſtellte. Sie kämpften an zwei Tagen paarweiſe gegen einander mit Langſchwert, Duſſek, langem Spieß, halber Stange, nach alter Sitte barhaupt, alle Neſtel aufgebunden, fröhlichen Gemüths, einzelne Paare machten viele Gänge, ohne einander zu beſiegen.

Maſſenhafter hängen ſich andere Volksbeluſtigungen an die Freiſchießen, die Freude wird geräuſchvoller, reichlicher, übermüthiger, und wer den Schießplatz am Ende des 16. Jahrhunderts muſtert, ſieht auch aus dem Treiben des ſchauenden Volkes, daß die Zeit ſich geändert hat. Früher hatten die Schützen, unter ihnen Fürſten und Edle, an den offenen Turnſpielen theilgenommen, die Wittelsbacher waren unter den Bürgern der Reichsſtädte auf einem Beine gehüpft und hatten die ſchweren Steine geſchleudert. Am Ende des 16. Jahrhunderts ſchauen die Herren, auch die bürgerlichen Schützen den Volksſpielen ſchon vornehm zu, die Bauerburſchen aber kommen im Sonntagsſtaat mit ihren Mädchen und führen zum Vergnügen der Andern ihre ländlichen Tänze auf, es iſt beſondere Freude, die Bauermädchen um ein Camiſol oder einen Bruſtfleck wettlaufen zu ſehen, hohe Sprünge, flatternde Gewänder, ein Hinſtürzen der eiligen erregt beſonders Behagen, ihr bäuriſches Benehmen ſoll den Andern zur Erhöhung der Luſt beitragen. Es ſind vorzugsweiſe die Fürſten, welche daran ihr Vergnügen finden, ſelten fehlen groteske Aufzüge und Tänze der Landleute, wenn ein Landesherr das Feſt ausſchreibt. Der Muthwille, welchen die Pritſchmeiſter oder gar trunkene Diener gegen das Landvolk üben, erregt auf dem

Schießplatz ein für uns unbehagliches Gelächter. Die tanzenden Paare ziehen mit rothen Vogelbeeren oder gar mit geschwänzten Mohrrüben bekränzt auf den Plan, die Männer greifen auf ungesatteltem Pferde in schnellem Ritte nach einer über ihnen aufgehängten Gans, und der Spaß ist, daß sie dabei von ihrem Klepper gleiten.

Auch für die Freude der Anspruchslosen und der Kinder war gesorgt. Da war z. B. ein possierlicher Narr, der mit einem Schild und kurzem Lederkolben bewaffnet jeden herausforderte, ihn mit einer Lanzenstange anzugreifen. Wagte einer den Kampf, so wußte der Narr so schön die Stange abzupariren, dem Gegner auf den Leib zu rücken und ihn mit seinem Kolben zu bearbeiten, daß er die Lacher immer auf seiner Seite hatte.*) Neben ihm stand (zu Regensburg 1586) ein wilder Mann, dem man Kugeln in den geöffneten Mund warf, neun Kugeln um einen Kreuzer. Auf einem Rössel saß eine lustige Puppe, ein kleines Männlein, man warf ihn mit dem Ball herab, wer am häufigsten traf, gewann etwas. Auch der Hahn im Topfe fehlte nicht, nach ihm wurde mit kleinen Dreschflegeln geschlagen. Muthige Knaben aber klommen an dem glatten Kletterbaum, zuweilen war die Aufgabe, einen Hahn aus dem Korbe zu holen, welcher an der Spitze aufgehängt war, oder Kleider und Schmucksachen.

Der Schießplatz selbst war durch Schranken oder Seile gesperrt, aber zur Seite standen die Zelte und Buden, Goldschmiede legten Becher, Schalen, Löffel, Ketten aus. Sehr beliebt waren die Zinnbuden, vor denen mit dem Würfel in die „Brente", die ähnlich wie unser Puffbret mit roth und weißen Farben bemalt war, um Hausrath geworfen wurde. Um die Würfelbuden drängten sich auch unheimliche Gesichter, Strolche, fahrendes Volk, gewöhnt noch mehr auf's Spiel zu setzen als ihre letzten erbeuteten Pfennige. Aber sie waren

*) Caspar Lerff, Freyschießen zu Regensburg 1567. G. 2.

nicht unbeobachtet, denn die Stadttrabanten ſchritten in ihrem Feſtſchmuck ernſthaft die Buden entlang, damit kein Frevel den Frieden des Schießplatzes ſtöre. Beſondere Aufmerkſamkeit wurde von den Feſtgebern auf die Kegelbahnen gewandt, die in Stadt und Land noch nicht ſo häufig ſtanden als jetzt. Oft ſind zwei, ja drei für das Feſt eingerichtet; auch hier werden Preiſe geſetzt, ſo werden 1518 in Breslau auf zwei Plänen ein Ochs und wieder zinnernes Geräth ausgeſchoben, die Kegelbahnen ſind zumal in Schleſien, Sachſen, Thüringen eine beliebte Zugabe der Feſte.

Von allem, was die Freiſchießen dem Volke anmuthig machte, hat nur eine Unterhaltung, gerade die bedenklichſte, in der folgenden ſchweren Zeit eine große Ausbildung erhalten, der Glückstopf, der beſcheidene Ahnherr der Staatslottos und Lotterien. Schon 1467 erſcheint er auf dem Armbruſtſchießen zu München; 1468 wird er im Ausſchreiben der Ulmer noch wie etwas Neues ausführlich beſchrieben; 1470 iſt er auf dem großen Schießen zu Augsburg eine wohlbekannte Einrichtung, die Gewinne ſind dort Becher, Kleiderſtoffe, ſammtne Gürtel, Waffen, es waren 22 Gewinne und mehr als 36,000 Zettel zu 8 Pfennigen; ein Koch gewann das Beſte, was dem Volk für einen angenehmen Beweis galt, daß es ehrlich zugegangen. Auf dem Büchſenſchießen zu Zürich 1472 hatte der Topf bereits wichtigen Antheil am Feſt, der Zettel koſtete dort einen Schilling, von jedem Gulden Gewinn mußte ein böhmiſcher Groſchen für die Spielleute abgegeben werden. Zur Ziehung wurde ein Gerüſt auf öffentlichem Platz errichtet, darauf eine Schaubude mit den Gewinnen geſetzt, daneben die Schreiber, die Töpfe. Es waren zwei Töpfe, in den einen wurden die Namen derer geworfen, welche einen Zettel gelöſt, in den andern Gewinne und Nieten, ein ſechzehnjähriger Knabe zog, zwiſchen die Töpfe geſtellt, aus beiden zugleich. Zuerſt wurde der Name gerufen, dann ob Gewinn, ob nicht. Der erſte Zettel und der letzte im Namentopf gewannen auch etwas.

in Zürich 1472 einen Widder; wer viele Zettel nahm, erhielt sie manchmal billiger. Schon 1504 bestehn in Zürich die Gewinne aus baarem Geld, in Deutschland aber blieb bei den Freischießen noch hundert Jahre länger der Brauch, verarbeitete Werthstücke zu verspielen. Die Spielwuth war groß, besonders die Frauen drängten sich um den Topf, und wenn man nach den erhaltenen Gewinnlisten schließen darf, waren auch die kleinen geistlichen Herren der alten Kirche lustig beim Spiel. Selten fehlte der Topf im 16. Jahrhundert einem größern Freischießen, er war eine große Angelegenheit; emsig verzeichnen die Chronisten Gaben und glückliche Gewinner. So standen, um nur ein Jahr zu erwähnen, allein 1540 im mittlern Deutschland zwei Glückstöpfe, denn in Frankenhausen und Hof waren Freischießen, in Hof dauerte die Ziehung fünf Tage, der letzte Gewinn des Topfes war in beiden Städten die scherzhafte Sau, welche sich vom Schießplatz auch in das Glücksspiel eingedrängt hatte. Sehr groß war 1575 der Straßburger Glückstopf, 275 Gewinne, der erste von 115 Gulden Werth; der Absatz der Zettel war so reißend gewesen, daß man die Zahl vermehrt hatte, ebenso im Verhältniß die Gewinne. Pfalzgraf Johann Casimir, ein unternehmender Herr, hatte allein 1100 Loose gekauft, er gewann aber gar nichts Erhebliches. Auch die Züricher Gäste mit dem Breitopf hatten „im Namen des glückhaften Schiffes und der Vaterstadt" einige tausend Loose genommen, welche zusammen 101 Gulden kosteten, sie gewannen dafür Silber, das ungefähr die Hälfte werth war. Die Ziehung dauerte vierzehn Tage, das Gedränge des Volkes um den Topf war sehr beschwerlich, zuletzt mußte Gewalt gebraucht werden den Topf zu sichern.

Aus ähnlichen Anfängen hat sich in Italien und Holland während des 16. Jahrhunderts die Lotterie ausgebildet, zuerst große Ausspielung von Waaren, bald von Geld, zuerst von Einzelnen, bald von den Stadtgemeinden als Einnahmequelle

benutzt. In Hamburg wurde die erste Geldlotterie 1615 errichtet.

So verliefen die großen Waffenfeste unserer Ahnen, wochenlang schwirrte die Menge um Schießplatz und Buden, in den Straßen der gastlichen Stadt. Hatte die Schützengesellschaft endlich die vorgeschriebene Zahl von Schüssen gethan, so mußten alle Schützen, denen eine gleiche Zahl von Zirkelschüssen verzeichnet war, um ihren Gewinn auf besonderer Scheibe „stechen", wer dabei den schlechteren Schuß that, erhielt den nächsten kleinern Preis. Ebenso stachen um die Ritterpreise alle, welche im Hauptschießen keinen Gewinn davongetragen. Die Haupt- und Ritterpreise wurden mit den Fahnen feierlich überreicht, die Geldgewinne hingen in bunten seidenen Beuteln an den Fahnen, Gewinne und Fahnen waren schon vorher in langer Reihe zur Schau ausgestellt, denn die Alten verstanden sehr gut, solch froher Auszeichnung auch guten Schein zu geben. Dann folgte meist ein Nachschießen um die freiwilligen Einlagen der Schützen, einfacher, zwangloser, zuweilen mit andern Schußentfernungen. Endlich auf dem Schießplatz die große Abdankung durch die Gastgeber, bei welcher den Gästen noch einmal die Freude der Stadt mit Herzlichkeit ausgesprochen wurde. Zuletzt ein großer Marsch vom Schießplatz in die Stadt. Das war ein wichtiger Vorgang. Aller Glanz des Festes entfaltete sich noch einmal in dem langen Zuge. Trompeter und Pfeifer bliesen, die große Trommel und die Heerpaule dröhnten, die Pritschmeister klatschten mit ihren Pritschen, die Würdenträger des Festes, Rathsherren und Reuner schritten mit ihren langen seidenen Schärpen, hinter ihnen die glücklichen Erwerber der Hauptpreise, jeder von zwei ansehnlichen Männern geleitet, jedem wurde sein Gewinn vorgetragen. Unter den Fahnen ihrer Viertel folgten die Schützen, stolz trug jeder seine Preisfahne, aber auch die Bezirfahnen entzogen sich nicht immer dem Zuge, demüthig kamen ihre Träger daher, hinter ihnen das junge Narrenvolk. Und unsere Vor-

fahren hatten Recht, wenn ſie ſich in ſolchen Aufzügen mit Selbſtgefühl bewegten. Schon die Kleidung war farbenreich, ſchwere Stoffe, Seide und Sammt ſuchten auch mäßige Männer bei feſtlicher Gelegenheit zu tragen. Alle waren gewöhnt, ſich vor Andern ſehen zu laſſen, und wußten wohl, wie man ſtattlich einherſchreiten mußte. Eine Feder auf dem Barett oder Hut, die Wehr an der Seite, den einen Arm unter dem Mantel in die Hüfte geſtützt, ſo ſchritten ſie lang aus im Marſchtempo, die Füße breiter auseinander ſetzend, als jetzt Sitte iſt, und dabei den Körper in angenehmer Weiſe bald mit dem rechten, bald mit dem linken Bein zur Seite bewegend.

So ging's zum letzten Abendſchmauſe. Den Abreiſenden wurde das Geleit von ihren Gaſtfreunden zu Schutz und Ehre oft weit in das Land gegeben.

In der Gaſtfreundſchaft, welche die Schützen genoſſen hatten, liegt noch für unſere Empfindung etwas Großartiges. Nicht nur auf dem Schützenplatz waren ſie in den Stunden des Schießens häufig mit freiem Trunk verſehen und durch ein feſtliches Frühſtück erquickt worden, auch in der Stadt wurden ſie wenigſtens einmal, meiſt öfter, zuweilen täglich von dem Rathe der Stadt bewirthet; dann fehlte auch nicht der Abendtanz, an welchem die Töchter der angeſehenſten Häuſer theilnahmen. Dieſe Bewirthung der Gäſte, im 15. Jahrhundert bei aller Herzlichkeit noch einfach, wurde in der letzten Zeit zuweilen verſchwenderiſch, ſie muß, wenn ein ſolches Feſt vierzehn Tage, ja, wie z. B. in Straßburg, gar fünf Wochen dauerte, den Gaſtgebern ſehr theuer gekommen ſein; mehr als einmal klagen bedenkliche Chroniſten, daß ihre Stadtkaſſe übermäßig in Anſpruch genommen ſei. Sogar in Straßburg wurde dieſer Vorwurf laut, auch den Löwenbergern wurde nach ihrem Vogelſchießen im Jahre 1615 nachgeſagt, daß die Stadt ſich weit über ihre Kräfte angeſtrengt hätte. Es war aber auch Alles ſehr koſtbar und ſtattlich geweſen.

Da verſtand man im 15. Jahrhundert beſſer zu rechnen. Das große Stahlſchießen zu Augsburg im Jahre 1470 koſtete der Stadtkaſſe über 2200 Gulden, nach damaligem Getreidewerth eine hohe Summe, und doch war der Zudrang von Fremden ſo groß, daß die Augsburger ſich ſpäter ſagen durften, ſie hätten keinen Verluſt gehabt. Freilich war damals noch die Bewirthung von 466 fremden Schützen einfach geweſen.

Die Zahl der Schützen war bei den älteſten Stahlſchießen noch nicht groß. In Augsburg waren 1425 nur 130, im Jahr 1444 ſchon 300, und 1470 bereits 466 fremde Schützen. Seit das Feuerrohr bei großen Landſchießen dazutrat, verdoppelte ſich die Schützenzahl. So fanden ſich 1485 in St. Gallen 208 Stahl-, 445 Büchſenſchützen zuſammen, 1504 in Zürich 236 und 451, 1508 zu Augsburg 544 und 919 Mann. Bei der alten Einrichtung des Schießens wurde durch ſolche Menſchenzahl das Feſt ſehr in die Länge gezogen; daher iſt im 16. Jahrhundert zuweilen das Beſtreben ſichtbar, die Zahl der Einladungen zu beſchränken, die Einlagen der Schützen aber zu erhöhen, es ſcheint, daß man ein Feſt mit etwa 200 bis 300 fremden Schützen für das behaglichſte hielt. Es dauerte dann ungefähr eine Woche, der Einzelne kam beſſer zur Geltung, die Menſchenmaſſe war doch eher zu leiten. Denn auch bei mäßiger Schützenzahl war der Zudrang fremden Volkes zum Schießplatz ungleich größer, als er jetzt ſein würde. Wohl jeden Schützen begleitete ein Bube, der ihm bei Rüſtung oder Rohr aufwartete, waren Fürſten und Herren geladen, ſo erſchienen ſie mit großem Gefolge von Junkern, Dienern, Trabanten und Roſſen; auch das Geſindel, Bettler und Gauner, ſtrömte zuſammen, und die Sorge um Diebſtahl, Raub und Brand wurde groß bei den Vätern der Stadt.

Auch war es für die Feſtgeber nicht immer leicht, die Einheimiſchen und Fremden in Ordnung zu halten; denn neben der angebornen Herzlichkeit und dem Gefühl, daß man

ſich in der Fremde fügen müßte, lebte in den trotzigen Seelen auch ein ſehr reizbarer Stolz auf die Heimat, gern fand man das Fremde, Ungewohnte in Tracht, Sitte, Sprache lächerlich, und freute ſich mehr als jetzt, durch launige Spottrede ſeinem Selbſtgefühl Luft zu machen. Zwiſchen den einzelnen Landſchaften aber ſchwebten immer wie kleine Gewitterwolken gewiſſe alte Stachelreden und ſpöttiſche Geſchichten. Schweizer und Schwaben, Thüringer und Franken, Heſſen und Rheinländer wußten einander Lächerliches nachzuſagen, ein Wort, beim Trunk geſprochen, eine höhnende Erinnerung vermochte den Frieden des Feſtes zu ſtören und in jähem Zorne Parteien aufzuregen; nicht immer halfen verſöhnende Worte und verdoppelte Freundlichkeit. So kamen die Seehaſen und Kühmelker beim Stahlſchießen zu Conſtanz 1458 in harten Zwiſt. Ein Conſtanzer, der mit einem Luzerner würfelte, nannte den Berner Plappart, die kleine Münze, die er gewonnen, einen Kühplappart, der Luzerner fuhr auf, Schläge, Getümmel. Die Schützen von Luzern blieben bis zu Ende des Feſtes, aber ſie klagten laut, das Geleite ſei gebrochen, ihre Ehre gekränkt. Nach ihrer Heimkehr ließen Luzern und Unterwalden das Kriegsbanner fliegen und fielen auf Conſtanzer Gebiet, die von Conſtanz mußten 5000 Gulden als Sühne zahlen. — Doch ward in der Regel vorgeſehen, daß ſolche Störung auf der Stelle in Güte ausgeglichen oder den Gäſten Genüge gethan wurde.

Unter den zahlloſen Bildern ſtädtiſcher Gaſtfreundſchaft bietet die liebenswürdigſten Züge das gute Verhältniß, welches mehr als hundert Jahre zwiſchen Zürich und Straßburg beſtand, durch manche leidenſchaftliche Aufwallung unterbrochen, immer wieder befeſtigt.*) Im Jahre 1456, ſechs Jahre nachdem die

*) Es muß eine ſehr alte Annahme geweſen ſein, die ſich wohl auf — für uns verklungene — Sagen ſtützte, daß man aus der innern Schweiz zu Schiffe rheinab in einem Tage nach Straßburg gelangen könne. Im Jahre 1278 hatte ein Luzerner Schiffer 30 Pfund auf die Strecke Luzern

Schweizer im Luzernerland zu Surſee das erſte Schießfeſt veranſtaltet hatten, fuhren junge Schweizer einen großen Topf mit warmem Hirſebrei zu Schiffe von Zürich nach Straßburg, ſie kamen am Abend an, warfen die berühmten Züricher Semmeln unter das Volk, überreichten den warmen Hirſebrei dem Rathe der befreundeten Stadt als Zeichen, wie ſchnell die Schweizer Freunde zu Hilfe ziehen könnten, wenn es einmal im Ernſt gelte, und tanzten noch dieſelbe Nacht mit den Straßburger Jungfrauen. Seitdem hatten Erhebung und Leiden der Reformation neue geiſtige Bande zwiſchen Zürich und der großen Reichsſtadt geknüpft, Bucer und die Schweizer Reformatoren, Gelehrte und Künſtler beider Städte hatten in engen Beziehungen geſtanden; freilich war durch Verſchiedenheiten des Bekenntniſſes auch auf kurze Zeit Irrung hervorgerufen worden. Oft hatten die Straßburger die Gaſtfreundſchaft der Schweizer erprobt. Als nun hundertzwanzig Jahre nach jener erſten Reiſe des Breitopfs die Stadt Straßburg wieder ein glänzendes Freiſchießen für Stahl und Büchſe ausgeſchrieben und ſtarker Zuzug aus Zürich die erſten vierzehn Tage des Armbruſtſchießens mitgefeiert hatte, da beſchloß wieder eine Anzahl junger Züricher unter Anführung einiger Herren vom Rath, die alte Fahrt zu wiederholen, wieder ſetzten ſie wie ihre Ahnen den großen metallenen Topf von 120 Pfund, mit heißem Hirſebrei gefüllt, beim Morgengrauen in das Schiff, und fuhren gleich gekleidet in Roſa und Schwarz aus der Limmat in die Aar, aus der Aar in den Rhein, mit Trompeter und Trommler. Die Orte, bei denen während des ſonnigen Tages das Schiff vorbeiflog, begrüßten mit Zuruf die fröhlichen Geſellen, am Abend legten ſie in Straß-

bis Straßburg gewettet, aber er kam nicht bis Straßburg und verlor die Wette. Vergl. Annal. Colmar maior bei Pertz, Mon. Heript. XVII p. 204. Die Bundesfreundſchaft zwiſchen Zürich und Straßburg ſtammt vielleicht aus den Fehden Rudolf's von Habsburg, dem beide Städte eng verbunden waren.

burg an, längſt von dem Thürmer verkündet. In hellen Haufen zog ihnen die Bürgerſchaft entgegen, Abgeordnete des Rathes begrüßten ſie, ſie trugen den Topf an das Land und überreichten ihn dem Rathe, den Kindern von Straßburg aber 300 Semmelringe, und wieder wurden die männlichen Worte geſprochen: „Schnell wie heut zum Scherz auch zu ernſter Hilfe," und bei der reichlichen Abendmahlzeit die alte Hauskoſt noch warm mit Freuden genoſſen. Mit herzlichem Behagen hat der Straßburger Fiſchart die Reiſe des Breitopfs beſchrieben, wir empfinden aus ſeinen Verſen die Wärme, welche damals Wirthe und Gäſte erhob. Die Reiſekoſten des Hirſetopfs, ſogar die Summe, welche die Schweizer „im Namen des glückhaften Schiffes und der Vaterſtadt" beim Glückstopf eingelegt hatten, wurden durch die Stadt Zürich getragen. Dafür nahm ſie die kleinen Silbergeſchirre, welche im Topf von den Zürichern gewonnen waren. Die geſammten Reiſekoſten, welche Zürich damals ſeinen Schützen zahlte, betrugen an 1500 Gulden.

Es iſt anziehend, dieſe brüderlichen Feſte der Stadtgemeinden nach Landſchaften zu betrachten. Es war bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts keine ſo leichte und gefahrloſe Sache von Nürnberg nach Augsburg zu reiſen, als jetzt von Leipzig nach Zürich. Gern flogen die Raubvögel des Landes von ihren Burgthürmen in die Wälder, welche die gaſtliche Stadt in weitem Kreiſe umſchloſſen, mehr als einmal wurde dem glücklichen Schützen aufgelauert und von adligen Reitern der ſchöne Beutel mit den gewonnenen Gulden geraubt und die Fahne zerbrochen; auch in großer Geſellſchaft war der Weg leicht unſicher, die Fahrt mühſelig, die Herbergen an kleinen Orten nicht ſelten ſehr ſchlecht, ohne Speiſe und Trank. Es verſtand ſich alſo, daß auch an dem größten Freiſchießen, auf welchem jeder unbeſcholtene Mann willkommen war, nur Einzelne aus weiten Entfernungen theilnahmen, die vielleicht der Zufall in die Nähe geführt hatte. Deshalb

iſt zu verwundern, daß die Kreiſe, in welche die ausſchreibende Stadt die Einladungen ſandte, doch ſo groß ſind. Die Wittenberger ſind willkommene Gäſte noch in Regensburg, Stuttgarter in Meißen; der Zufall und einzelne angeſehene Bürger knüpften die Bande ſolcher Gaſtfreundſchaft zuweilen zwiſchen weitentfernten Städten, dann liefen die Einladungen 40, 50, ja 100 Meilen weit. Im Ganzen aber laſſen ſich Gruppen von gaſtlichen Genoſſenſchaften der Städte erkennen. Die Schweizer, Schwaben und Baiern ſtehn in enger Verbindung. Lange iſt Augsburg, mehr als Nürnberg, Mittelpunkt und Vorbild für dieſe Gruppe. Zu ihr gehört der Rhein bis unter Straßburg hinab. Die größten und glänzendſten Freiſchießen werden durch zweihundert Jahre in dieſem Theile Deutſchlands gefeiert. — In Baiern ſtehn ſchon um 1400 die kräftigeren Orte unter einander in feſter Gaſtverbindung. Dort hat die Stadt, deren Schützen auf einem Schießen das Beſte gewannen, die Verpflichtung, das nächſte Schießfeſt mit demſelben erſten Preis auszuſetzen. So ladet Kehlheim, das in München den ausgeſetzten Widder erworben hat, im Jahr 1404 wieder die Münchner zum Wettkampf. Aber auch kleinere Feſte umfaſſen hier im 16. Jahrhundert einen weiten Kreis. In Regensburg z. B. ſchießen die Baiern und Schwaben mit größeren Städten von Thüringen und Meißen, dazu mit Lindau, Salzburg und einigen böhmiſchen Orten. Die Tiroler und Salzburger ſammeln ſich vorzugsweiſe in kleinen Schießen ihrer Landſchaft. So auch die Franken nördlich vom Main. Dort beſtand eine dauernde Vereinigung mittler und kleiner Ortſchaften. Dieſer fränkiſche Verband umfaßte im 16. Jahrhundert mit Würzburg und Schweinfurt 41 Städte und 42 Dörfer mit freien Bauern vorzugsweiſe aus dem Bisthum Würzburg und der gefürſteten Grafſchaft Henneberg. Der Hauptpreis war eine Halskette, „das Landeskleinod", welches von dem Sieger ein Jahr lang getragen wurde und dem ſiegreichen Orte die Verpflichtung auflegte, das nächſte Schießen

zu veranſtalten. War eine Gemeinde des Verbandes klein und arm, dann wurde auch ihr Schießen wenig beſucht. So waren in Neuſtadt a. d. Saale 1568 nur Abgeordnete von 18 Städten und 3 Dörfern erſchienen. Der Verein beſtand im Anfange des 16. Jahrhunderts, er erhielt ſich wahrſcheinlich bis zum dreißigjährigen Kriege.

Eine andere Gruppe umfaßte die Beſitzungen des ſächſiſchen Hauſes: Thüringer, viele Franken und Meißner, welche einander den Kranz zuſandten. Auch ſie hielten bei ihren Freiſchießen an der Armbruſt, nur ſelten wird der Vogel aufgerichtet, der dort bei kleinern Schießen ſich lange erhielt. Auf ihren Feſten ſind die Franken bis über Nürnberg regelmäßige Gäſte, die Schwaben nur einzeln, mehre Deutſchböhmen. — Aber an der Grenze dieſer Gruppe, in Halle, beginnt eine andere Genoſſenſchaft, deren Mittelpunkt Magdeburg iſt; hier wird der Vogel häufiger, ſo noch bei dem großen Freiſchießen 1601 in Halle, der Ausdruck „Schützenhof" erſcheint und mancher beſondere Brauch. Dieſer Kreis umfaßt die Harzſtädte bis Braunſchweig, die Altmark, und greift noch weiter nach Oſten und Norden, denn die Hallenſer ſandten ihre Einladungen bis Berlin, Brandenburg, ja Greifswald. — Wieder in engem Verbande ſtehn die Städte der großen Landſchaft Schleſien mit dem Mittelpunkt Breslau, dort hatte das Vogelſchießen die größte Ausbildung erlangt; ſehr häufig ſind die Feſte, nicht ſelten machen zwei Städte einander Concurrenz, ſo 1504 Liegnitz und Neiße, wo die Breslauer auf die Einladung der Neißer erwiederten, daß ſie bereits in Liegnitz angenommen hätten und deshalb nicht kommen würden. — Die Städte des Mittelrheins hatten in Köln und Aachen die Hauptorte, aber die Freiſchießen dieſer Gegend, welche am Ende des 15. Jahrhunderts zahlreich waren, wurden durch die religiöſe Spaltung verkümmert. Merkwürdig, daß in den Ländern der Niederſachſen, an der Oſt- und Nordſee, gerade dort, wo die alte Hanſa ſo groß-

artige Städteverbindungen begründet hatte, die Freiſchießen weniger häufig und anſehnlich ſind. Am eifrigſten waren Schweizer und Schwaben, Thüringer, Meißner, Schleſier. Bei den Schweizern behielten dieſe großen Feſte den Charakter von Waffenübungen, ſie waren praktiſcher und ernſter; die poſſenhafte Laune und die Pritſchmeiſterſtreiche blühten in Schwaben und in Mitteldeutſchland.*) Es iſt kein Zufall, daß es im Ganzen die proteſtantiſchen Theile des deutſchen Reiches ſind, in denen Kraft und Behagen des Bürgerthums am großartigſten ausgebildet iſt.

Wenn alle dieſe Einzelheiten nur ein ſehr unvollſtändiges Bild geben von dem Glanz und der Farbe, von dem Wohlſtand und Selbſtgefühl, welche nach dieſer Richtung die deutſchen Städte in alter Zeit entwickelten, ſo werden ſie doch hinreichen dem Leſer die Empfindung zu geben, daß wir in Vergleich zu jenen Zeiten zwar viel gewonnen, aber lange Zeit auch Einiges entbehrt haben. Auch der größten Stadtgemeinde wäre noch vor wenigen Jahren abenteuerlich erſchienen, Feſte zu veranſtalten, welche nach unſern Geldverhältniſſen vielleicht mehr als 50,000 Thaler koſten und nicht bei dem ehrenden Beſuch eines Fürſten veranſtaltet werden, ſondern zur Luſt deutſcher Landgenoſſen, welche drei, ja fünf Wochen dauern und während dieſer Zeit viele hundert, ja mehre tauſend Gäſte der Freundſchaft Einzelner, zum Theil auch der Stadtgemeinde übergeben. Es iſt wahr, die Zeit iſt uns werthvoller geworden, raſcher wird das Leben genoſſen, wir drängen in Tage zuſammen, wozu unſere Ahnen Wochen verwandten. Es iſt wahr, der moderne Menſch ſucht die Erholung in hoher Sommerzeit auf Wegen, welche vor drei

*) Doch litten die Schweizer auch unter der Pritſche. Auf dem Titelholzſchnitt des ſeltenen Gedichts: Außreden der Schützen von Hans Heinrich Grob, Zürich. 1602. 4°, iſt ein Büchſenſchießen abgebildet, dabei der Pritſchmeiſter in voller Narrentracht, zweien Schützen in erwähnter Weiſe den Kopf abſchlagend.

Jahrhunderten fast unbekannt waren, er flüchtet sich aus dem geräuschvollen Treiben und der angestrengten Tagesarbeit in Gebirgswälder und Alpenthäler, während unsern Vorfahren gerade das Freude und Erholung war, eine große Genossenschaft von Männern aufzusuchen und aus dem engen Bannkreis ihrer Mauern, aus der Zunftstube und der Rathshalle in eine größere Verbindung zu treten, in welcher sie durch ihre Tüchtigkeit Ehre und Gaben gewinnen konnten. Das freudige Selbstgefühl des Mannes im geselligen Verkehr mit Andern, die Leichtigkeit, mit welcher gemeinsame Uebungen mehre Hunderte, ja Tausende zusammenschlossen, vor allem die stattliche Kraft, mit welcher sich die Städte nach außen geltend machten, das alles hat uns nur zu lange gefehlt. Wenn unsern alten Vorfahren selten vergönnt war, in den großen Angelegenheiten des Lebens, in Staat und Kirche die Einheit deutscher Forderungen und Bedürfnisse zu fühlen und durch gemeinsames Handeln und große Siege das Leben aller Einzelnen zu adeln, so wußten sie wenigstens in ihrer Geselligkeit ein Gebiet zu öffnen, wo das deutsche Wesen und Gemüth kräftigen Ausdruck gewann. Und merkwürdig, in der neuesten Zeit, als in den Deutschen Bedürfniß und Sehnsucht nach einem kräftigen politischen Leben mächtig wurden, da suchte das Volk zuerst wieder in großen Festen und freier Geselligkeit das gemeinsame Band fester zu schließen. Die Freischießen und Turnfeste, in Deutschland so lange versunken und vergessen, wurden wieder eingerichtet.

Hier aber am Ende eines großen Zeitraums, unmittelbar vor Jahren der Verwüstung und jähen Absturzes, sei erlaubt vorzugreifen und einen schnellen Blick auf die Schießstätten deutscher Städte *nach* dem großen Kriege zu thun. Die gastlichen Freischießen der Städte werden selten und dürftig, in den Landschaften Norddeutschlands hören sie ganz auf, nur in Frankfurt a. M., München und wenigen andern Städten Südfrankens, Baierns, Oestreichs haftete die alte Gewohn-

heit der Einladungen, Preiſe, Ordnungen, aber Umfang und Bedeutung der Feſte ſind unvergleichlich geringer. Wo einmal ein glänzendes Landſchießen ſtattfindet, da ſind es die Landesherren, welche bei Familienfeſten oder aus „ſonderbarer“ Huld Preiſe ſtellen und ihren Unterthanen oder Nachbarn die Theilnahme geſtatten.*) In den Städten beſtehn die alten Schützengeſellſchaften, oft ihrer alten Ehrenbecher, Ketten, Kleinode beraubt, ſelbſt die vorſichtigen Leipziger haben die ſilberne Statue ihres heiligen Sebaſtian nicht gerettet. Manch alter Brauch erhält ſich in ihren verödeten Schießhäuſern, das Armbruſtſchießen nach dem Vogel und Blatt wird an vielen Orten kümmerlich fortgeübt — es dauert in wenigen Städten als veraltende Merkwürdigkeit bis heut; das gezogene Gewehr bürgert ſich ein, in größeren Gemeinden begünſtigt wohl der neue kaiſerliche Adel die Schützengilden und ihre alten Königſchießen, dann erhalten dieſe Feſte das ſteife, anſpruchsvolle Ausſehen feierlicher Staatshandlungen. So gewandelt erſcheint das ſtädtiſche Königsſchießen, das einzige dürftige Stadtfeſt, welches den deutſchen Bürgern des 18. Jahrhunderts geblieben iſt, in einer Beſchreibung des Breslauer Schießens aus dem Jahre 1738. Sie ſteht an einer Stelle, wo ſie ſchwerlich geſucht werden wird, in dem fleißigen Werk des Arztes Johann Chriſtian Kundmann: Berühmte Schleſier in Münzen. 1738. 4. S. 428, und wird im Folgenden bis auf wenige Auslaſſungen wortgetreu mitgetheilt.

„Jetziger Zeit obſerviret man bei denen Königsſchießen folgende Solennitäten. Am Pfingſtdienſtage fähret der vorjährige König mit denen Herren Schützenälteſten, der Zwingerbrüderſchaft wie auch anderen erbetenen Freunden auf etlichen

*) Ein Verzeichniß ſüddeutſcher Landſchießen nach dem deutſchen Kriege in: J. E. Schmit, Hiſtoriſche Schilderung des Schießhauſes zu St. Johannis. Nürnberg, 1838. Wohl das letzte Freiſchießen nach altem Brauch wurde 1829 zu Nürnberg gehalten. Es waren dazu 19 Schützen aus Fürth und 17 aus andern Städten erſchienen.

zwanzig Wagen in den Zwinger hinaus. Beim Wagen gehen als Bediente der Schreiber, zwei Ausreiter, der Zieler und des Königs eigener Bedienter, welche Suite mit Pauken und Trompeten daselbst empfangen wird. Darauf werden im Zimmer die Einkünfte des Königs den Herren Schützen vorgelesen und müssen diejenigen, so um das Königreich mit schießen wollen, ihre Namen eigenhändig unterschreiben. Dann erscheinen zwei erbetene Herren Commissarien von einem hochedeln gestrengen Rathe, welches gewöhnlich die beiden jüngsten Rathsherren vom Ritterstande sind; die tragen spanische, mit Spitzen oder Kanten besetzte Mantelkleider und stellen sich oben im Zimmer dem König gegenüber auf, welcher in seinem Königsornat dasteht und den großen vergoldeten Vogel trägt. Die Rathsherren melden, wie sie als Commissare diesem Schießen beizuwohnen hätten. Darauf gehet der König also auf den Schießplatz, die Herren Commissarien neben ihm her, und darauf die Herren Aeltesten und Schützen.

Dieweil zufolge alten Herkommens nach einem Vogel geschossen werden muß, so wird statt der Scheibe ein großer ausgeschnittener Vogel mit ausgebreiteten Flügeln aufgesetzt und nach diesem sechs Rennen gethan oder von jedem Schützen sechsmal geschossen. Dem Könige, dem sein Ehrenzeichen, der große vergoldete Vogel, zu schwer und incommode zu tragen ist, wird ein kleiner silberner Vogel oder eine große Klippe (viereckige Medaille) angebunden. Er behält das Zeichen so lange, bis von einem Andern ein Spiegelschuß mit voller Kugel geschieht. Der König schießet allemal zuerst unter Pauken- und Trompetenschall. Wenn diese Schüsse vorbei sind, wird der neue König denen Herren Commissariis, welche herunter in das Schießhaus kommen, von dem Zwingerredner, so gemeiniglich ein Advocat ist, durch eine wohlgesetzte Rede präsentirt, und dem Könige werden die gewöhnlichen Geschenke überreicht. Der erste Herr des Rathes antwortet mit einer eben solchen Rede. Darauf wird zum Zwingermahl gegangen

und nach aufgehobener Tafel der König mit Pauken und Trompeten nach Hauſe begleitet. Oder der König und die Bruderſchaft marſchiren mit Muſik und Wein in der Stadt herum und beehren damit ihre patronos und guten Freunde. Am Mittwoch darauf gibt der König ſein gewöhnliches Silberſchießen, welches ſechs Gewinnſte von Silber hat, die in Bechern und Löffeln beſtehen. Nach Vollendung deſſelben gibt der König das erſte Tractament.

Den Sonnabend darauf wird früh um 8 Uhr der König mit dieſer Begleitung in ſeinem koſtbaren Ornat vor einen hochedeln geſtrengen Rath in die Rathsſtube geführet, wo der Zwingerredner wieder eine Oration hält und für den König alle Immunitäten ausbittet; der Herr Präſes antwortet mit einer gleichmäßigen Rede, confirmirt ihm ſein Königreich, ertheilt ihm die Königsbeneficien und beſchließet mit einem Glückwunſch. Dabei wird zugleich der Tag zum „Königs-Vortheil" oder „Pomeranzenſchießen" ausgebeten, gemeiniglich ein Montag wenige Wochen nachher. Dieſes iſt ein Luftſchießen von zwölf Rennen. Wer nun in jedem Rennen den beſten Zweckſchuß hat, und wer mit dem Rohr und den Würfeln (die gleich ſchlechten Schüſſe würfeln unter einander) gefehlt hat, müſſen ſich beide vor das Schießhaus ſetzen. Dem erſten wird eine große Pomeranze auf einem zinnernen Teller gereicht, ſammt einem Geſundheitsglaſe Wein, darum ein Roſenkranz, zugleich werden einige Verſe zu ſeinem Ruhme vorgeleſen, wobei Pauken und Trompeten ſich hören laſſen. Der Fehler bekommt einen Quarkkäſe in einen Neſſelkranz gelegt auf einem hölzernen Teller, zuſammt einem Glaſe Bier, wobei der Dudelſack und eine kleine Fiedel angeſtimmt wird; die Verſe aber ſind gemeiniglich ſehr ſtachlich, und üben ſich oft die Zwingerpoeten, ihren guten Freunden die Wahrheit im Scherz vorleſen zu laſſen. Außerdem bekommt in allen Rennen jeder Schuß am äußerſten Rand der Scheibe eine Citrone, und ebenſo jeder, welcher auf der Scheibe ſelbſt eine

Citrone, Pomeranze oder einen Quark trifft, welche auf dieſe nebſt einem nach Umſtänden der Zeit erfundenen Bilde gemalt ſind. Alsdann wird wiederum zur Tafel gegangen, wo der Zwingerorator und der erſte Rathsdeputirte Reden halten und erſterer die Fahnen und Gewinnſte für die beſten Zweckſchüſſe und die Sieger in den zwölf Rennen unter Pauken und Trompeten austheilt. Darauf gibt der König ein koſtbares Mahl, welches oft ziemlich bis zum Tagesanbruch währt. Ueber dem König hängt der große Königsvogel, er ſelbſt ſitzt auf einem großen Lehnſtuhl mit Armen obenan. Von da wird der König nach Hauſe und zu den patronis begleitet und dieſe Solennität nicht ohne Luſtbarkeit geendet. Zuletzt gibt der König noch den Tag darauf ein Bratwurſtſchießen und ſetzt dabei praemia von Silber und Golde aus; dieſes Schießen wird wiederum mit einem Tractament und darauf folgendem Würfelſpiel um Zinn geſchloſſen."

So weit der Bericht Kundmann's. Wie wenig bedeutend ein ſolches Königsſchießen nach dem großen Kriege auch war, es iſt immerhin aus der Beſchreibung Einiges zu lernen. Das Volksfeſt der alten Zeit iſt zu einer anſpruchsvollen Feierlichkeit geworden. Vornehmthun iſt das Lockende, nur der Wohlhabende vermag König zu werden; im Wagen fahren, ſich von Bedienten geleiten laſſen, koſtbare Mahlzeit und theure Preiſe ausſetzen iſt die Hauptſache, das Schießen faſt Nebenſache, und, was ſehr bezeichnend iſt, dem König kann nicht mehr zugemuthet werden, öffentlich vor ſeinen Mitbürgern zu ſprechen, ſtumm waltet er ſeiner Würde, der Advocat ergreift für den Bürger beim Feſte das Wort. Zuletzt iſt zu erſehen, wie ſich immer noch einige der alten luſtigen Bräuche in Trümmern erhalten haben, ſie ſtehn bereits im Gegenſatz zu der ſpröden Ziererei und Empfindlichkeit der Zeit, die launigen Reime der Pritſchmeiſter haben aufgehört, ſogar die Spottverſe für ſchlechte Schützen müſſen abgeleſen werden.

Allmählich werden dieſe Erinnerungen aus einer kräftigern Zeit als veraltet und abgeſchmackt bei Seite gelegt.

Aber nicht die Armſeligkeit des Volkes allein, die bittere Frucht des Krieges, vernichtete die großen Bruderfeſte des Bürgerthums, auch nicht die herrſchende Neigung zu hochmüthigem Abſchluß gegen Alles, was beſcheidener im Leben ſtand, wie ſehr das Vornehmthun übrigens dem Behagen ſchadete. Nicht weniger nachtheilig war das eigenthümliche Gepräge, welches ſelbſt der beſten und freieſten Bildung in jener Zeit der Erniedrigung aufgedrückt wurde.

Es war fürwahr eine Angſtzeit der deutſchen Volksſeele, durch welche der wehrhafte Bürgersmann, der mit Kraut und Loth wohl umzugehn und eine Kartaune zu richten wußte, in einen ſcheuen, leiſetretenden Herrn geformt wurde, der die Schritte beſchleunigte, wenn in ſeiner Nähe ein Flintenkolben ſtark aufgeſtoßen ward, und der ängſtlich ſorgte, daß ſeine Söhne zu hoch aufſchießen und in die greuliche Lage kommen könnten, ein Gewehr in Reih und Glied zu ſchultern.

## 11.

# Der deutſche Teufel

im ſechzehnten Jahrhundert.

Auch die Wahngebilde des Menſchengeſchlechts haben eine Geſchichte, ſie formen ſich um und entwickeln ſich wie die Perſönlichkeit der Völker, denen ſie wichtig ſind. Und im Jahrhundert Luther's hatte eine ſolche Phantaſiegeſtalt größere Wichtigkeit erhalten als die meiſten irdiſchen Leben. Es iſt die Kehrſeite deutſcher Bildung, welche an ihr ſichtbar wird, ihr gebührt die letzte Stelle unter den bedeutſamen Erſcheinungen der Reformationszeit.

Die älteſten jüdiſchen Urkunden kennen den Teufel nicht. Die Schlange Eva's iſt erſt durch ſpätjüdiſche Deutungen, welche in unſern Glauben übergingen, zum Satan geworden; der Verſucher gibt weder Kain den Gedanken des Brudermordes ein, noch nimmt er dem jüdiſchen Gott die Mühe ab, die Zauberer Pharao's durch das maſſenhafte Erzeugen von Ungeziefer und Krankheiten zu ſchlagen. Erſt ſeit der babyloniſchen Gefangenſchaft drang ſein Bild aus der Religion der Perſer zu den Juden. Der Teufel verdankt aber ſeinen Urſprung keiner Volksreligion, d. h. keinem Gottesglauben, in welchem die Seele eines ganzen Volkes ſich ſchaffend und umformend abſpiegelt, denn er kam den Perſern erſt durch Zarathuſtra und deſſen geoffenbarte Religion. Erſt in der Seele des Einzelnen ſpannen ſich die Gegenſätze zwiſchen gut und böſe, hell und dunkel, heilbringend und ſchädlich zu einem

ſtreng durchgeführten Dualismus, Gegenſätze, welche in jeder Volksreligion durch die Fülle der Bildungen immer von Neuem erzeugt und immer wieder verwiſcht werden. Was durch das beſchauliche Nachdenken eines großen Religionsſtifters vergeiſtigt iſt, wird dann durch einen bevorrechteten Prieſterſtand in das ſtarre Lehrgebäude gefügt. Die dunkle Geſtalt eines böſen Princips, welches dem Lichte, dem Leben, der Sittlichkeit des Menſchen entgegenarbeite, erſchien den Perſern als Fürſt eines Reiches böſer Geiſter. Nur langſam gewann dieſe Geſtalt bei den Juden eine entſprechende Bedeutung. Im Buche Hiob gehört Satan noch zum Hofſtaat Jehova's, der jüdiſche Gott unterhält ſich mit ihm etwa wie ein morgenländiſcher Gewaltherrſcher mit ſeinem Generalprofoß. Allmählich entwickelt ſich eine Monarchie der Teufel im Gegenſatz zum Engelreiche Jehova's, eine größere Zahl von Teufelsnamen wird erfunden. Zu Chriſti Zeit war der Satan der Juden bereits der große Verſucher der Sterblichen, er hatte Macht in Menſchen und Thiere zu fahren, er konnte durch die Beſchwörungen Frommer aus ſolcher Behauſung getrieben werden, und es war volksthümlich, die Macht eines frommen Lehrers nach der Gewalt zu meſſen, die er über die Teufel ausübte. — Als ſich der junge Chriſtenglaube das griechiſche und römiſche Abendland unterwarf, wurden die antiken Götter als Bundesgenoſſen des Teufels betrachtet und vieler Aberglaube, der an den ſpätrömiſchen Culten hing, nahm den Teufel zum Mittelpunkt. Unterdeß dichtete die älteſte Kirchenlehre die Geſchichte des Satans weiter. Der perſiſche Agromainjus (Ahriman) hatte ſich als Fliege in die Welt eingedrängt, als Fliegengott übertragen auch die Ueberſetzer in der Septuaginta den ſemitiſchen Götzennamen Baalſebub. Erſt jetzt kam der Glaube, daß der Satan und ſeine Genoſſen abgefallene Engel vom Hofſtaat des Herrn ſeien. Seitdem wird ihm der Name Lucifer, Morgenſtern, nach einer falſch gedeuteten Stelle des Jeſaias.

Aber die Vorſtellungen, welche die erſten Kirchenväter von

Perſon und Macht des Teufels hatten, wurden weiter umgeformt, als die germaniſchen Stämme das Gebiet des römiſchen Reiches unterwarfen und das Chriſtenthum annahmen. Junge kraftvolle Völker, deren Eigenart war, mit einer einzigen Bildſamkeit fremde Culturen in ſich aufzunehmen und gerade an ſolcher fremden Habe, welche bis dahin allen Völkern langſamen Tod gebracht hatte, das eigene Empfinden zu vertiefen und die Lebenskraft zu ſtärken. Dieſer Familie von Völkern ging die Fülle eigenen Lebens, deren höchſter Ausdruck ihr alter Götterglaube geweſen war, mit dem Chriſtenthum nicht verloren. Zwar die Namen der alten Götter verklangen allmählich; was dem neuen Glauben offenbar feindlich war, wurde durch den Eifer der Prieſter, durch Gewalt und fromme Liſt nach langer Arbeit beſeitigt; aber unter der Hülle des neuen Glaubens erhielten ſich unzählige heimiſche Geſtalten, Gebräuche und Anſchauungen. Ja ſie beſtanden nicht nur, ſie bildeten ſich durch das Chriſtenthum in eigenthümlicher Weiſe fort. Wie die chriſtliche Kirche an die Stätte heidniſcher Heiligthümer gebaut, wie an Donar's Eiche das Bild des gekreuzigten Heilands oder der Name eines Apoſtels gehängt wurde, ſo traten auch die Geſtalten der chriſtlichen Mythologie in Mythen und Sagen an die Stelle der alten Aſengötter und ihrer Gegner. Keine von allen Gewalten des neuen Glaubens aber erhielt eine ſo große Erbſchaft als der Teufel Sein Name und ſein Bild verdüſterten zahlloſe heidniſche Ueberlieferungen, welche zu feſt im Volke lebten, um zu vergehn. Dabei wurde er ſelbſt durch die alten Mythen, Sagen, Märchen und ſogar durch die Sprache, in welche er eindrang, farbiger, vielſeitiger, volksthümlicher, zuletzt gemüthlicher. Zwar übertrug das Volk ſeine Erinnerungen an die hohen Gottheiten des Heidenthums nicht nur auf ihn, lieber auf Kirchenheilige, Apoſtel, ja auf Chriſtus ſelbſt, aber auch der Heidenglaube hatte dunkle Geſtalten gekannt und ein Gebiet, in welchem unheimliche Mächte walteten. Dieſer um-

fangreiche Theil fiel ihm faſt allein zu. Den Namen Teufel hatte er ſchon von den Griechen erhalten (Diabolos, Tiufal), jetzt wurde er nach einem deutſchen Gott Fol (vielleicht dem nordiſchen Baldur) Voland genannt, ſeine Raben und das wüthende Nachtheer erhielt er von Wuotan, den Hammer von Donar; aber die ſchwarze Farbe, die Wolfs- oder Bocksgeſtalt, die Großmutter, die Hölle (Helja), die Bande, durch welche er gefeſſelt gedacht wurde („der Teufel iſt los"), und viele ſagenhafte Ueberlieferungen kamen ihm aus einem Kreiſe heidniſcher Urgewalten, welcher den herrſchenden Menſchengöttern feindlich geweſen war. Dieſe mächtigen Dämonen, unter ihnen die dunkelfarbigen Todesgötter, gehörten nach Heidenglauben dem Urvolk der Rieſen an, welches am Weltende den Vernichtungskampf gegen die Lichtgötter und ihre erwählten Helden zu führen hat. Sie bilden ein düſteres Reich, in welchem unförmliche Urkraft, aber auch das tiefſte Zauberwiſſen heimiſch iſt. Zu ihnen gehört die Seeſchlange, welche in mächtigem Ringe um den Erdgarten auf dem großen Grunde des Oceans liegt; zu ihnen mehre Rieſenwölfe, welche gefeſſelt in der Tiefe der Erde liegen oder Sonne und Mond verfolgen, die ſie am jüngſten Tage verſchlingen werden; die ungeheuern Sturmwinde, welche durch ihren Flügelſchlag die Häuſer und Schiffe der Menſchen vernichten; die Eisdämonen, welche Hagel, Schneeſturm und verwüſtende Fluthen von Norden her über das Land ſenden; ferner zu ihnen vor allen die unholde Helja, die Göttin der Totenwelt. Neben dem Cultus der Aſengötter beſtand im deutſchen Heidenthum ein düſterer Dienſt für dieſen Dämonenkreis, und ſchon vor Einführung des Chriſtenthums müſſen, wie ſich aus frühen chriſtlichen Zeugniſſen erkennen läßt, die Prieſterinnen und Zauberer dieſer finſtern Götter gefürchtet und gehaßt worden ſein. Sie vermochten durch die Zaubermittel der Todesgöttin Unwetter über die Saat zu führen, die Viehherden zu vernichten; wahrſcheinlich waren ſie es, welche Leib und Waffen der Krieger feſt machten. Die

heiligen Handlungen begingen sie bei Nacht, und dunkle Thiere opferten sie den Göttern. Diese Priesterinnen sind es vorzugsweise, — so dürfen wir schließen, — welche als Hagusen oder Hegissen, Hexen, einige Ueberlieferungen des alten Glaubens bis tief in das Mittelalter fortgepflanzt haben.

Und die Erinnerung an ihr heidnisches Wesen mischte sich mit einem wüsten Gewirr fremden Aberglaubens, der fast aus allen Völkern des Alterthums in dem heidnischen Rom, der großen Garküche jedes frommen Wahnglaubens, zusammengeflossen war und aus der antiken Welt in die christliche Kirche eindrang. Die Strigen und Lamien, böse Geister des römischen Alterthums, welche vampyrartig das innere Leben der Menschen auszehren, Zauberweiber, welche durch die Luft fliegen und in nächtlichen Zusammenkünften schändliche Orgien feiern, waren zu den Germanen gekommen und hatten sich hier mit ähnlichen, vielleicht urverwandten Vorstellungen verbunden. Uns aber ist nicht immer möglich zu erkennen, was ursprünglich deutsch ist und was fremdem Volksthum angehört.

Die abendländische Kirche stand in der ersten Zeit des Mittelalters diesem Wust unheimlicher Vorstellungen reiner gegenüber, sie verurtheilte ihn als teuflisch, aber sie strafte ihn im Ganzen, wo er nicht zu bürgerlichen Verbrechen führte, mild und menschlich. Doch seit die Kirche selbst zum hierarchischen System erstarrte, seit die maßlosen Ansprüche der Päpste starke Herzen in die Ketzerei trieben, seit vieles Volk unter der Herrschaft der Bettelmönche verdummte, entwickelte sich allmählich in der Kirche dieser Aberglaube zu wahnwitziger Planmäßigkeit. In blutigen Verfolgungen ward vernichtet, was für teuflisch galt. Seit dem 13. Jahrhundert, derselben Zeit, in welcher große Volksmassen aus dem Innern Deutschlands in die Slavenländer flüchteten, bildete sich durch fanatische Mönche der widerliche Glaube aus, daß der Teufel als Herr der Hexen sich in nächtlichen Zusammenkünften mit ihnen vermische; ein förmlicher Ritus der Anbetung Satan's durch verfluchte

Männer und Weiber, welche den chriſtlichen Glauben abgeſchworen hatten, ward erfunden und an zahlreichen Verdächtigen in Frankreich durch eigens ausgeſandte Ketzerrichter mit Folter und Feuer verfolgt, am Rhein und im Stedingerland mit dem Tode beſtraft. Nach dem Scheiterhaufen des Huß nahmen dieſe Verfolgungen der Teufelsgenoſſen überhand. Und je heftiger der geſunde Menſchenverſtand gegen ſolche Verfolgungen Einſpruch erhob, deſto grimmiger wüthete die Kirche. Seit der unſeligen Bulle Innocenz' VII „Summis desiderantes" vom Jahr 1484 begann auch in Deutſchland ein maſſenhaftes Brennen der Hexen, das ſich mit Unterbrechungen bis tief in das 18. Jahrhundert hineinzog. Wer einmal Hexe war, der galt als der Hölle verfallen, die Kirche macht jetzt kaum einen Verſuch, ihn anders als für die Hinrichtung zu bekehren, und unterſcheidet genau zwiſchen ſolchen Teufelsgenoſſen und andern.

Denn die Verbindung des Menſchen mit dem Teufel war nach dem Volksglauben von dreierlei Art. Der Menſch entſagte Gott und ging zum Dienſt des Teufels über, indem er ihm den Unterthaneneid, das Homagium, leiſtete; ſo thaten die Hexen und ihre Genoſſen. Oder der Teufel nahm Beſitz von dem lebenden Menſchen, er machte ihn zum Beſeſſenen; dieſer Glaube war aus der heiligen Schrift zu den Deutſchen gekommen. Endlich aber konnte der Menſch auch einen Vertrag mit dem Teufel ſchließen zu gegenſeitigen Verpflichtungen. Der Menſch verſchreibt ſeine Seele in einer Urkunde, die mit dem Blute ſeiner Adern geſchrieben iſt, dafür muß ihm der Teufel auf Erden ſeine Wünſche gewähren: Glück, Geld, Unverwundbarkeit. Obgleich das älteſte bekannte Beiſpiel das des Romanen Theophilus iſt, — der Ueberlieferung nach aus dem 6. Jahrhundert, — und obgleich der Vertrag durch Handſchrift erſt aus einer Zeit ſtammen kann, in welcher römiſche Rechtsformen zu den Völkern des Abendlandes gekommen waren, ſo ſcheint doch die Grundlage auch dieſer

Teufelssagen deutsch. Denn die Voraussetzung derartiger Erfindungen ist ein tiefes Gefühl der gegenseitigen moralischen Verpflichtung, welche durch solchen Vertrag hervorgebracht wird, und ein tollkühner Sinn, welcher der That eines Augenblicks die Entscheidung über die ganze Zukunft zu überlassen liebt. Der Germane, welcher im Spiel mit Würfeln oder Stabrunen seine eigene Freiheit auf den Wurf setzte, und der, welcher seine Seele dem Teufel angelobte, haben große Aehnlichkeit mit einander. Diese Bündnisse mit dem Teufel betrachtete die ältere Kirche nicht mit tötlichem Hasse; durch die Fürsprache ihrer Heiligen konnten die frevelhaften Wagehälse, wie Theophilus selbst, gerettet und der Teufel gezwungen werden, seine Rechte aufzugeben. Deutsch ist auch, daß der Teufel bei den Verträgen, welche er mit Menschen schließt, seinerseits den Vertrag eifrig und pünktlich zu erfüllen sucht, der Betrügende ist der Mensch.

Der Teufel erhielt durch diese Zuthaten allerdings eine Anzahl neuer Schrecken zu den alten, welche er in das Land gebracht hatte. Ueberhaupt war das Eindringen seiner Gestalt kein Glück für die Volksseele, das Harte, Ungemüthliche und Einförmige, was diesem alten Gedankenbild eines persischen Eiferers noch von ihrem Ursprunge anhing, zog zahlreiche farbige und poetische Sagen ins Finstere und Gemeine, und das Gemüth des Volkes wurde durch das Christenthum nach dieser einen Seite roher und ärmer, wie sehr auch im Ganzen der sittliche Inhalt seines Lebens sich vertiefte. Dennoch that es sein Mögliches, auch dem Teufel behagliche Seiten abzugewinnen. Schon das Riesengeschlecht des alten Glaubens hatte für das Volk zwei Gesichter gehabt, neben dem Schrecken ihrer dämonischen Natur empfand man mit Behagen eine harmlose, ja burleske Seite ihres Lebens. Die Unförmlichkeit ihrer großen Körper, ihre Kraft, der schwerfällige Witz, und auf der andern Seite wieder das Zauberwissen und die technische Kunstfertigkeit, welche man ihnen zuschrieb, das alles war zur Heidenzeit

eine unerſchöpfliche Quelle für heitere Geſchichten geweſen, durch welche ſich das Volk unter anderem auffallende Naturgebilde und landſchaftliche Merkwürdigkeiten poetiſch erklärte. Neben den Rieſen aber hatte ſich das zahlloſe Volk der kleineren Naturgeiſter um den Menſchen herum getummelt. Im Walde wohnten die haarigen Schrate, an dem Ufer des Baches ſang der Nix, in den Bergen hämmerte das zahlreiche Geſchlecht der Zwerge, auf dem Thau der Wieſen ſpielten die Elbe und die Idiſien, die deutſchen Feen, und durch die Luft flogen in Schwanengeſtalt oder auf Zauberroſſen die Schlachtjungfrauen Wuotan's. In Haus und Hof, in Scheuer, Rinderſtall und Milchkeller wohnten Hausgeiſter der verſchiedenſten Art, zu dem Herdfeuer flog der Kobold, das Heinzelmännchen ſchlich in Katergeſtalt über die Balken, braune Männlein, graue Männlein und zuweilen weiße Frauen umgaben die Familie als Schutzgeiſter des Wohlſtandes und häuslichen Behagens. Dem Schlafenden ſuchte die Nachtmar den Frieden des Schlummers zu ſtören, im Getreide ſaß die Roggenmume, auf dem geſchlagenen Holz die kleinen Holzweibchen, im Sumpfe fuhr der Irrwiſch ruhelos umher und bemühte ſich den Menſchen aus der Wagenſpur des geweihten Weges zu locken. Dies kleine Geiſtervolk erhielt ſich im Chriſtenthum, doch wurde es furchtſam und ſcheu gegen den Menſchen. Auch aus ihrem Weſen wurde mancher dunkle und ſchadenfrohe Zug auf den Teufel übertragen. Zur Zeit der Sachſenkaiſer hatte der Teufel noch faſt ganz die Natur eines boshaften Heinzelmännchens. Daneben übte er die Künſte der alten Rieſen. Er wurde ein Baukünſtler wie ſie, mußte große Felsblöcke durch die Luft ſchleppen, die er auf ſeiner Fahrt verlor oder im Zorne herunterwarf, er mußte ungeheure Mauern aufführen, Brücken, Schlöſſer, Mühlen, ſogar Kirchen bauen. Und faſt immer war er bei dieſen Bauten der Geprellte, wie in andern Sagen die Rieſen; denn was er ſich zum Lohn ſeiner Arbeit ausbedungen hatte, das ging ihm verloren. Er hatte ferner

als Wolf oder Hund mit feurigen Augen unterirdiſche Schätze zu bewachen, er hatte als feuriger Drache oder Kobold zu fliegen und Schätze durch den Schornſtein auf den Herd zu werfen. Endlich mußte er ſich's ſogar gefallen laſſen, bei Volksfeſten in Perſon aufzutreten, er wurde Rolle des Schauſpielers und ſtellte — in einer halb lächerlichen, halb ſchrecklichen Tracht — den Poſſenreißer und viel geprügelten Gegner der himmliſchen Gewalten dar. Unter den Germanen erhielt er ſeine Maske: die Hörner, den Bocks- oder Pferdefuß, den hinkenden Gang, den Schwanz, die ſchwarze Farbe. Es iſt möglich, daß Erinnerungen an den antiken Satyr ihm zu Einzelheiten ſeiner äußern Erſcheinung verholfen haben; doch waren bei den feſtlichen Aufzügen des deutſchen Heidenthums abenteuerliche Thiermasken ebenfalls vorhanden, und in den jungen Städten des Mittelalters gab die Tracht des Schornſteinfegers einen ſchätzenswerthen Anhalt. So wurde er der furchtbare Feind des Menſchengeſchlechts, aber auch ein Lieblingsgegenſtand für die gute Laune der Gläubigen. Zahllos ſind die Sagen und Märchen, in denen er als Tölpel, als Betrogener dem Witz des Menſchen unterliegt, und ſehr derb iſt die Komik, die er beim heiligen Oſterſpiel und andern dramatiſchen Aufführungen in der zweiten Hälfte des Mittelalters entwickelt. Nach vielem Entſetzen und zahlloſen frommen Gebeten hatte ſich am Ende des 15. Jahrhunderts der Deutſche ſogar ſeinen Teufel recht gemüthlich zugerichtet. Sein Bild iſt freilich nicht mit den poetiſchen Charakteren zu vergleichen, welche ein frei ſchaffendes Volk ſeinen Göttern und Helden gibt, denn bei ihm ſind die widerſprechendſten Züge zuſammengetragen. Die Theoſophie der Perſer, der Eifer jüdiſcher Secten, antike Mythen und frommer Kirchenglaube ſtehn hier dicht neben altdeutſcher Habe, und man darf ſagen, was an dieſem abenteuerlichen Miſchmaſch der verſchiedenſten Bildungen noch menſchlich und erträglich ſcheint, das haben unſere Vorfahren dazugethan mit der guten Laune einer ſtarken Natur,

welche auch das Ungeſunde und Vernunftwidrige zu bewältigen weiß.

So lebte das Phantaſiegebild des Teufels faſt ein Jahrtauſend im deutſchen Volk. Getreulich machte es alle großen Aufregungen und Wandlungen der Volksſeele mit. In Zeiten des religiöſen Eifers erſchien es mit wildem, menſchenfeindlichem Angeſicht, in den Tagen größeren ſinnlichen Behagens erhielt es ein poſſenhaftes, faſt harmloſes Ausſehen.

Da kam Luther und die Reformation. Wie jedermann in Deutſchland wurde auch der Teufel in den großen Kampf des Jahrhunderts hineingezogen. Das lebende Geſchlecht wurde religiös, es wurde viel gebetet, viel gepredigt, viel disputirt und gezankt. Die häufige und angelegentliche Beſchäftigung mit der Hierarchie des Himmels zwang auch den Teufel, wie ihm ſchon öfter begegnet war, wieder einmal vorzugsweiſe zum Höllenfürſten zu werden und ſich mit der düſtern Ausſtattung ſeines ſchrecklichen Reiches zu umgeben. Er wurde abgefeimter, finſterer, grauſamer, ſolange der Eifer und Haß gegen ihn mächtig donnerte. Den Katholiken wurde er Oberhaupt der geſammten Ketzereien, der Evangeliſche ſah ihn in volksthümlicher Geſtalt mit einem großen Blaſebalg hinter dem Papſt und jedem Cardinale ſtehn und dieſen Angriffe gegen die gereinigte Lehre einblaſen. So erhielt der Teufel in dem frommen und eifrigen Jahrhundert große Arbeit. Er miſchte ſich in alle theologiſchen und politiſchen Händel, er ſaß auf Tetzel's Ablaßkaſten, beſuchte Luther auf der Wartburg, ſchürte ränkevoll zwiſchen dem Kaiſer und Papſt, demüthigte den Proteſtantismus durch den Schmalkaldiſchen Krieg und wieder die katholiſche Partei durch den Abfall des Kurfürſten Moritz, er erſchien und hantierte mit ſeinen Geſellen überall im großen und kleinen Leben des Volkes.

Die Folge ſolches Glaubens war, daß Teufelserſcheinungen auch in der neuen Kirche ganz gewöhnlich wurden. Der Schwärmer erblickte den Satan im Kampfe mit dem

Schutzengel, selbst den Argen begegnete, daß sie ihn da sahen, wo er am unbequemsten war. So weit wir dadurch vom Aussehen des Teufels erfahren, zeigte er sich zuweilen als bleicher Mann in dunkler geistlicher Tracht, zuweilen in der alten volksmäßigen Maske oder in den phantastischen Formen, welche durch die Erfindung der Maler und Holzschneider geläufig wurden, nicht selten aber auch in modischem Anzuge, in blauem Hut mit adliger weißer Feder, oder z. B. einem überspannten Hutmacher zu Spandau 1594 als finsterer Mann in einem Wolfspelz. Die Anfechtungen des Spandauers machten — nebenbei bemerkt — großes Aufsehen und veranlaßten kurfürstliche Bekanntmachungen, in denen zur Buße gemahnt und vor der Hoffart gewarnt wurde. Der Kampf zwischen Engeln und Teufeln ging in diesem Falle vorzüglich gegen die Kleiderpracht und die großen Halskrausen.

Auch dies war noch herkömmlich. Aber Luther hatte nicht umsonst die Kirchenlehre vergeistigt, durch ihn war der Kampf des Menschen um das ewige Heil in das Gemüth des Einzelnen verlegt, vom Glauben an Gott und von dem eigenen Gewissen hing das Schicksal des Menschen ab. Dadurch wurde die Hauptthätigkeit des Satans eine andere. Auch der Streit des Menschen mit dem Bösen wurde jetzt vorzugsweise ein innerlicher. Nicht die Erscheinung des Teufels und sein Rasseln waren besonders fürchterlich, sondern seine Einflüsterungen in die Seele des Menschen. Eine beständige innere Buße war nöthig gegen diese Gefahr, häufiges Gebet, ein immerwährendes liebevolles Denken an Gott. Von Luther's Anfechtungen war bereits die Rede. Rücksichtslos und ehrlich sprach er davon zu seinen Zeitgenossen. Das Geschlecht, welches gläubig seiner Rede lauschte, wurde durch ihn angesteckt, innere Anfechtungen wurden bei den Protestanten ganz gewöhnlich, Luther war auch hierbei Tröster und Vertrauter Vieler.

Der Unterschied zwischen der alten und neuen Kirche zeigte

ſich zunächſt in der Auffaſſung des freien Vertrages, welchen ein Menſch mit der Hölle geſchloſſen hatte. In der alten Kirche war es den Gläubigen verhältnißmäßig bequem geweſen dem Teufel zu entrinnen. Durch eine klug zuſammengerechnete Zahl von frommen Aeußerlichkeiten konnte der Chriſt, im ſchlimmſten Falle noch zur letzten Stunde, dem Satan entgehn, ſelbſt wenn er ſich tief mit ihm eingelaſſen. Daher iſt bei Verträgen, welche der Teufel vor der Reformation mit dem Menſchen abſchließt, der Teufel faſt immer der Geprellte. Solchem geſchäftsmäßigen und unſittlichen Verhältniß zum Himmelreich trat Luther mit der tiefſten Empörung gegenüber. Da er die Lehre St. Auguſtin's ſtark betonte, daß der Menſch durch die Erbſünde verdammt, alſo eine Beute des Teufels ſei, und daß fortwährende innere Buße allein zur Seligkeit helfe, ſo verfiel jetzt der unbußfertige Sünder ohne Rettung der Hölle. Daher kommt es, daß ſeit dem 16. Jahrhundert die Menſchen, welche einen Pact mit der Hölle geſchloſſen hatten, faſt ohne Ausnahme vom Teufel geholt wurden. Allbekannt iſt das traurige Ende des ſagenhaften Doctor Fauſt; aber er war nicht die einzige Beute des Satans. Es wurde ganz gewöhnlich zu glauben und in Flugſchriften verbreitet, daß Menſchen von zweideutigem Charakter, ruchloſe Säufer, Spieler, Flucher oder ſolche, welche als Feinde bitter gehaßt wurden, in das unterirdiſche Reich abgeholt ſeien. Dann war die Hand des Teufels am verdrehten Genick des toten Sünders deutlich zu erkennen. Luther ſelbſt war in der Lage, in einer ſolchen Gefahr einzuſchreiten. Ein junger Student zu Wittenberg, ein böſer Bube, hatte den Teufel gerufen und ſich ihm angeboten. Luther nahm die Sache ſehr ernſt und würdig. Er zerknirſchte zuerſt den Frevler durch ſtrenge Strafreden, dann kniete er mit ihm in der Kirche nieder, legte die Hände auf ihn, betete mit Inbrunſt und ließ den Jüngling zuletzt ein reuiges Bekenntniß nachſprechen. Damit aber war ihm die Sache abgemacht. — Auch geſchicht-

liche Persönlichkeiten entgingen dem melancholischen Schicksal nicht, vom Teufel geholt zu werden. Der Glaube erhielt sich über den dreißigjährigen Krieg hinaus. Noch im vorigen Jahrhundert wurde der Pact, welchen der Herzog von Luxemburg, der Gegner Wilhelm's von Oranien, mit dem Teufel abgeschlossen hatte, ausführlich mit allen Paragraphen dem lesenden Volke mitgetheilt, und es ist bezeichnend für jene anspruchsvollere Zeit, daß der Herzog unter andern Bedingungen dem Teufel auch die gestellt hatte, ihm nur in angenehmer, keineswegs aber in schrecklicher Gestalt zu erscheinen.*)

Wohlwollender betrachtete die neue Kirche nach den Vorbildern in der Bibel die Besessenen. Luther und seine Nachfolger nahmen an, daß sie durch eine immerhin zu vergebende Sünde, zuweilen durch ein kleines Versehen in die Gewalt des Teufels gekommen seien, und daß es Pflicht und Verdienst der Gläubigen sei, durch Gebet und Beschwörung den Teufel auszutreiben. Nicht jeder Irrsinnige oder Epileptische galt vom Teufel besessen, aber da man den Bösen überall vermuthete, so hatte man die Befriedigung ihn oft zu finden. Die wunderlichsten Aeußerungen seiner Thätigkeit wurden mit gläubigem Eifer beobachtet. Am häufigsten kamen schwachsinnige Weiber zu der Ansicht, daß sie vom Teufel geplagt würden, und eine gewöhnliche Folge dieser Einbildung war im 16. Jahrhundert, gerade wie ein Jahrtausend früher zur Merovingerzeit, daß diese Weiber in ihrem krankhaften Zustande kräftigen Widerwillen gegen die Geistlichen und die frommen Ceremonien aussprachen, mit denen sie beehrt wurden.

Wie weit aber eine vorgefaßte Meinung das Urtheil nicht nur der Kranken, sondern auch der Gesunden verwirren und

*) Des Welt-beruffenen Hertzogs von Luxenburg, gewesenen Königl. Frantzösischen Generals und Hof-Marschalls Pacta oder Verbündniß mit dem Satan und das darauf erfolgte erschreckliche Ende. Frankfurth und Leipzig, 1716. 4.

das Zeugniß der eigenen Augen und Ohren fälſchen kann, erkennen wir mit Erſtaunen aus zahlreichen Berichten von Augenzeugen, welche in andern Dingen vollen Glauben verdienen und vor Beſeſſenen das Unmöglichſte gläubig beobachteten. So wurde, um nur einen, ſehr abgeſchmackten Fall zu erwähnen, zu Luther's Zeit in Frankfurt an der Oder eine Magd, die ſchon früher ſchwachſinnig geweſen war, in folgender Weiſe von dem Satan beſeſſen: „Wenn die gedachte Magd einem an den Rock, Bart u. ſ. w. griff, hat ſie allerwegen Geld, wie es in Frankfurt gäng und gäbe war, erwiſcht und in die Hand bekommen, mit dieſem Gelde iſt ſie flugs in den Mund gefahren, hat daſſelbe gekaut und endlich verſchlungen. Solch erwiſchtes Geld hat man ihr mit Gewalt aus den Händen brechen müſſen. Ebenſo hat ſie überall Nadeln gefunden. Zuweilen hat ſie Leuten, die um ſie ſtanden, ſolches Teufelsgeld, das ſie von Wänden, Tiſchen, Bänken, aus Steinen, Erde und Mauern gegriffen, hingereicht. Es war gute Münze, Groſchen und Pfennige, auch einige ſchlechte rothe drunter." Dieſe unerhörte Begebenheit erzählte in einer Flugſchrift Dr. Andreas Ebert als Geiſtlicher, und ſein Bericht wird von Theodor Dürrkragen, dem Richter des Stadtrathes, beſtätigt. Luther wurde, wie bei hundert andern kritiſchen Fragen, auch hier um ſeine Meinung gefragt. Er war doch mißtrauiſch, begehrte zu wiſſen, ob es auch gutes Geld ſei, und gab endlich den Rath, die Magd fleißig zur Kirche zu führen und bei Gott für ſie zu bitten. Dieſe Heilung hatte einige Schwierigkeit, der Teufel in dem Mädchen ſchmähte den Geiſtlichen während der Predigt und ſtrafte ihn Lügen. Vergebens hatte auch ein katholiſcher Prieſter verſucht den Teufel in ihr zu beſchwören, mit ihm trieb der Teufel nur Geſpött und verachtete ſeinen ganzen Exorcismus. Doch die Kraft des evangeliſchen Gebets zwang endlich den Satan zu weichen. Das Mädchen wurde friſch und geſund, wußte nach ihrer Geneſung von gar nichts, und fuhr

fort als Dienstmagd ein nützliches Mitglied der christlichen Gemeinde zu sein.*)

So war es bei den deutschen Protestanten, so wurde es auch bei den Katholiken. Nichts ist bezeichnender für die Gewalt, welche Luther's Persönlichkeit ausübte, als der Einfluß, den sein Wesen über seine erbitterten Gegner gewann. Zwar die katholischen Dogmen widerstanden seinem Andrange, und zwischen den neuen Glaubensschanzen, die er aufgeworfen hatte, und der geschlossenen Festung der alten Kirche wüthete durch Jahrhunderte ein grimmiger Krieg. Aber seine Methode zu denken, seine Sprache und vor Allem das Charakteristische seines gemüthlichen Lebens formte die deutsche katholische Kirche ebenso eigenartig und ebenso einseitig nach seinem Bilde, wie die protestantische. Das rohe Formelwesen ihrer Ablaßkrämerei und ihrer frommen Bruderschaften verschwand nicht ganz, aber es machte einer neuen Richtung auf das Innerliche des Gemüthes Platz. Ernste Studien, schärferes Denken, gewandte Redekunst und, was mehr werth war, eine größere sittliche Vertiefung werden nothwendige Erfordernisse des katholischen Vorkämpfers. In Luther's Sprache und Beweisführung lernt er predigen und seine Streitschriften verfassen, selbst die scheltenden Kraftausdrücke des großen Ketzers eignet er sich an, und sucht die volksthümliche Laune, welcher Luther nicht den kleinsten Theil seiner Erfolge verdankt, mit Glück nachzuahmen. Die Texte evangelischer Lieder, Titel und Inhalt lutherischer Werke werden immer wieder parodirt. Vielleicht ist die innere Aehnlichkeit nirgend auffallender als bei den besten Talenten der Ingolstadter Hochschule. Die Andreä, Scherer und ihre Freunde könnten, wenn die Verschiedenheit in den Dogmen und vor allem der persönliche Haß nicht

*) Der Titel der Flugschrift ist: Wundere Zeitung, von einem Geldteufel, eine seltzame, unglaubliche, doch wahrhaftige geschicht. Zu Frankfurt an der Oder beschehen, und urkundlich außgangen. 1538. 4.

wäre, ebenſo gut Lutheraner als Katholiken ſein. So entſtand auch zwiſchen den Geiſtlichen beider Confeſſionen ein zuweilen lächerlicher, oft widerlicher Wetteifer, den Teufel aus Beſeſſenen auszutreiben. Wenn da, wo beide Kirchen zuſammenſtießen, ein Beſeſſener auftrat, ſuchte jede Confeſſion die Macht ihres Glaubens dadurch zu beweiſen, daß ſie ſich des Leidenden bemächtigte und ihn heilte — die Evangeliſchen durch das Gebet der Geiſtlichen und der Gemeinde, die Katholiken durch Teufelsbannung. Die gerettete Seele gereichte dann der glücklichen Kirche zum Ruhm. Unter den zahlreichen Berichten, welche über dergleichen Beſchwörungen erſchienen ſind, zeichnet ſich der folgende, der aus dem katholiſchen Lager in der Nähe von Ingolſtadt ſtammt, durch ſeine Ausführlichkeit und durch einige pſychologiſch bemerkenswerthe Züge aus. Er erſchien kurz nach dem Ereigniß in einer Flugſchrift unter dem Titel: Erſchröckliche gantz wahrhafftige Geſchicht, welche ſich mit Apollonia, Hannſen Geißlbrecht's, Burgers zu Spalt inn dem Eyſtätter Biſtumb, Haußfrawen verlauffen hat. Durch M. Sixtum Agricolam ꝛc. Ingolſtadt 1584. Die Erzählung beginnt folgendermaßen:

„Hans Geißlbrecht, Bürger zu Spalt, hat ſich nach Abſterben ſeiner erſten Hausfrau wiederum mit Apollonia, der Witwe von weiland Hans Francke, aus Lautershauſen im Markgrafenthum Brandenburg, verheiratet, allhier ſeine Hochzeit gehalten und länger als ein Jahr mit ihr gehauſet. Doch zuletzt hat es der leidige Eheteufel dahin gebracht, daß zwiſchen ihnen beiden nichts anderes als Tag und Nacht viel Zanken, Hadern, Grollen, Greinen, Keifen und Nagen geweſen, daneben iſt, was am allerſchrecklichſten war, großes Gotteslaſtern und übles Schwören mit untergelaufen. Nun kam gedachter Geißlbrecht an einem Freitag, den 19. October des vergangenen 82. Jahres, wohl bezecht heim, fing ſeinem alten Gebrauch nach mit ſeiner Hausfrau zu zanken und zu ſchwören an, und ſie trieben ſolches, wie ihre meiſten Nach-

barn gehört, faſt die ganze Nacht über. Sonnabend Morgen kommt Apollonia zu Anna Stadlerin, ihrer Nachbarin, und ſpricht: „Liebe Stadlerin, habt ihr nicht gehört, was mein Mann heut die ganze Nacht abermals für Roheit und Schande gelübt?“ „Ja“, ſpricht dieſe, „ich und mein Stadler haben es leider nur zu wohl gehört, was für ein Katzengetöne und Gotteslästern ihr miteinander getrieben; die ganze Nachbarſchaft verliert den Frieden, wo man ſo unchriſtlich lebt.“ Darauf fängt gedachte Apollonia in grimmigem Zorne an und ſpricht: „Ei, will mir unſer Herregott von dieſem heftigen Manne nicht helfen, ſo wollte ich, der Teufel käme und hülfe mir von ihm.“ Nun merkt, was geſchieht! Als am gedachten Samſtag Abend der Geißlbrechtin Rindvieh von der Weide heimkommt und ſie daſſelbe, wie gebräuchlich, melken will, da kommen zuerſt zwei Vögel wie Schwalben, da doch zu dieſer Zeit keine mehr im Lande ſind, und fliegen ihr geſchwind um den Kopf herum. Ehe ſie ſich recht unter der Kuh umſieht, ſteht ein langer Mann (es war aber leider der leibhaftige Teufel) neben ihr und ſpricht zu ihr: „Ach, meine liebe Appel, wie habe ich ein Mitleiden mit dir, daß es dir ſo übel geht; dein Leben iſt ſo hart und armſelig, haſt auch einen ſo argen böſen Mann, der dich ſo ſchlecht hält, er hat die Abſicht, Alles zu verthun, damit dir nach ſeinem Tode nur nichts von ihm bleibe. Thue eines, ſage mir zu, daß du mein ſein willſt; ſiehe, ſo verſpreche ich dir, daß ich dich in dieſer Stunde an einen ſo herrlichen luſtigen Ort führen will, wo du für und für nichts thun ſollſt als eſſen, trinken, ſingen, ſpringen, tanzen, in Summa ſolche gute Tage haben, wie du dein Lebelang nie geſehen noch gehört. Denn es iſt um das Himmelreich nicht ſo beſchaffen, wie deine Pfaffen davon ſagen. Ich will es dir anders weiſen.“

Auf dies große Verheißen des leiblichen Satans gibt die armſelige Frau ihm unbedacht die Hand und ſagt ihm

zu, ſie wolle ſein werden. In demſelben Augenblicke wird gemeldete Apollonia von ihm leibhaft beſeſſen, und alsbald gibt er ihr ein, ſie ſolle eilends mit ihm auf den Boden, in der Hoffnung, ſie ſolle ſich dort erhenken. Als nun mehrerwähnte Geißlbrechtin von den Kühen aufſpringt und der Hausthür zueilt, wird die vorgemeldete Nachbarin ihrer gewahr und ſchreit ihrem Mann zu: „O Ulrich, komm! die alte Schäferin“ — Schäfer nennt man ſonſt ihren Mann, den Geißlbrecht — „iſt von Sinnen gekommen.“ Demnach laufen die beiden Eheleute zu, und ehe ſie ganz zu ihr kommen, legt ſie ſich vor der Thür in eine Kothlache, mit der Abſicht ſich darin zu ertränken. Als ſie aufgehoben wird, mehre andere Nachbarn zulaufen und die beſeſſene arme Frau wieder in das Haus bringen, begehrt ſie nur ſtracks die Stiege auf den Boden und ſchreit: „O laßt mich gehn, ſeht ihr nicht, wie köſtlich ich lebe, daß ich für und für eſſe, trinke, ſinge, ſpringe, tanze und nur gut zu leben habe?“ Als Apollonia in ihre Stube gebracht wurde, haben erſtlich zwei, dann vier Mann genug an ihr zu halten gehabt. Indeß wird am Samſtag gerade zur Mitternacht dem ehrwürdigen und wohlgelahrten Herrn Wolfgang Agricola, Dechant und Pfarrherr, ein Bote zugeſchickt, Seine Ehrwürden ſolle eilends auf und einen Gang zu der alten Schäferin thun, denn dieſelbe wäre am Abend verrückt geworden. Aber wohlgedachter Dechant meinte, die Sache wäre bei weitem nicht ſo heftig beſchaffen, als man ihm berichtete, wollte auch ſo ſpät in einer ſo heiligen Nacht nicht ausgehn, ſondern vermeldete, er hätte wohl Sorge getragen, das ſtete gottloſe Zanken und Hadern werde zuletzt einen ſolchen Ausgang nehmen, befahl jedoch, wenn die Geißlbrechtin ſo unrichtig wäre, daß man ſie nicht erhalten und dämmen könnte, ſo ſollte man ſie unterdeß in zwei Ketten ſchlagen, wie auch geſchah.

Am Morgen, nachdem er die Metten verrichtet, nahm der Herr Dechant als ein Mann, der ſchon früher in der-

gleichen Fällen auf dem Platze gewesen, zur Fürsorge ein ganz kleines Heilthumtäflein, worin ein Stückchen von dem heiligen Kreuz und von der Säule, daran Christus der Herr gegeißelt worden, ferner ein agnus Dei, das im Jahre des Jubiläums, und endlich ein Stück weißes Wachs, welches vom summus pontifex selbst geweiht war, zu sich und schob das alles auf seinen Leib. Als er des Geißlbrecht's Hause zuging und die Apollonia mit ihrem betrügerischen Inwohner, der sie so übel tractirte, den Herrn Dechanten nur gewahr wurde, nimmermehr werden es die, welche nicht dabei gewesen sind, glauben können, was für ein Wüthen, Toben und Beißen sich da erhoben. Denn ungeachtet die Frau an zwei Ketten ausgespannt lag, hatten doch noch vier Mann zu thun um sie zu halten. Vielgedachter Herr Dechant fing an und sagte: „Ach, Appel, das sei Gott im Himmel geklagt, der große Jammer ist mir ein herzliches Leid! Christ gesegne dich, wie ist dir geschehen!" Da fängt die arme Frau mit einer starken, männlichen, zuvor bei ihr ungewohnten Stimme an: „Hui, Pfaff, trolle dich, was frage ich nach dir und deinem Christ, ich hab' für mein Lebelang genug, siehst du nicht, wie wohl ich lebe? Ich bedarf deines Himmels nimmer." Darauf antwortete ihr der Herr Dechant: „Wie wohl du lebst, das sehe ich leider, dein gutes Leben wollte ich keinem Hunde, geschweige einem Menschen gönnen." Und zu einem Probezeichen, ob sie besessen oder sonst natürlich verrückt wäre, nahm Herr Dechant erst das vorgemeldete Heilthum, und da sie ihm den Rücken wandte, schob er es ohne ihr Wissen mit seiner Hand auf ihren Kopf. Was sich von Stund an für Jammer, Klage und Winselei erhoben, und wie sie in den Ketten gewüthet und mit schäumendem Munde wie ein beißendes Pferd nach dem Herrn geschnappt hat, davon werden diejenigen, welche sie gehalten, und die Stube voll Leute bessere Meldung thun als Se. Ehrwürden. Ihr Geschrei war immer: „O Pfaff, o Pfaff, thu mir das Ding von dem Kopf

herab; wo nicht, ſiehe, ſo ſei dir geſchworen, mit meinen Zähnen will ich dich zu Stücken reißen, auf das eine Bein will ich dir treten und das andere — salvo decore — aus dem Hintern reißen, dich damit zu Tode zu ſchlagen. O thu das Ding herab und leg' mir dafür ſechs lange Säcke voll Steine auf, die werden nicht ſo ſchwer ſein." „So ſage mir," ſprach Herr Dechant, „was iſt es denn? Dann will ich es dir alsbald wieder herabthun." Da antwortete der Böſe: „Was es iſt, das weiß ich wohl, aber ich wollte dir — cum venia — lieber etwas Anderes thun als dir das ſagen." „Wie," fing Herr Dechant mit Ernſt an, „du willſt mit der Sprache nicht heraus? Geſchwind, bringt mir eine weiße Haube, mit dieſer will ich dir das geringe Ding ganz auf dem Kopfe befeſtigen." „Ja," antwortete der Böſe, „du ſagſt wohl ein geringes Ding; wenn es ſo gering wäre, würde es nicht ſo hart brennen." — „Ich beſchwöre dich bei dem Gott Abraham's, Iſaak's und Jakob's, ſage an, was iſt es denn?" Aber da gab er keine andere Antwort, als daß er für und für von einer gewiſſen unſaubern weichen Speiſe redete, die ihm Herr Dechant ſelbſt zu freſſen rieth. Unterdeß, lieber Gott, lechzte die arme, hart gepeinigte Frau gar ſehr, und hätte bei ihrem vermeinten köſtlichen Wohlleben gern zu trinken gehabt. Auf den Wink des Herrn reichten ihr die Weiber zuerſt Taufwaſſer, aber da war kein Trinken, er wollte andres Waſſer haben. Der Herr redete ihn an, warum er dies nicht trinken möchte, es wäre doch auch nur Waſſer. Da antwortete er: „Pfaff, jetzo lügſt du, es iſt deine geſalbte Taufe." Darauf gaben ihr die Weiber von dem großen Weihbrunnen, welcher alle Jahre an dem goldenen Sonntag Trinitatis geſegnet wird; aber ſo wenig ihr das vorige ſchmeckte, noch viel weniger wollte ſie von dieſem wiſſen und hören, man ſollte es nur geſchwind hinwegthun, denn ſie wüßte wohl, was es wäre. Da ſagte Herr Dechant, es wäre doch nur ein Waſſer; der Böſe antwortete ihm ganz grimmig:

„Du ſagſt immer, ich lüge, aber ich ſehe, du kannſt auch lügen, iſt es doch von deinem Weihwaſſer.“ Da man ihr aber gewöhnliches Waſſer reichte, ſprach ſie oder er in ihr, obgleich an dem Geſchirr und Waſſer auch nicht der geringſte Unterſchied war: „Das iſt von dem rechten.“ Darauf miſchten wir die drei Waſſer untereinander, machten ihr den Mund mit einem Schlüſſel auf und hatten unſer ein Dutzend zu ſchaffen, bis wir es ihr eingoſſen und ihr in den Hals mit Mühe hinunterſtürzten. Darauf fängt ſie oder er durch ſie an: „O Sacramentspfaff, wie gehſt du mit mir um!“ Antwortete Herr Dechant: „Schmeckt dir das Eine, ſo laß dir das Andere auch ſchmecken; ich kenne dich wohl, welch arger Gaſt du biſt, ich und du werden noch eine beſſere Sprache zu einander reden müſſen, bis wir uns recht von einander ſcheiden.“ — „Wie, Pfaff, du willſt mich vertreiben? Eher werde ich dich zerreißen, daß du in die Sonne fliegſt.“ Herr Dechant gab ihm Antwort: „Höre, du verzweifelter Böſewicht — — dieweil du nach mir, dem allergeringſten päpſtlichen Pfäfflein, ſo gar großes Gelüſt haſt, ſoll dir vor aller Welt erlaubt ſein, fahre in mich, treibe deinen Hochmuth, ich will dir den Mund weit genug aufthun und kein Kreuz vormachen.“ Da fing der Böſe an: „Ja fahren, fahren; könnte ich dafür nur deine Zunge und deinen Finger erwiſchen und abbeißen.“ „Das glaube ich gern,“ ſagte Herr Dechant, „wenn es in deiner Macht geſtanden und du mich und jeglichen Chriſtenmenſchen im Mutterleibe hätteſt können umbringen, ſo halte ich durchaus dafür, an allem möglichen Fleiß würdeſt du es nicht haben fehlen laſſen. Und höre, Satan, den Kopf halte ich feſt, bis du mir ſagſt, was in dem Täflein auf dem Kopfe iſt.“ Da antwortete er: „Es iſt das Heilige.“ „Was für ein Heiliges?“ frägt Herr Dechant. Der Böſe: „Das von Jeruſalem.“ Herr Dechant wiederum: „Was von Jeruſalem? Kurzum, mach' nicht viel Umſtände.“ Der Satan: „O laß mich zufrieden, du weißt, daß ich es

nicht nennen kann." Der Herr Dechant: „Das ſind faule, lahme Ausreden, wenn du willſt, kannſt du es wohl nennen, darum beſchwöre ich dich bei dem unſchuldigen Tod unſeres Herrn Jeſu Chriſti, daß du öffentlich anzeigſt, was es ſei." „O," ſagt er, „es iſt halt von dem heiligen Kreuz, daran unſer Herrgott geſtorben, und dann von der Säule, daran er gegeißelt worden." Herr Dechant wiederum: „Glaubſt du denn, daß Chriſtus für uns geſtorben?" Er: „Warum ſollte ich es nicht glauben? Bin ich doch nicht weit davon geweſen." — — Darauf that Herr Dechant das Heilthum herab, nahm das vorgemeldete agnus Dei und legte es der Frau, ohne daß ſie es merkte, auf ihr Haupt. Sie klagte, wimmerte leiſe und ſchrie noch mehr als vorhin. Auf ſolche Ungeberdigkeit wollte Herr Dechant wieder hören, was es denn wäre, worüber er ſich ſo entſetzte. Da ſchrie der böſe Feind: „Ho, ho, dahin bringſt du mich nimmermehr, daß ich dir das ſage." Darauf gingen viele Reden hin und her, bis der böſe Geiſt durch den Finger Gottes getrieben wurde. Da fing er an und ſprach: „Es iſt halt ein agnus Dei." Der Herr Dechant: „Wo weiht man denn dieſelben?" Der Böſe: „O wenn die ganze Welt daſtände, ſollte ſie mich nicht zwingen, daß ich die Stadt nennte." Herr Dechant: „Wohl iſt in der Welt kein Ort, wo dir und deinem Haufen größerer Abbruch und Widerſtand erwieſen wird; darum mach nur nicht viel Mäuſe, ſondern ſag' an, wie heißt die Stadt?" Da ihm der Herr Dechant ſo hart auf den Socken lag und von ihm nicht laſſen wollte, fing er an: „Sie heißt R! R! R!" Der Herr Dechant: „Hui, junger Schüler, noch beſſer!" Der Böſe: „O! O! O!" Der Herr Dechant: „O ein hoffnungsvoller Schüler! Du verzweifelter Böſewicht! Du Todfeind des heiligen, wahren Glaubens, ſetze das M M M auch dazu, ſo hat dir Gott eine dreifache Wahrheit beſchert." — —

Als nun Herr Dechant leider mehr denn zu viel er-

fahren wie es um das elende Weib beſchaffen war, und er dabei ſah, daß alle Mittel, mit welchen vormals etlichen geholfen worden, gegen einen ſo mächtigen, wohlverſchanzten Feind gar nichts waren, ſtellte er die Sache diesmal ein, bis Gottes Gnade beſſere Zeit und Gelegenheit gäbe. Er befahl, man ſollte Tag und Nacht gar fleißig Achtung geben, damit ſie nur nichts erwiſche, womit ſie ſich oder einem Andern einen Leibesſchaden zufügen könnte, er bat auch die Benachbarten und ihre beſtellten Wärter für ſie zu ſorgen, wie denn auch Tag und Nacht aus brüderlichem und ſchweſterlichem Mitleiden geſchah.

Die nächſten Tage präparirte ſich wohlgemeldeter Herr Dechant ſo viel als möglich mit allem Fleiß zu der Haupthandlung und hatte genug für das zu ſorgen, was bei einem ſolchen ſpitzigen, hochgefährlichen Handel nothwendig iſt.

Unterdeß begab ſich, daß ein junges lutheriſches Predigerkäuzlein, Johannes Bäuerlein, eines hieſigen Kürſchners Sohn, welcher erſt nagelneu vom Examen hierher kam und ſchon, wie ihm dünkte, dieſelbe volle Gewalt empfangen hatte, wie der Dichter ſeiner leidigen Tragödie, welcher Anno 1545 in der Pfarrſacriſtei zu Wittenberg die Teufel von den Beſeſſenen ein- und ausgetrieben hatte; dieſer Prädicant hatte von ſeiner Mutter, die gerade Geißlbrecht's Haus gegenüber wohnt, ſolchen Jammer erfahren und uns etliche Mal ein- und ausgehn geſehen, hatte auch wohl unter dem Volk in der Stube geſtanden, aber wegen ſeinem großen Bart, worin all ſeine Kunſt wie Simſon's Stärke ſteckte, hatten wir ihn nicht erkannt. Er geht nun etliche Male in unſerer Abweſenheit hinüber und ſieht, wie jämmerlich und erbärmlich die arme Frau von dem böſen Geiſt gequält und zermartert wird. Er ſpricht ihr zu, aber lieber Gott! auf ſeine toten, kraftloſen Worte wollte Hans nicht hervorkommen, ſondern der Böſe trieb nur ſein Affenſpiel mit ihm. Zuletzt forderte er den Mann der elenden Frau zu ſich und redete ihn mit dieſen

Worten an: „Mein lieber Hans Geißlbrecht, daß eure päpſtlichen Pfaffen eurem Weibe helfen und den leidigen Satan, womit ſie gar hart geſtraft iſt, von ihr treiben ſollten, das geſchieht nimmermehr, es iſt ihnen unmöglich. Aber ich," ſagte der kühne Degen, „würde noch einen Diener des Amtes zu mir nehmen und ihn mit dem klaren Wort Gottes austreiben." Solches wurde uns durch gedachten Geißlbrecht geoffenbart. Das verdroß alle Geiſtlichen, und nicht unbillig, von einem, der hier geboren, getauft, confirmirt, confitirt, communicirt und erzogen worden, deſſen Vater, Mutter und Geſchwiſter hier gut katholiſch gelebt und zum Theil ſchon geſtorben, er aber allein von ihnen apoſtaſirt war! — ſo daß wir alle entſchloſſen waren, bei dem Act der Beſchwörung, der in aller Stille auf den Donnerstag angeſetzt war, hätte er mit in die Kirche gemußt, und ſollten wir ihn gebunden wie das arme Weibsbild mit hineingeſchleppt haben. Nicht daß ihm etwas Leides widerfahren ſollte, ſondern nur damit er ſähe, was dies für eine ſorgliche, große, gefährliche Arbeit ſei und nicht, wie er vielleicht vermeinte, ſo ein Ding, als wenn man den Kater Heinz hinter dem Ofen hervorlockt. Er aber roch das Feuer, wurde gewarnt und trollte ſich auf eine Zeit zum Thor hinaus.

Am Mittwoch unter der Vesper war die Noth der Kranken ſo groß, daß man eilends den Herrn Dechant holte, denn wenn man nicht helfe, ſo werde ſie der böſe Feind zu tauſend Stücken zerreißen. Als gedachter Herr Dechant und etliche von uns kamen, fanden wir einen Jammer, der uns unſer Lebtag vor Augen ſteht; denn obgleich die mehr als elende Frau auf der Erde in einem elenden Bettlein an zwei Ketten ausgeſpannt war, daß ſie keine Hand und keinen Arm zu dem andern bringen konnte, lagen und hielten noch auf jedem Arm zwei Mann, ihr eheleiblicher Bruder ſaß ihr rittlings über den Beinen, etliche Weiber fielen ihr über den Leib und vermeinten ſie niederzudrücken, doch half es alles nichts. Der

böſe Feind bäumte und hob alle dermaßen über ſich, daß ein Menſch unter ihrem Rücken hätte durchſchlüpfen können, und, was das Allerſchrecklichſte war, ſo ſah und griff man den böſen Feind zwiſchen Haut und Fleiſch in Form und Geſtalt wie eine gute lange dicke Natter oder Schlange. So geſchwind wie ſie von Natur auf der Erde läuft, ſo behende lief ſie in dem Leibe hin und wieder, eine Weile in den Kopf, bald war ſie in einem Arm, dann in dem andern, urplötzlich in den Füßen, und wo ſie in dem Leibe lag, war die Stelle ſo heiß und brannte wie lauter Feuer. Zuletzt läuft das Herz wie ein ziemliches Sechſerbrot auf, und der böſe Feind windet ſich und kriecht um das Herz herum, gerade als wenn ſich eine Natter um einen Baum ſchlägt, er rüttelt und zieht ihr Herz dermaßen zuſammen, daß Alles anfing zu krachen und wir alle miteinander nicht anders meinten, als der grimmige, zornige böſe Geiſt hätte ſie ſchon ganz erſtickt und umgebracht, denn an dem ganzen Leibe wollte ſich auch nicht ein Aederlein mehr regen. Der Dechant ſchrie und rief für und für zu Gott im Himmel. — Indem that man ihr den Mund mit einem Schlüſſel auf, aber lange Zeit wollte ſich kein Leben mehr finden, bis man ihr etwas eingoß, da fing das Herz wieder an zu klopfen. Das war uns allen ein Troſt, wir halfen und labten alle an ihr, bis ſie ein wenig zu ſich kam. Alsbald gab Herr Dechant Befehl, man ſolle ihr das Haar auf dem Kopfe ſauber hinwegſchneiden, denn alles war mit Blut überronnen, er verordnete auch eine Lauge, damit ſollten ſie die Weiber ſauber waſchen, er, der Herr Dechant, wollte alsbald wiederkommen.

Darauf kommt Herr Dechant heim, und fordert zu ſich mich, ſeinen Bruder Magiſter Sixtus, dann Herrn Georg Wittmeier, ſeinen Confeſſarius Herrn Bernhardt Eiſen, der damals Diaconus war, den Studioſus Wilibald Plettelius, der vor kurzem von Rom aus dem deutſchen Collegium gekommen war, und den Studioſus Leonhard Agricola, und

erklärte uns den großen Jammer, und das ſei gewiß, helfe man der armen Frau nicht noch dieſen Abend, ſo bringe ſie der böſe Feind um, und wenn ſie mit tauſend Menſchen umwehrt wäre. „Darum kommt nur eilends mit mir," ſpricht Herr Dechant, „habt ein gutes unverzagtes Herz und fürchtet euch nicht, es ſoll euch kein Leid widerfahren; und wenn erforderlich iſt, daß ihr mir im Exorcismus bei dem et cum spiritu tuo oder beim Amen reſpondiren ſollt, ſo gebt beſonders ihr Prieſter fein Acht." Alsbald gibt er dem einen Studioſus unter den Rock, was ihm, dem Dechant, zu dieſem Actus von Nöthen war, geht und führt uns zuerſt in die Kirche, vermahnt uns allda recht treulich zum Gebet, ſperrt das Sacrarium auf, nimmt aus dem Viaticum einen einzigen heiligen Partikel*), legt denſelben in ein kleines Corporaltüchlein und ſchiebt es an den Leib hinein, zieht den Chorrock wieder aus und geht in Form und Geſtalt, wie ſonſt immer, mit uns dem Hauſe zu. Darauf befiehlt er dem, der ſeine andere Rüſtung trug, er ſoll damit in der Tenne bis auf weitern Beſcheid warten. Er geht hinein in die Stube, kniet neben der armen Frau auf der Erde nieder, legt ſeine Hand, wie er ſtets pflegte, ihr auf den Kopf und ſpricht ihr zu, aber das vorige alte Schimpfen wollte wieder angehn; da greift Herr Dechant, ohne daß es ein Menſch merkt, in ſeinen Buſen, zieht das Corporal mit der allerheiligſten Hoſtie heraus und legt es ihr unter ſeiner Hand auf den Kopf. Sobald ſie dieſe nur empfindet, thut ſie in dem Bette drei große Rucke über ſich. Da ſagt der Herr Dechant: „Appel, thue ich dir denn mit meiner Hand weh? Wie geht das zu, einmal kannſt du ſie leiden, das andere Mal nicht." „O ja," ſagte ſie, „die Hand könnte ich wohl leiden, allein das, was du unter der Hand haſt, thu herab, ſonſt wirſt du mich umbringen." „Das wolle Gott nicht," ſagte Herr Dechant; „ſage

*) Hoſtie.

an, was ist auf deinem Haupt?" Da spricht der böse Feind: „Sieh doch, wart' ein bischen!" — [folgt Examen wie oben, endlich sagt der Böse, was es sei.] — Darauf Herr Dechant: „Aber noch eins will ich wissen, ob du allein bist, oder sonst noch mehr Gesellen bei dir sind." „Ich bin allein," sagte der Böse. „Wie heißest du mit Namen?" Der Böse: „Ich heiße der Spielfleck." „O das ist nichts, du hast mir bis jetzt niemals gleich im Anfang die Wahrheit gesagt, ich habe sie immer mit Gewalt aus dir herausbringen müssen. Ich will auch deinen rechten Namen schon von dir erfahren, denn den soll und muß ich wissen." Also fing das Beschwören wieder an, so lange bis der Böse genöthigt war und sagte, er hieße Schwamm*). Darauf huben die Wärter und Wärterinnen an: „O das ist wahrlich sein rechter Name, denn stets hat sie ihn so gerufen und genannt." Hierauf fing Herr Dechant an: „Wohlan, so vertrau ich Gott im Himmel, wir wollen den Schwamm jetzt bald fassen und dem Lucifer in die Hölle hinunterschicken, daß er seine Schuhe damit wische." Der Böse: „O nit, o nit, verschone mein." Darauf rief mein Herr Bruder mich, den Herrn Magister Sixtus, ich solle herzutreten und das Corporal mit dem hochwürdigen heiligen Sacrament auf den Kopf halten, und befahl, man solle alle Ketten aufschließen und hinweglegen, worüber doch manchem schauerte. Er selbst ließ sich seinen Chorrock, Stola und Bücher hereinbringen und legte sie an, und als die arme Frau aller Bande ledig gemacht war, nahm er eine alte rothe Stola in seine Hände und sprach: „Sieh, Schwamm, jetzt komme ich zu dir in dem Namen Gottes des Vaters, des

*) Bedeutet nicht Pilz, und nicht Badeschwamm, wie der Herr Dechant versteht. Es ist entweder das bairische Wort: der Schwaim, gesprochen Schwaem, „der schwebende Schatten", oder der Volksname für eine Art Geschwulst (im Mönchslatein malannus), welche durch einen Kobold Schwam hervorgebracht wurde und vermittelst einer uns aus dem 11. Jahrhundert erhaltenen Besprechung desselben beseitigt werden konnte.

Sohnes und des heiligen Geiſtes. Dieſes dreifaltige unauflösliche göttliche Band ſoll dich jetzo in den Abgrund der Hölle hinabbinden, daß du nimmermehr in Ewigkeit weder Leuten, Vieh, noch irgend einer Creatur weder ſchädlich noch ſchade ſeiſt.“ Er nahm ihre beiden Hände, wickelte ihr die Stola zu drei Malen herum und gebot dem Böſen bei der großen Kraft und Würdigkeit deſſen, der auf der armen Frau Kopf läge, daß er ſich alles weiteren Ungeſtüms enthalten wolle. Darauf wendete ſich Herr Dechant gegen das Volk, deſſen eine ſolche Menge war, daß Stube, Tenne, Fenſter und Gaſſe alles voll ſtand, und ſprach zu ihnen: — — —

Nach verrichtetem heiligem Gebet ordnete der Herr Dechant uns Studirte, die er allein zur Handreichung mitgenommen, ſtellt uns um das elende Weib herum, gibt einem das Buch, dem andern das Licht und einem jeglichen, was er bei dieſem Handel zur Hand haben mußte, und fängt im Namen Gottes einen ſolchen herrlichen, in heiliger göttlicher Schrift überaus wohlbegründeten modus conjurationis an mit einem ſolchen Fleiß und Ernſt (wie er denn hierzu ein lauteres, ſtarkes, unverzagtes Löwenherz hatte), daß unſer einem das Herz zu zittern und die Haare gen Berg zu gehn anfingen. Während nun dieſer herrliche Exorcismus eine gute Zeit währte, hat der böſe Feind nicht ſonderlich gepoltert; nur als ein Bube die Zähne zum Fenſter hineinbleckte, begehrte er, man ſolle ihm zulaſſen dem Buben die Zähne einzuſtoßen, aber dies ſein Begehren konnte nicht gewährt werden. Während dem Actus haben die umſtehenden Leute, welche beſſer beobachten konnten als unſer einer, der mehr zu thun hatte, deutlich geſehen daß die Augen der Geißlbrechtin, die von Natur ſchwarz, aber in dieſem Elend grau und feurig wie Katzenaugen geworden waren, wieder allmählich ihre vorige natürliche Farbe annahmen, daß die Glieder, die alle verrenkt waren, wieder in ihre rechte Lage kamen, und daß der Frau ihre leibliche Farbe, Geſtalt und Natur, die ſich ganz ver-

ändert hatten, wieder fein frisch herzukam. Etliche, die dabei gestanden, bezeugen und betheuern, daß sie während dem einen schwarzen Vogel in Gestalt einer Amsel aus dem Munde der Frau fliegen sahen. Das geben wir für keine Wahrheit aus, weil es keiner von uns gesehen, denn wir wollen nicht mehr Bericht geben, als wir im Fall der Noth bei unserer priesterlichen Würde mit höchstem Eid und gutem Gewissen betheuern können.

Dieser Actus war durchaus glücklich und wohl verrichtet, Gott sei gelobt! und gedachte Apollonia fing an die Hände zusammenzuschlagen. Da neigte sich Herr Dechant zu ihr nieder, that ihr die Stola von den Händen, fragte sie und sprach: „Liebe Apollonia, wie gehabst du dich jetzt? Kennst du wieder mich und die Leute?“ Da will die befreite Frau vor Freude in dem Bettlein aufspringen und dem Herrn Dechant um den Hals fallen, — das machte manches Auge naß, — aber die Glieder und der ganze Leib waren so sehr zerrissen, daß sie so viel Kräfte nicht gehabt hat; so schlägt sie ihre Hände über dem Kopf zusammen, sieht auf gen Himmel und ruft zu drei Malen: „O allmächtiger, ewiger Gott, dir sei Lob, Ehre und Preis in Ewigkeit! O Gott, verzeih und vergib mir, daß ich so hart und schwer wider dich gesündigt habe! O Herr, jetzt will ich gern sterben!“ —

So weit die Mittheilung aus der Flugschrift. Das Ende ist erbaulich, der tapfere Dechant erntet den Lohn seiner gefährlichen Arbeit, er gewinnt die Seele der Apollonia für seine Kirche, sie ermahnt ihren Mann, gelobt eine Wallfahrt und die zänkischen Gatten leben seitdem, so scheint es, friedfertiger zusammen. Was der religiöse Eifer des Erzählers dem geistlichen Verhör des Teufels zugedichtet hat, ist harmloser als in vielen ähnlichen Fällen.

Die Zärtlichkeit, mit welcher beide Kirchen um die Besessenen sorgten, und die fromme Theilnahme, mit welcher die Gläubigen ein Opfer des Teufels bedachten, machten der-

gleichen Zuſtände auch zu einem Gegenſtand gewerbsmäßiger Gewinnſucht. So verurſachte in Thüringen um 1560 ein Hirt, Hans Vater von Mellingen, großes Aufſehen. Er gab vor, durch den Genuß von Brot, das ihm ein übelberüchtigter Menſch mit Gewalt eingenöthigt hatte, in die Gewalt des Teufels gekommen zu ſein. Er wurde vom Teufel hart behandelt und viel geprügelt und zeigte die Striemen. Deshalb wurde er in Flugſchriften dem Gebet der Chriſtenheit eifrig empfohlen. Aber als er einige Zeit darauf in Nürnberg erſchien, mit einem blutenden Ohr, die Hände mit einem dreifarbigen Seil auf den Rücken gebunden, und dort betend und bettelnd ſeine alte Geſchichte erzählte und vorgab, der Teufel ſelbſt habe ihm die Hände ſo zuſammengeſchnürt, nahmen die Nürnberger das Wunder zu ernſt, und vor dem angelegentlichen Kreuzverhör der geiſtlichen und weltlichen Behörden ſank die Frechheit des Mannes; er bekannte, daß er betrogen habe, wurde an den Pranger geſtellt und aus der Stadt verwieſen. Auch die von Nürnberg verfehlten nicht, ihre Entdeckung in einer Flugſchrift zu verbreiten.

Aber wahrhaft greulich war der Haß, mit welchem man in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts jene andere Verbindung der Menſchen mit der Hölle betrachtete, die alte Hexerei. Auch Luther glaubte an Hexen. Er erzählte gelegentlich, daß ein ſolches Weib ſeiner Mutter geſchadet habe, er zürnt an einer anderen Stelle ſogar auf die Juriſten, die dergleichen Zauberinnen, wenn ſie ihren Mitmenſchen ſchaden, nicht beſtrafen. Aber ſolche Aeußerungen waren ſo arg nicht gemeint. Im Ganzen kümmerte ihn dieſer ganze Kreis von Aberglauben wenig. Er, der Schreibfertige, fühlte nie Veranlaſſung darüber zu ſeinem Volke zu reden, auch in ſeinen Predigten erwähnt er die Hexerei nur gelegentlich und ſeinem ganzen Weſen widerſtand die Anwendung roher Gewalt. Wenn aber Luther's reines Gemüth ihn zur Freude für uns davor bewahrte, gegen die Teufelsliebchen zu eifern, ſeine Schüler und

Nachfolger hatten wenig von ſeinem hohen Sinn. Und der junge Proteſtantismus war in dieſer Frage nur um wenig beſſer als der alte Glaube. Allerdings waren in proteſtantiſchen Ländern nicht vorzugsweiſe Diener Gottes die Verfolger, aber die bürgerliche Obrigkeit ahmte nur zu willig das Beiſpiel nach, welches die geiſtlichen Gerichte der Katholiken, vor allem die Jeſuiten gaben. Ungezählt ſind die Schlachtopfer, ſie reichen ſicher in die Hunderttauſende. Zunächſt auf den Gebieten geiſtlicher Fürſten brach die Seuche aus, welche ganze Landſchaften verwüſtete, ſo in Eichſtädt, Würzburg, Köln. In zwanzig Dörfern der Umgegend von Trier wurden in ſieben Jahren dreihundertachtundſechzig Perſonen hingerichtet, außer den vielen, welche in der Hauptſtadt ſelbſt gebrannt wurden; in Braunſchweig ſtanden die Brandpfähle auf der Richtſtätte wie ein kleiner Wald. Aus jeder Landſchaft ließen ſich Hunderte, Tauſende zuſammenzählen. Jede Niederträchtigkeit wurde von den geiſtlichen und weltlichen Richtern geübt, die abgeſchmackteſten Verdachtgründe reichten hin, ganze Dörfer auszurotten. Kein Stand, kein Alter ſicherte, Kinder und Greiſe, Gelehrte und Rathsherren wurden an den Pfahl gebunden, die Mehrzahl freilich waren Frauen. Ein Schauder ergreift uns beim Einblick in den gewöhnlichen Hergang dieſer Verurtheilungen. Es iſt nicht unmöglich, obgleich keineswegs aus den Acten mit Sicherheit feſtzuſtellen, daß hier und da eines der Opfer ſelbſt in dem thörichten Wahne lebte, durch Zauberkünſte mit dem Teufel in Verbindung zu ſtehen. Es iſt nicht unmöglich, obgleich auch dies nicht mit Sicherheit zu erkennen iſt, daß ſchädliche Mittel, berauſchende Tränke und abergläubiſche Arzneien in einzelnen Fällen zum Schaden Anderer beigebracht worden ſind. Aber gerade das iſt der ſtärkſte Beweis für die Schändlichkeit des ganzen Verfahrens, daß ſich aus den ungeheuren Stößen der alten Hexenacten keine Ueberzeugung gewinnen läßt daß auch nur in dem einen oder dem andern Fall das Urtheil durch wirkliche Miſſethaten der Angeſchul-

digten nicht gerechtfertigt, aber doch entſchuldigt werde. Denn ſo groß war Fanatismus, Beſchränktheit oder Bosheit, daß ſchon die Anklage faſt ſicher tötete. Die Folter wurde auf die albernſte Anſchuldigung angewandt. Wer die Qualen aushielt, ohne zu bekennen, gegen den wurde gerade die Fähigkeit, Schmerzen zu ertragen, zum Schuldbeweiſe; ebenſo wurde Beweis jede Art von willkürlichen Merkzeichen, ein Maal am Körper, das äußere Ausſehen, zahlreiche Zufälligkeiten. Das Vermögen der Verurtheilten ward mit Beſchlag belegt, Habſucht und Rachſucht der Richter vereinigten ſich mit Rohheit und Dummheit. Und dies greuliche Unweſen endete nicht mit dem Jahrhundert, das ganze 17. hindurch bis in die Mitte des 18. wurden die ſchauderhaften Juſtizmorde fortgeſetzt. Erſt die Zeit des großen Friedrich machte ihnen ein Ende.

Wie groß aber auch die Wichtigkeit war, welche Luther's Lehre und Gemüth dem Teufel beilegte, der Proteſtantismus ſchadete dem Höllenfürſten doch. Die Vernunft fing langſam an ihr Recht zu fordern. Die gelehrte Bildung der deutſchen Theologen war ſehr einſeitig, aber jedes ernſte, wiſſenſchaftliche Arbeiten leitet zu demſelben Schlußergebniß, es hilft den vernünftigen Zuſammenhang der Dinge verſtehn. So konnten auch die Reformatoren nicht vermeiden, über das Verhältniß des Teufels zu Gott und über den Umfang ſeiner Macht nachzudenken. Die Ergebniſſe, zu denen ſie kamen, wichen natürlich im Einzelnen von einander ab und waren lange abhängig von alter Kirchenlehre, im Ganzen iſt eine rationaliſtiſche Strömung unter der großen Gläubigkeit ſchon im 16. Jahrhundert unverkennbar. Der Teufel ſteht unter der Zucht des Herrn, er darf nur thun, was Gott zuläßt, und erhält nur durch Verſehn und Unrecht der Einzelnen Macht über ſie. Etwas Lebendiges kann er nicht ſchaffen, allerdings aber iſt er ein ſehr gewandter „Phyſikus", der durch ſeine Schnelligkeit und große Kenntniß der Natur eine Menge überraſchender Erſcheinungen durchſetzen kann. Er iſt es, welcher

die Milch fließen läßt, wenn Hexen und Zauberer eine Axt in die Wand hauen und den Stiel melken. Die Bethörten glauben, sie selbst bewirkten die Sache durch ihre Kraft, während doch die Mittel, welche der Teufel ihnen verschreibt, nur läppische sind. Gewöhnlich sind auch die Künste des Teufels nur Blendwerke.*) Allerdings ist diese Auffassung noch ziemlich orthodox, aber es ist ersichtlich, daß solch erklärendes Nachdenken, so tief in dem Wesen des Protestantismus gegründet, mit der Zeit weitergehn und endlich die ganze Wirklichkeit des Teufels in Frage stellen mußte. Dieselbe rationalistische Richtung ist hinter großer Gläubigkeit zu erkennen in einem besonderen Zweige der Teufelsliteratur, welche vom 16. bis in das 18. Jahrhundert herein zahlreiche Federn in Bewegung setzte und große Wirkung ausübte. Es waren kleine Büchlein, meist von Theologen abgefaßt, wenige in dramatischer Form, in denen Thorheiten und Laster des Jahrhunderts geschildert und vom Standpunkt der christlichen Moral verurtheilt werden. Einige namhafte Schriftsteller brachten diese Art Literatur in Aufnahme; die Titel der Büchlein setzte man mit dem Worte Teufel zusammen: der Hofteufel, Eheteufel, Gesindeteufel, Jagdteufel, Hosenteufel (gegen die Pluderhosen), Spielteufel, Saufteufel u. s. w. Etwa vierzig derselben gehören dem 16. Jahrhundert an. Die Mehrzahl dieser moralischen Tractätlein ist langweilig, auch für unsere Kenntniß alter Zustände nicht besonders wichtig, aber fast in allen erscheint der Teufel schon als gleichbedeutend für verkehrte Neigungen der Menschennatur selbst. Und obgleich keiner der frommen Verfasser zugestanden hätte, daß er das Vorhandensein Satan's bezweifle, so verflüchtigt sich ihnen doch unter den Händen sein Wesen zu einer Abstraction. Diese kleinen Schriften haben mehr als Anderes eine entsprechende rationalistische Auffassung vorbereitet.

---

*) Unter vielem Anderen z. B. Des Teufels Nebelkappen, durch Paulum Frisium, Nagoldanum. 1583.

Gefahrvoll aber war die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit der wenigen aufgeklärten Männer, welche ſich zu Gunſten der Menſchenliebe gegen die Hexenproceſſe auszuſprechen wagten. Sie ſelbſt hatten Kerker und Scheiterhaufen zu fürchten, im beſten Fall den Haß und die Bosheit, welche gläubige Fanatiker auf ihre Gegner auszuſchütten pflegen. Dem 16. Jahrhundert gehört noch ein Name an, der immer dankbar genannt werden ſoll. Der proteſtantiſche Arzt Johann Weier (lat. Wierus oder Piscinarius), Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Cleve, ſchrieb im Jahre 1563 ſeine ſechs Bücher: De praestigiis daemonum. Auch er glaubt noch an Schwarzkünſtler, welche mit Hilfe des Teufels Unheil ſtiften; thun ſie dies, ſo ſollen ſie der bürgerlichen Strafe verfallen; die Hexen aber ſeien arme elende Mütterlein, die im ſchlimmſten Fall ſich einbilden Teufelswerke zu thun, häufig ganz unſchuldig ſind. Sein warmes Herz für die Unterdrückten, ſein edler Zorn gegen die rohe Grauſamkeit der Hexenrichter machten ungeheures Aufſehen. Auf dieſem abgegrenzten Gebiet erſcheint uns Weier als eine Ergänzung zu Luther. Auch gegen ihn erhob ſich die wüthende Meute der Orthodoxen. Die guten Wirkungen, welche Weier's Buch hervorgebracht, wurden durch eine Fluth von Gegenſchriften größtentheils aufgehoben. Und wieder mitten in den Greueln des dreißigjährigen Krieges ſchrieb Friedrich Spee, der beſte deutſche Jeſuit, heimlich ſeine Cautio criminalis gegen das Hexenbrennen, er ließ dieſe Schrift ohne Nennung ſeines Namens in einer proteſtantiſchen Druckerei erſcheinen.

Aber die volksthümlichen Umbildungen des Teufels endigten nicht mit dem Jahrhundert, in welchem Luther lehrte und Weier die Brandpfähle der Richtſtätten umzuwerfen bemüht war. Der dreißigjährige Krieg ſtellte eine andere Seite des düſtern Phantaſiebildes in den Vordergrund. Als Dämon, welcher feſtmachte und Zauberkugeln goß, welche durch jede Rüſtung gingen, lebte der Satan unter den wilden Schaaren des dreißigjährigen Krieges.

Als der Friede kam und der Kriegsteufel sich in die Wälder zurückzog, wo er seine Künste den verwilderten Jagdgesellen lehrte, als ein verarmtes, an Glauben und Hoffnung leeres Geschlecht in dem verwüsteten Lande übrig blieb, wurde der Teufel am liebsten in einer andern alten Amtsthätigkeit aufgesucht, in einer stillen, nur durch die Begehrlichkeit der Menschen gestörten — als Hüter unterirdischer Schätze. Nicht wenig Geld und Gut war in dem langen Kriege vergraben worden, manches wurde nach dem Frieden durch glücklichen Zufall entdeckt. Das armselige, nach Gold lüsterne und ruhiger Arbeit entwöhnte Volk wurde durch solche Funde und die Hoffnung auf größere mächtig aufgeregt. Schatzgräber und Teufelsbanner, welche den Bösen vom Schatz wegzubeschwören wußten, hat es seit uralter Zeit gegeben. Im 15. und 16. Jahrhundert waren die fahrenden Schüler die gewöhnlichen Schatzgräber, Teufelsbanner und Betrüger unwissender Landleute; ihnen folgten jetzt im 17. Italiener und Franzosen, schlaue Welsche, bis tief in das vorige Jahrhundert hinein eine Landplage.

Allmählich wurden die Hoffnungen, welche man auf den Teufel setzte, geringer, die Farbe seiner Gestalt verblich. Das Jahrhundert der Aufklärung verschmähte es zuletzt sogar, über ihn zu spotten. Er wurde, wie längst verstorbene Helden, ein Stoff für die Bühne. Er erhielt sich als Kinderfreude im Puppenspiel, der größte Dichter Deutschlands idealisirte mit höchster Grazie sein alterthümliches Bild. Zuletzt bemächtigten sich die Operndichter seiner Gestalt, und Teufelsbeschwörungen und Höllengefühle wurden in Noten tadellos gesungen.

Doch unten im Volk haftet noch heut der Glaube an den Teufel und seine Hexen, und noch heut versucht der alte Wahn in der orthodoxen Lehre der Katholiken und Protestanten ans Tageslicht zu dringen. Aber die jetzt noch wagen ein wirkliches Dasein des Versuchers zu behaupten, müssen sich gefallen lassen selbst die Bezeichnung zu ertragen, welche der

Böſe in dem letzten Jahrhundert vorzugsweiſe erduldete, das Beiwort armer Teufel.*)

Im Anfange des großen Jahrhunderts hatte das deutſche Volk ſo eifrig ſeinen Gott geſucht, am Ende des Jahrhunderts war der Teufel ſo mächtig! Dem hohen Aufſchwung war eine Abſpannung gefolgt, dem Ringen nach Chriſtus die Furcht vor der Hölle, das Gegenbild des Heiligen drängte ſich als Geſpenſt überall in das Leben. Gegen den Teufel donnerten die Proteſtanten von ihren Kanzeln, ſchwenkten die Katholiken den Weihwedel. Auch in andern Ländern wüthete dieſe geiſtige Krankheit, in den deutſchen Landen aber war das Hexenbrennen durch viele Jahrzehnte faſt die einzige öffentliche Handlung, bei welcher das bethörte Volk eine ſtarke gemüthliche Antheilnahme bewies. Die Vielgetheiltheit und der Mangel an Gemeinſinn und großen politiſchen Zielen wurde der Nation zum Verderben.

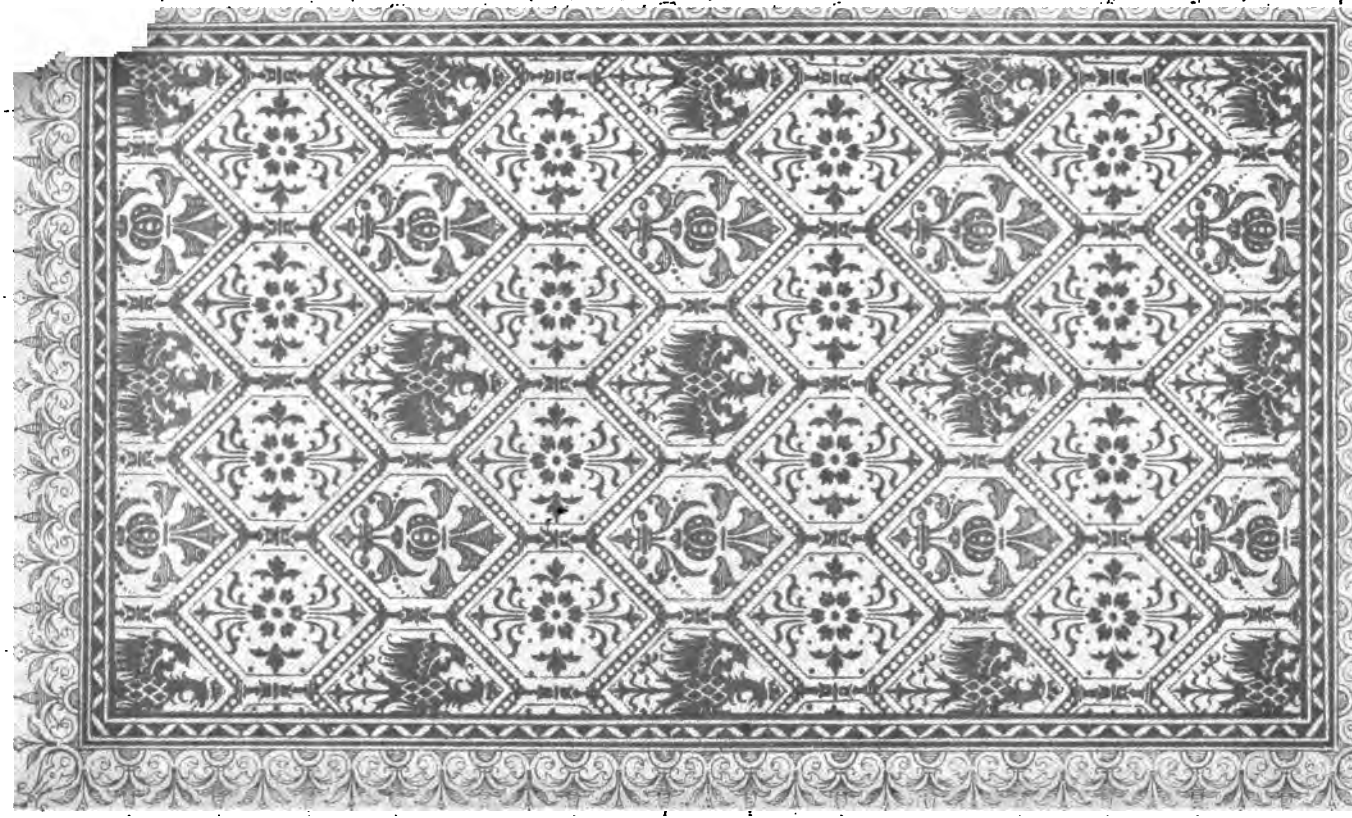
Durch Pfaffengezänk und Fürſteneigennutz, durch die unſeligen politiſchen Verhältniſſe Deutſchlands war der Flug des Proteſtantismus gehemmt, die katholiſche Gegenſtrömung erhob wachſend ihr Haupt. Ueberall im Lande, in der Politik, auf den Kanzeln, in den Gelehrtenſtuben der Geiſtlichen war mehr Haß als Liebe. Unter einer geiſtloſen Dogmatik verkümmerten die Seelen, die Herzen der Frommen wurden durch trübe Ahnungen bedrückt. Die Beſſeren ſorgten um die elende Lage des deutſchen Vaterlandes, die Gläubigſten wurden durch die Geiſtlichen und zahlloſe Kalendermacher in fortwährender Spannung und Sorge erhalten, daß das Ende der Welt

*) Der Ausdruck iſt allerdings ſchon um 1550 volksthümlich; z. B. bei Hans Sachs im Schwank: Der Teuffel leſt kein Lantzknecht mehr in die Helle faren (1555. Nürnb. G. Merckel. 4.), befiehlt der Landsknecht dem Wirth einen toten Hahn zu braten, der in der Ofenhölle hängt. Teufel Belzebock, der ebendaſelbſt auf einen Landsknecht lauert und bereits durch das wilde Weſen der Landsknechte ſehr beunruhigt iſt, nimmt an, daß die Bezeichnung des zu bratenden Hahnes „armer Teufel" ihn ſelbſt meine, ſtößt entſetzt eine Ofenkachel aus und flieht in die Hölle.

bevorſtehe. Gerade das häufige Auftreten des Teufels erſchien Vielen als Vorzeichen des nahen Weltendes. Unterdeß lebte die Maſſe des Volkes, Vornehme und Geringe, einem derben Genuß in dem damals wohlhabenden Lande. Der Luxus war größer geworden, jede Art von Ueppigkeit wurde nachgeahmt. Wer den Teufel nicht fürchtete, fand auch nicht behaglich, ſich viel um Gott und ſeine Heiligen zu kümmern. Es wurde als luſtige Anekdote berichtet, daß ein Todkranker in Pommern, dem der Geiſtliche in articulo mortis ſtark zuſetzte, endlich antwortete: „Euch zu Gefallen will ich an eine Auferſtehung glauben, ihr werdet aber ſehen, es wird nichts daraus werden"; und gern wurde die alte Geſchichte Luther's nacherzählt, daß ein Landsknecht, der wegen greulichem Fluchen geſcholten wurde, betheuerte, er habe das ganze Jahr nicht an Gott gedacht, geſchweige bei ihm geflucht.

Unter ſolchen Ausſichten begann das furchtbare Jahrhundert der Kriege.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.



Stanford University Libraries
3 6105 013 392 381

Freytag. G. 51569 v.19
Gesamm Werke
Bild schen Vergangenheit.

DATE
MAY 23'33
MAY 18'33
JUN-7'33

51569